Biographische und kulturgeschi... essays

Karl Theodor von Heigel

Biographische und kulturgeschichtliche Essays

von

Karl Theodor von Heigel

Zweite Auflage

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1906

Biographische und kulturgeschichtliche Essays

von

Karl Theodor von Heigel

Zweite Auflage.

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1906

Meinem lieben Freunde

Eduard Grützner

zum 60. Geburtstage.

Vorwort.

Ich widme das vorliegende Büchlein (9. Sammlung kleiner historischer Schriften) jenen Geschichtsfreunden, welche nicht die Muße haben, umfangreiche Werke zu studieren, welche sich aber gern mit kürzeren historischen Abhandlungen beschäftigen, wenn sie daraus Neues erfahren können oder wenn ihnen Bekanntes in neuer Auffassung dargeboten wird. Daß meine Mitteilungen nicht „von zweiter Hand" stammen, wird auch der fachkundige Leser bestätigen. Den Titel Essays habe ich gewählt, weil sich der Sprachgebrauch herausgebildet hat, daß als exagia besonders solche Aufsätze bezeichnet werden, in denen auf die Form besondere Sorgfalt verwendet ist. Hermann Grimm sagte einmal in einer Vorlesung: „Meine Herren, bedenken Sie immer, daß es auch einem deutschen wissenschaftlichen Werk wenigstens nicht schaden kann, wenn es gut geschrieben ist!" Nur was als Ausfluß eines gebildeten Geistes zugleich klar und künstlerisch sich gibt, wird alle Gebildeten des Volkes ansprechen. Meine Aufsätze wollen nicht so fast belehren als anregen und möchten ihre Leser selbst zu Mitarbeitern gewinnen. Ich denke dabei an das Wort Voltaires: „Les livres les plus utiles sont ceux dont les lecteurs font eux-mêmes la moitié."

München, im Frühling 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Seemacht.

Festrede, gehalten in der Hauptversammlung des Deutschen Flotten-Vereins zu München am 28. März 1903.

Seit Themistokles den Athenern riet, aus dem Ertrage der Laurischen Bergwerke Schiffe zu bauen, sind ungefähr 2400 Jahre vergangen. Sie bedeuten eine lange Schule politischer Erfahrungen für die zivilisierte Menschheit, doch weder der moderne Staatsmann noch der Feldherr wird an jenem Rate des hellenischen Patrioten kritteln und rütteln, denn der Ruhm von Salamis ist unverblichen. Man kann also ohne gelehrte Pedanterie den Ruf des Themistokles und die deutsche Flottenvorlage zusammenstellen. Auch die Zeitumstände fordern zum Vergleich heraus. Trotz des Sieges bei Marathon war nicht alles gut im Griechenlande. Die Hellenen waren nicht alle gleich in ihren Gesinnungen, sagt Hesiod. Auch in Deutschland waren alsbald nach der ruhmreichen Eintracht während der Kriegsjahre „nicht alle mehr gleich in ihren Gesinnungen“. Bitter, vielleicht allzu verbittert hat sich Bismarck dem Engländer Whitman gegenüber geäußert: „Als ich die deutsche Reichsverfassung gestal-

tete, fürchtete ich die Fürsten und vertraute auf das Volk; meine Furcht war unbegründet, aber wie ist mein Vertrauen belohnt worden!" Wie vor 1870 wurden die Starrheit der religiösen und politischen Feindschaften, der Rassen- und Klassendünkel stärker als der Gemeinsinn. In den Parlamenten unter der schönen Flagge Redefreiheit häufig unfruchtbare Redseligkeit. —

Wie in der Schwüle eines Sommernachmittags an der Küste der Seewind, so wirkte in jener flauen Stimmung von damals die Flottenfrage. Endlich wieder eine Frage von echter politischer Bedeutung, von Bedeutung nicht bloß für das Wohl und Wehe einer Klasse, sondern für die Weltstellung der Nation!

Sofort trennten sich auch hier die Volksvertreter in zwei Lager. Doch man darf dabei nicht an die von Stein als gefährlichsten Feind des Staates bezeichnete, „verweichlichende, alle Sittlichkeit verschlingende Selbstsucht der Stände" denken, — die Trennung war einfach der Beweis, daß wir im Zeichen der industriellen Zivilisation leben. Die Flottenfreunde und die Flottengegner besaßen die wesentlichen Tugenden dieser Zivilisation. Hier vorsichtige Sparsamkeit, dort wagemutiger Unternehmungsgeist! Der heiße Kampf verführte zu Übertreibungen und zeitigte Wahnvorstellungen hüben und drüben. Mancher sah je nach seiner Parteinahme in den Gegnern nur Streber und Romantiker oder nur Pfahlbürger und Staatsfeinde. Ich bin überzeugt, daß alles Für und Wider in redlicher Absicht und zum Gemeinwohl gesprochen wurde, doch ebenso bin ich überzeugt, daß die Errungenschaft jener stürmischen Verhandlungen, die Annahme der Flottenvorlage, heute auch von den damaligen Gegnern nicht mehr preisgegeben würde. Denn nur dieser Ausgang entsprach dem germanischen Mannes- und Volksideal: Was du leisten kannst, mußt du leisten!

Unsere nationalen Aufgaben und Pflichten sind mit dem Waffengang von 70 und 71 nicht abgetan. „Auch der Frieden hat seine Eroberungen!" sagt ein hochverdienter Seemann, der Amerikaner Maury. Die Weltkarte und die Weltgeschichte sprechen zu unseren Gewissen. Es erging dem Deutschen wie dem Dichter im Gedichte Schillers. Allein ein Volk kann sich nicht mit dem Trost des Dichters begnügen. Denn die Nullen unter Völkern sind reif zum Untergang.

Was auf dem Meere für uns liegt, was für den Handel zur See, den Nationalreichtum, das deutsche Ansehen in allen Himmelsstrichen eine Flotte bedeutet, war wenigstens einer ungeheuren Mehrheit des Volkes klar. Darum das atemlose Lauschen der Nation auf die Stimmung im Reichstag, darum der Jubel bei dem ersehnten Ausgang!

Eine Schöpfung jener für unsere Wehrkraft zur See, also für unsere Wehrkraft überhaupt so bedeutungsvollen Tage und ein Erinnerungsmal an sie ist der Flotten-Verein. Ein Denkmal, hoffe und glaub' ich, dauernder als Erz. Zunächst eine Schöpfung für kurze Zeit: Die Mitglieder verpflichten sich, für die Flottenvorlage Stimmung zu machen. Alsbald ein wohlorganisierter Bund mit weitgesteckten, aber festen Zielen, ein Verbrüderungsband für Nord- und Süddeutsche zu gemeinsamer patriotischer Arbeit! ..

Es ist das Schicksal sehr vieler Vereine, daß die Begeisterung, die anfangs alle Segel blähte, mit der Zeit abflaut. Das Gegenteil ist bei unserem Flotten-Verein der Fall. Mit seiner Tätigkeit wuchs im Volke die Einsicht von seiner Notwendigkeit und Wirkung. Nur fünf Jahre sind seit der Gründung vergangen, doch es waren fünf Jahre gesteigerter Ernte, ein Weih- und Dankopfer wert. Heute hat der Verein über 630000 Mitglieder in allen Schichten

der Bevölkerung. Alt und jung, reich und arm bekennen sich zur Gemeinde.

Ich fühle Ihnen gegenüber voll und ganz die Ehre meines Auftrages, Sie im Namen des Bayerischen Landesverbandes zu begrüßen; ich fühle aber auch nicht ohne Beklemmung meine unzulängliche Erfahrung und Kenntnis. An meiner Stelle sollte ein „seebefahrener" Mann stehen, der Ihnen von den schwimmenden, turmbewehrten Meerburgen, den neuesten Panzerschiffen, von Kreuzern und Torpedobooten anschaulich und anregend erzählen könnte. Doch uns Münchnern weht nur von den Bergen eine mitunter sogar unerwünscht frische Brise, und wenn auch auf unseren bayrischen Seen der Segelsport erfreulich zunimmt, so dürfte es doch schwer sein, unter den Alten an der Isar einen Sindbad zu finden. Doch mit dem Herzen sind wir bei der Sache, und wenn der Flotten-Verein „Alle Mann auf Deck!" ruft, werden wir Bajuvaren nicht die letzten sein.

Mir als Geschichtsforscher sei es erlaubt, bei meinem Fache zu bleiben, in Kürze von der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Seemacht zu sprechen. Wenn ich auch nichts Neues bringen kann: den Manen der Alten, die unserem Kaiser und unseren Landesfürsten als Beispiele vor Augen standen, auch ihnen gebührt heute ein warmes Wort! — —

Nicht alle Küstenbewohner waren von jeher seetüchtig Volk; die germanischen Stämme aber sehen wir von Urzeiten mit dem Meere vertraut. Angeln und Sachsen, Goten und Vandalen waren als Seeräuber nicht einwandfrei, als Seefahrer jedenfalls bewundernswert, denn sie beschränkten ihre Ausflüge nicht auf die lockend nahen Inseln, sondern wagten sich mit schwanken Kielen hinaus auf das von den Reifriesen umschlossene Meer, ließen hinter sich „die weiße

Klippe, bis sie im ringsum wirbelnden Schaum entschwand".

Kaiser Probus verdankte seinen Ehrennamen „Goticus" der Abwehr der Goten, die auf Kreta und Rhodos, in Kleinasien und Ägypten nicht bloß die Küsten verwüsteten, sondern dort im Süden seßhaft werden wollten. Des Vandalenkönigs Genserich Geschwader beherrschte lange Zeit das Mittelländische Meer, die „Wendelsee", wie es im mittelalterlichen Deutschland nach jenem germanischen Stamm genannt wurde.

Auch wir Deutschen haben unsere Odyssee. Neben dem ausschließlich binnenländischen Sagenkreisen entnommenen Nibelungen-Epos haben wir das dem friesisch-dänischen Sagenkreis angehörige Heldenlied Gudrun. Da braust das Meer und schaukelt unsanft der Seekönige Galeeren. Allerdings nicht so verderblich wie der Sang der Sirenen und der Circe Zaubertrank, dennoch verhängnisvoll ist das Lied des Friesensängers Horant, und Gudrun ist eine jungfräuliche Penelope, an Treue der Griechin gleich, doch ohne Listen.

Als wenige Jahre nach der denkwürdigen Flottenschau an der Scheldemündung Karl der Große starb und die Reichseinheit in Trümmer ging, war es mit der deutschen Herrschaft zur See auf lange vorbei. Weder die Normannennot, noch der Kampf mit dem dänischen Inselvolk brachten die Deutschen auf den Gedanken, ihre Küsten und Strommündungen durch eine eigene Flotte zu verteidigen. Und auch ihrer Könige Traum von einer festen Vereinigung Italiens mit den deutschen Landen schenkte dem Reiche keine Seemacht. Zwar Kaiser Otto III. scheint den Plan gefaßt zu haben, eine Flotte zu schaffen; es gibt unter seinen Beamten nach byzantinischem Muster einen Praefectus navalis, doch Otto ließ es bei dem schönen Gedanken bewenden, sein

Admiral hat niemals ein Schiff kommandiert. Und wie notwendig wäre gerade Otto III. zum Gelingen seiner politischen Pläne eine Kriegsflotte gewesen! Ohne sie war nichts gegen Venedig, nichts gegen die Araber in Unteritalien auszurichten. Der Mangel einer Seemacht brachte auch die weitausschauenden Salier und Staufer um den vollen Siegeskranz. Die Franzosen und in den Tagen Richards I. auch die Engländer hatten ihre Schiffe. Ihnen bot, als der Gedanke der Befreiung des Heiligen Landes die ganze Christenheit nach dem Osten drängte, der Seeweg schnelle und sichere Beförderung, während die deutschen Kreuzfahrer auf langen Märschen durch unwirtliches und feindliches Gelände sich aufrieben. Und wenn in der Kaiserzeit zur Durchführung politisch-militärischer Unternehmungen die Seefahrt zur Notwendigkeit wurde, mußten für den ersten Kriegsherrn der Welt und seine Ritter und Reisigen pisanische oder genuesische Schiffe geborgt werden.

Und doch trugen auch schon jene unfreiwilligen Meeresfahrten den Deutschen reiche Früchte. Das Morgenland wurde zwar nicht auf die Dauer bezwungen, aber die Engern, Westfalen und Thüringer, die von den Kreuzzügen reich an Erfahrungen, mit gestähltem Willen und unternehmungslustig heimkehrten, begannen zu Hause ein Kolonisationswerk, an Großartigkeit nur von dem des Deutschherrenordens übertroffen. Die Niederrheinische Ebene und die Gestade der Ostsee wurden dem slawischen Eindringling entrissen und wieder dem deutschen Volkstum gewonnen. Die Ostsee, die während und infolge der kaiserlichen Römerzüge ein skandinavisch-slawisches Binnenmeer geworden war, wurde wieder deutsches Gewässer, und die von Deutschen aller Stämme besiedelten Seestädte schufen sich allmählich eine mächtige Marine. Ich kann an die Hansa, an die glänzenden

Kulturtaten der Osterlinge nur erinnern. Der ganze Handel in Norddeutschland und England, Skandinavien und Rußland lag in den Händen jener Kaufherren. Lübeck, das wie München Heinrich dem Löwen seine Gründung verdankt, nimmt schon nach 100 Jahren unter den blühenden nordischen Handelsstädten die erste Stellung ein und behauptet sie durch drei Jahrhunderte. Doch ohne Wehrhaftigkeit, ohne Erfahrung und Tüchtigkeit im Seekrieg würde die Hansa solche Macht und solches Ansehen niemals errungen und verteidigt haben!

„Wir sprachen von des alten Glanzes Zeit,
Von jenen, die der Hansa Schlachten schlugen!“ (Geibel.)

Als im 15. Jahrhundert der Engländer — gewiß mit Recht! — sich zu schämen begann, daß der deutsche Osterling in seiner Schreibstube zu Lübeck oder Danzig den Handel in London lenkte, die Regierung deshalb die deutschen Handelsvorrechte schmälern wollte und der Janhagel in Dorf und Stadt an den verhaßten Fremden sich vergriff, verhängte die Hansa kurzerhand die Handelssperre über England, und eine Flotte unter Paul Benecke übte — nach damals allgemeinem Brauch — an den englischen Küsten und Schiffen Vergeltung. Und so gefürchtet war die Wehrmacht der deutschen Gilde, daß König Eduard IV. ihr für die Abfahrt der wilden Gäste schleunigst 10000 Pfund Sterling — so benannt nach den Osterlingen — als Entschädigung für Kriegsunkosten zahlte und die alten Vorrechte bestätigte.

Was war am Niedergang dieser mächtigen Genossenschaft schuld? Das würde ein lehrreiches, aber allzu langes Kapitel sein. O, nicht nur auswärtige Ereignisse erklären ihn, nicht nur der veränderte Seeweg nach Indien und die Entdeckung der Neuen Welt, nicht nur die rasche Bildung und

Selbständigkeit der amerikanischen Staaten, die alte Nebenbuhlerschaft der Niederländer und die plötzliche Begeisterung der Engländer für Seewesen und Welthandel, — die schleichende, aber tödliche Krankheit waren die Zwistigkeiten und die Eifersucht der Städte untereinander und der endlose Streit zwischen Demokratie und Plutokratie im Weichbild der Städte, war die Gleichgültigkeit der Reichs-Staatskünstler für Handels- und Verkehrsinteressen, die freilich von den Hansen im Glück mit der ähnlichen Teilnahmslosigkeit am Reichswohl vergolten wurde. Zwar Kurfürst August von Sachsen, ein außergewöhnlich staatswirtschaftliches Talent, mahnte eindringlich, daß man zum allgemeinen Besten die Seemacht der Hanseaten aus Reichsmitteln unterstützen müsse. Es wurde auch in diesem Sinne der eine und andere Reichsbeschluß gefaßt und zu Papier gebracht — Makulatur, wie so viele Beschlüsse des schon alternden römischen Reiches!

Auch damals wurde von der geringen Bedeutung der hanseatischen Erfolge und — ähnlich wie in unserem Reichstag — von der Wertlosigkeit einer Flotte für die Binnenstaaten gesprochen. Leider mit Erfolg! Mußte doch Karl V. eine Handfeste unterzeichnen, daß er „alle Gesellschaften unter Kaufleuten abtun wolle", derselbe Karl, dem Jakob Fugger im Jahre 1523 schrieb: „Es ist wesentlich und liegt am Tage, daß Ew. Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne mich nicht erlangt hätten, wie ich dies mit Handschriften aller Kommissare Eurer Kaiserlichen Majestät beweisen kann!"

Ja, hatten denn Aus- und Einfuhr der Seestädte den Binnenländern ganz und gar keinen Nutzen gebracht? Ging nicht schon im 16. Jahrhundert „Nürnberger Tand" auch über Lübeck und Hamburg „durch alle Land"!? Tirol lieferte schwere Lasten seines Kupfers nach Stettin und Danzig,

sogar deutsches Getreide wurde schon auf deutschen Schiffen nach England gebracht.

Und als seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien Antwerpen der Stapelplatz des festländischen Handels wurde: waren es nicht die oberdeutschen Fugger und Welser, die von dort aus zu ihrem und ihrer Vaterstadt Augsburg Ruhm das Glück bei der Stirnlocke faßten? Noch heute steht in Antwerpen das „Fokkershuis“, und schwerreiche Leute werden vom Antwerpener noch heute „rijke Fokker“ genannt. Die Welser unterhielten schon seit dem 15. Jahrhundert ausgedehnte Handelsbeziehungen. Welsersche Faktoreien gab es an allen wichtigeren Stapel- und Handelsplätzen, Welsersche Schiffe beteiligten sich lebhaft am Levantehandel. Der berühmte Humanist Peutinger erlangte für die Augsburger Firma vom portugiesischen Hof Freibriefe und Empfehlungen an die „indianischen Könige“. 1504 traten die Welser, Fugger, Hochstetter und andere Augsburger Häuser zu einer Gesellschaft zusammen, die mit eigenen Schiffen auf dem neuen Seeweg indische Spezereien, Farbwaren und Stoffe nach Europa brachte. Auch an den Entdeckungsfahrten waren die Augsburger Kaufherren wie der Nürnberger Behaim beteiligt. 1528 erwarben die Welser das Entdeckerrecht an Venezuela; durch Verträge gelang es ihnen, im „Welserland“ die gesamte Ein- und Ausfuhr in ihrer Hand zu monopolisieren, und Welsersche Flotten und Mannschaften verkehrten da, wo unlängst wieder deutsche Schiffe ankerten, um dem mißachteten Recht Geltung zu verschaffen. Da war die Gelegenheit geboten, eine von der Natur reich ausgestattete Kolonie für Deutschland nicht erst zu erobern, nein, nur festzuhalten, doch das geringe Kolonisationstalent und die schmähliche Habgier der ausgesandten Agenten, denen es nur um möglichst rasche Erbeutung von Gold und

anderen Schätzen zu tun war, hauptsächlich aber der gänzliche Mangel an Verständnis und Gemeinsinn in der deutschen Heimat trugen schuld, daß des Kolumbus „Kleinvenedig" den Welsern von Karl V. abgenommen und von keineswegs kulturfreundlicheren Hidalgos regiert wurde.

Im Zeitalter der blutigen Religionskriege bieten uns die Schicksale von Rochelle und Stralsund ein Beispiel, wie nützlich einem Staat im Kriegsfall eine Seemacht ist. Richelieu konnte den Hafen von Rochelle verschließen, und damit war das Schicksal der Stadt bei allem Heldenmut ihrer Bürger besiegelt. Die kaiserliche Armee unter Wallenstein dagegen vermochte den Dänholm nicht zu behaupten, und die Reede von Stralsund blieb dänischen und schwedischen Hilfsgaleeren offen. Ein genialer Heerführer wie Wallenstein mußte den Mangel seiner Wehrmittel erkennen. „Ich will", schrieb er an den Spanier Sforza, „aufs Jahr 1628 stark auf der See mich befinden." 48 Kriegsschiffe sollten zunächst mit Hilfe der Hansa aufgebracht, die Dänen bezwungen und dann mit einer westlichen und einer östlichen Flotte die kaiserliche Seeherrschaft über Nord- und Ostsee begründet werden. Auch die Anlage eines Kanals zwischen den beiden Meeren wurde von Wallenstein ins Auge gefaßt. Über den kriegerischen Verwicklungen im Norden jedoch und dem Widerstand der Liga kamen die großen Pläne nicht zur Ausführung. Der Titel eines Generals des Ozeanischen und Baltischen Meeres, den Wallenstein am 21. April 1628 erhielt, hatte nicht mehr Wert als der des Flottenpräfekten unter Kaiser Otto III.

Eine Tat, erquickend in all dem Elend, das der Dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, waren die Unternehmungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg: Gründung einer Marine und überseeische Erwerbungen! Wenn

auch nach den bedeutenden Anfängen: Einnahme von Wolgast, Stralsund, Stettin, Anlage einer Flottenstation bei Emden — das Ende, der Verzicht des Thronfolgers auf alle Besitzungen der brandenburgisch-afrikanischen Handelsgesellschaft und der Verfall der Flottille, ein trübes war: als Vorbild war die Vorliebe des Großen Kurfürsten für Seewesen und Seemacht von wichtiger Bedeutung. Sogar in Bayern wurde man dadurch angeregt, dem Plane des genialen Abenteurers Becher, bayerische Kolonien in Südamerika zu erwerben, — freilich nur vorübergehend — Beachtung zu widmen. Wagemut und Opferwilligkeit heischende Unternehmungen konnten damals nicht zur Reife gedeihen, denn lange, lange nach dem Westfälischen Frieden war Deutschland noch am Dreißigjährigen Kriege krank. Der Mann, der weiland seinen Feinden ein eherner Riese geschienen, lag gebunden, ohnmächtig zu Boden, der Plünderung jeder frechen Faust preisgegeben.

So das Volk. Und wie sein Land? Ehedem freundliche Dörfer waren Trümmer, und die deutschen Städte, die Äneas Silvius im 15. Jahrhundert für die reichsten und lustigsten in Europa erklärt hatte, glichen stillen, verwahrlosten Dörfern. An den Mündungen unserer großen Ströme saßen Fremde, und in den wichtigen Häfen spielten Fremde die Herren. Wegen der Nordsee, die früher von den Engländern selbst „Deutscher Ozean" genannt worden war, befehdeten sich Briten und Holländer, wegen der Ostsee Dänen und Schweden. Wenn die Gegner zum letzten Entscheidungsmittel griffen, war das deutsche Kauffahrteischiff für den einen wie für den andern die bequemste Beute. Wenn je die Hansa ihre Übermacht mißbraucht hat, ward es ihr in den Kriegen um die Wende des 18. Jahrhunderts mit Zinsen zurückgezahlt.

Ausländische Agenturen und Filialen bis tief ins

Binnenland! Die Rheinstädte verödet! Was war aus Köln geworden, das einst den Neid Petrarcas erregt hatte! Wenn es galt, den Deutschen die Ausfuhr zu erschweren und die Einfuhr zu verteuern, waren in England wie im Haag, in Kopenhagen und Stockholm Regierung und Kaufmannschaft ein Herz und eine Seele.

Hamburg und Bremen allein blieben im Aufschwung. Wir sehen den freundlichsten der verschiedenen Gründe dafür in dem unermüdlichen Unternehmungsgeist und unbeugsamen Rückgrat ihrer Bürger. Im großen und ganzen aber muß man sagen: Deutschland war zwei Jahrhunderte lang kein Platz für kühne und kostspielige Unternehmungen. Während der gewaltigen Taten der englischen und französischen, spanischen und niederländischen Flotten im 17. und 18. Jahrhundert gab es keine deutsche Flagge. Doch

„Ein rechter Strom bricht immer
Ins ewige Meer hinein!"

Obwohl gerade in Preußen die Anschauung festgewurzelt war, daß der Staat durch sein mächtiges Heer hinreichend gesichert sei, trat allmählich der preußische Staat, mehr dem Zwang gehorchend als dem eigenen Triebe, in die Reihe der seefahrenden Mächte. Tatsache ist, daß schon 1792 den Sund 737 preußische und nur noch 86 lübische Schiffe passierten.

Der Zollverein stellte eine gemeinsame Handelspolitik wenigstens in Aussicht; jedenfalls gab er unserem Handel einen rascheren Pulsschlag. Die Ausfuhr steigerte sich in auffälliger Weise. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe weckten den alten Wandertrieb. Viele — einsame Menschen, wie ganze Familien — rissen sich von der Heimat los, Bauern und Industriearbeiter, Gewerbe- und Handeltreibende. Ob Not oder die Jagd nach dem Glück oder bloße Unrast sie in die Ferne zog, in den großen Binnenstaaten Nordamerikas,

in den Landstrichen am Kap, in Südrußland, in Australien zählten die Deutschen zu den besten Pionieren der Kultur. Auf allen Meeren fuhren deutsche Handelsschiffe, in allen Hafenstädten gab es wieder deutsche Banken.

Doch den Sendlingen anderer Nationen gleich geachtet wurden die unsern nicht, es sei denn, daß sie, was nur allzu häufig geschah, mit bedientenhafter Selbstverleugnung auf Muttersprache und Heimatsitte für immer verzichteten.

Denn ihnen allen fehlte der Schutz eines starken Staates. Und eine Wirkung in die Ferne übt nur ein Staat mit starker Flotte.

Sobald also zur festeren Einigung der deutschen Stämme ein ernster Anfang gemacht wurde, war das Verlangen nach einer Flotte — ich will nicht sagen — das bestüberlegte, aber das volkstümlichste. Nicht nur die handelspolitischen, auch die militärischen Vorteile lagen sogar dem Laien vor Augen. Wie anders konnte man den Sieg bei Schleswig im Jahre 1848 ausnützen, wenn man ein paar Kriegsschiffe auf dem Wasser hatte. Man besaß aber nicht ein Kanonenboot, geschweige Fregatten und Korvetten, nicht einmal Transportschiffe, um die deutschen Truppen über den dürftigen Wasserarm zwischen dem Festland und der Insel Alsen zu setzen. Wasser hat nun einmal keine Balken.

Die traurige Erfahrung war noch lebendig in den Gemütern, als die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt zusammentrat. Schon im Mai wurde auf Antrag des Hamburgers Heckscher ein Ausschuß für Marine-Angelegenheiten gewählt, und am 9. Juni hielt dieser, 15 Mann hoch, meist Abgeordnete aus Seestädten, aber auch Berliner und andere Binnenstädter, im Sarasinschen Hause seine erste Sitzung.

Wie viel gute und schlechte Reden wurden dann im

Plenum für die Schöpfung einer deutschen Kriegsflotte gehalten, wie viel sinnige und unsinnige Vorschläge zum besten gegeben! Die Begeisterung für die Sache war allgemein, gleich groß im Süden wie im Norden, in allen Schichten der Bevölkerung, am lebhaftesten in demokratischen Kreisen. Wie in den zwanziger Jahren der „Griechenkasten“ umgegangen war, wo gebildete Deutsche beisammen waren, so jetzt der „Flottenkasten“.

Es war mir Einblick in den Briefwechsel zweier bedeutender Menschen aus jenen Tagen gestattet. Die Gemahlin Wilhelm Kaulbachs, Frau Josepha, berichtet beinahe täglich ihrem Gatten, der im Berliner Museum am „Turmbau zu Babel“ malt, aus München über die Begeisterung und die Opferwilligkeit aller für die deutsche Flotte. Wilhelm Kaulbach spricht in seinen Antworten seine Freude aus über die gut deutsche Gesinnung seiner Frau und ihre rastlose Sammeltätigkeit für das patriotische Unternehmen, doch immer sein Bild, immer den Turmbau von Babel vor Augen, betrachtet er ohne Vertrauen die Bemühungen um Aufrichtung eines neuen Deutschlands und bezweifelt, daß die „Spargroschen der Putzmacherinnen“ und die „Zwanziger der patriotischen Wursthändler“ hinreichen werden, „ein schwimmend Heer furchtbarer Zitadellen“ auf die See zu bringen.

Der Zweifel war nur allzu berechtigt. Zwar wurde für die Flotte flott gesammelt, die Opferwilligkeit im Volke war eben so groß, wie zwei Jahre früher für das niedergebrannte Hamburg. Aber man baut billiger ganze Stadtviertel als eine Flotte. Die Mittel waren unzulänglich. Auf einen Millionär kamen Millionen Arme, und die spärlichen Krösusse waren sparsam. Und den Gründern der neuen Reichsverfassung erging es wie den Erbauern

des Babelturms: sie verstanden sich nicht mehr. Sie zerstreuten sich in alle Winde, und mit der Verfassung hatte auch der Traum einer Marine ein Ende. Die paar Schiffe, die aus den vom Parlament bewilligten Mitteln gebaut worden waren, wurden von dem oldenburgischen Staatsrat Hannibal Fischer im Auftrag des Bundestags versteigert. Die in Bremerhafen vor Anker liegenden Schiffe hatten die schwarz-rot-goldene Flagge: sie sollte niemals über Meereswogen wehen! Wenn Palmerston damals sagte, er kenne keine schwarz-rot-goldene Flagge, so hatte er als englischer Staatsminister damals recht. Doch nicht die Flaggenfarben, sondern der Gedanke einer deutschen Flotte war die Hauptsache, und fruchtbare Ideen lassen sich wohl vertagen, nie aber vernichten! —

Der Entschluß der preußischen Regierung, zur Verteidigung der Ostseeufer 18 Kanonenboote bauen zu lassen, mochte den ausländischen Machthabern mehr ein Versuch, als die erste Tat weitausgreifender Pläne scheinen. Denn beim Abschluß des Waffenstillstandes mit Dänemark besaß Preußen doch nur drei größere Fahrzeuge, und diese wurden nunmehr abgerüstet. Allein die Marinebehörde stellte ihre Arbeit nicht ein. Mannschaft wurde ausgebildet, eine Anzahl Schiffe erworben und ausgestattet und 1853 mit Oldenburg „wegen Überlassung einiger tausend Morgen Landes zur Anlage eines Kriegshafens" unterhandelt.

Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich besaß Preußen bereits drei Panzerschiffe mit 55 Geschützen und ein ansehnliches Geschwader kleinerer Fahrzeuge.

Wenn der Verzweiflungskampf der französischen Truppen gegen ein Heer mit besserer Ordnung, besserer Führung und besserem Recht eine furchtbare Tragödie war, kann man die damaligen Vorgänge auf der See eine Idylle nennen. Als

eines Tages nach Berlin telegraphiert wurde, daß ein französischer Kriegsdampfer in der Höhe von Stolp Mannschaft ausschiffe, regte man sich im Kriegsministerium darüber nicht auf, und wirklich war es nicht auf die Einnahme von Stolp, sondern nur auf die Einnahme von Schnaps und Brot abgesehen. Das wurde von den Stolper Bürgern dem höflich furagierenden Häuflein auch gern gegeben und von den Franzosen prompt bezahlt.

Ob bei dem heutigen Stand der Geschütze eine feindliche Panzerflotte ebenso untätig und ungefährlich vor Danzig verankert bliebe wie damals, ist freilich eine andere Frage.

Seit 1871 haben wir eine deutsche Marine.

Trotz allem Siegesjubel bewährte sich das ruhige Blut der Deutschen; vielleicht würde in manchen Punkten ein wenig mehr Temperament gut getan haben. Schon damals wurden Wünsche nach überseeischem Landbesitz laut. Sie galten sogar einem Manne von dem bewährten Scharfblick und warmen Nationalgefühl wie Gustav Freytag für vermessen. „Es kann uns nicht einfallen", schrieb er 1871 in der Zeitschrift „Im neuen Reich", „durch Heere und Flotten in der Fremde Eroberungen zu machen."

Nach außerordentlichen politischen Ereignissen ist es nicht anders, als nach großartigen elementaren Begebenheiten. Das Dämonische, das den ruhigen und gewohnten Gang der Dinge unterbricht, erschreckt uns. Unter allen Umständen aber wird z. B. nach einer Überschwemmung der Landmann, sobald er sich gefaßt hat, seine Arbeit den veränderten Bodenverhältnissen anpassen, und wenn, wie im „Faust", Seismos ein Goldlager bloßlegt und „zu neuem Leben sich fröhliche Bewohner auffordert", werden, wie dort die Ameisen und Pygmäen, die Fleißigen sich einstellen, die aus der zertrümmerten Bergmasse die Schätze sich heben.

Aber ein Volk — das scheint die Ansicht vieler zu sein — ein Volk soll nach einem siegreichen Krieg sich mit dem moralischen Eindruck begnügen, seinen Machtzuwachs nicht ausnützen, die Krone, die ihm das Schicksal beut, ausschlagen und in alle Ewigkeit der alte Michel bleiben?! Die Furcht vor der Gefahr wurzelt nur zu oft im Aberglauben. „Denkt an den Ring des Polykrates!“ wird gerufen. Aber Polykrates ging nicht an seinem Glück, sondern an seiner Tyrannei zugrunde. Eine friedliche Politik ist, solange sie möglich ist, immer die beste, aber eine „gutmütige“ Politik ist niemals „gute“ Politik.

Was heißt denn Weltpolitik treiben? Einfluß auf die Welthändel und den Welthandel haben, den Landsmann, mag er am Yangtsekiang oder Orinokko wohnen, in seinen Rechten schützen, was nur eine Seemacht vermag, mit den Ausgewanderten, den auswärtigen Volkskräften, in wirtschaftlicher Beziehung bleiben, was am besten durch Gründung von Kolonien ermöglicht wird.

Zitate sind keine Axiome, doch wenn ich Sie an einen Ausspruch des geistvollen Leroy-Beaulieu erinnere, daß diejenige Nation die größte der Welt sei, die am meisten kolonisiert, — gibt uns das nicht zu denken?!

Politik ist Bewegung. Bei alternden Nationen mag ein Stillstand notwendig, sogar wohltätig sein. Aber sind wir eine gealterte Nation? Nein, eine junge rühmen wir uns zu sein. Also vorwärts, also aufwärts!

Daß Deutschland im Mittelalter schon einmal eine Weltmacht war, beweist nichts für unser Greisentum. Es waren die Schuljahre der Deutschen, in denen sie allerdings damals nichts gelernt haben. Aber wir haben aus ihrer Geschichte gelernt.

Die Weltsuprematie, die Hoheit über alle christlichen

und heidnischen Völker für die Deutschen zu verlangen, fällt heute in Deutschland niemand ein. Deutschfeindliche Engländer, Romanen und Slawen bemühen sich vergeblich, uns diese Idee anzudichten. Wir fühlen uns nicht als „Herrenvolk“, aber es gibt nicht bloß törichte Überhebung, sondern auch berechtigten Stolz und berechtigtes Ehrgefühl. Wir dürfen uns im Wettbewerb der Völker nicht beiseite schieben lassen. Die rüstigen Völker unserer Tage kämpfen um Raum, elbow-room, wie der Brite so anschaulich es ausdrückt. Und wir sind ein rüstiges Volk. Wenn Deutschland nach seiner Einigung nicht in cadente domo zurückbleiben, nicht wieder den anderen willenskräftigen Völkern nachstehen wollte, mußten Kolonien gegründet, mußte eine Flotte gebaut, dem Reiche ein größerer Spielraum gewonnen, kurzum, Weltpolitik getrieben werden.

Deutschland mußte.

Wenn eine Großmacht nichts versäumt, um eine Großmacht zu bleiben, treibt sie nicht chauvinistische, sondern eine schlechtweg reale Politik. Ich hätte nicht auf das alte Athen und Themistokles zurückzugreifen brauchen. Auch die neue Zeit bietet Beispiele. Wie sehr hat sich im Jahre 1841 die Nordamerikanische Union bei einer verhältnismäßig geringfügigen Irrung beeilt, eine Kriegsflotte zu gründen!

„Doch“ — so wird eingewendet — „Deutschland befand sich in keiner Zwangslage.“

Wie man es nimmt. Wir befanden uns in der Lage eines Bauern, der in einem gewitterreichen Sommer statt eines Knechtes lieber zwei mietet, um sein Heu einzufahren. Haben sich die Flottengegner das Schicksal vergegenwärtigt, das eine vollständige Blockade der deutschen Küste auch über uns im Binnenlande bringen würde? Das Wort eines Franzosen, des Geographen Marcel Dubois: „Das Deutschland

von heute muß über See verkaufen oder es muß zugrunde gehen!" ist ebenso berechtigt, wie das Wort des deutschen Gelehrten Dietrich Schäfer: „Über See kann nur verkaufen, wem die See frei ist!"

Als wir 1870 angegriffen wurden, sah die Welt mit Staunen Deutschlands Fürsten und Stämme eines Sinnes, sah, was dies Volk in Waffen vermag. Seitdem sind über dreißig Jahre verflossen. Wann war in diesem langen Zeitraum Deutschland ein Störenfried? Wo ist denn die Nation oder das Natiönchen, dem Deutschland an den Leib wollte? Ein Jahrtausend lang wurden unsere Täler von Heerhaufen und ihren Nachzüglern gebrandschatzt, waren unsere Ebenen Lagerplatz und Schlachtfeld. Uns gelüstete nicht nach Krieg. Das deutsche Volk ist kein Percy Heißsporn, aber es will auch nicht Hamlet, es will überhaupt kein „Original" sein. Es war eine Originalität, daß es die See vor sich und keine Flotte hatte. Doch um diese Originalität wurden wir sicherlich von keinem Volk beneidet, und wir entsagten ihr auch ohne Bedauern.

Nur der müßige Nachbar ist der böse. Ich glaube, alle Nationen haben genug im eigenen Lande zu tun, um nicht vor anderer Tür zu fegen. Wenigstens wir können und wollen nicht feiern. Kein preußischer, kein bayrischer, überhaupt kein deutscher Minister wird das Halleluja Metternichs anstimmen, daß alles Bestehende gut sei. Und die Regierten erst recht nicht. Wieviel haben wir nachzuholen! Welcher deutsche Staat hätte keine „versäumten Gelegenheiten" auf seinem Konto? Der preußische Minister Hardenberg wollte vor mehr als hundert Jahren die deutschen Seeplätze durch eine schiffbare Wasserstraße mit Nürnberg verbinden. Es blieb beim Plan, und noch vor zehn Jahren warnte mich ein Nürnberger Freund vor

phantastischer Übertreibung, als ich von einem kommenden Nürnberger Hafen sprechen wollte. Heute hat sich unser Horizont erweitert, heute weiß man, daß Kanäle einem Lande so wichtig sind, wie dem Gehirn jene weißen Fasern, die das Zentrum mit der Peripherie verbinden.

Wir haben von den Staaten, die im Welthandel Meister sind, zumal von demjenigen, der seit mehr denn einem Jahrhundert das Meer, d. i. den Weltverkehr, beherrscht, in kurzer Zeit schon viel gelernt. Auch von der Schiffsmannschaft unsrer Marine, vom Stab wie von dem seemännischen Personal sprechen unparteiische und seekundige Ausländer mit Bewunderung. Unsere Marineleute haben schon den „Sturmschritt zur See" erlernt. Es wäre nur zu wünschen, daß ihn auch schon die Kapitalisten hätten. Der Patriot hält für die idealen Pflichten, für die Kulturaufgabe seines Staates weder sein Herz noch seine Börse verschlossen. Obgleich die Hansestaaten für das Reich keine Begeisterung zeigten, haben sie doch für die Verbreitung und den Ruhm der deutschen Kultur unendlich viel getan, Livland und Kurland kolonisiert, dem Deutschen Orden bei der Unterwerfung und Germanisierung Preußens geholfen. Deutsche Kontore gibt es freilich auch heute wieder in allen europäischen Hafenstädten, in China, Kapland, Marokko, kurz, in allen Himmelsstrichen, im fernsten Weltwinkel. Möchten aber diese auswärtigen Deutschen nie vergessen, daß zu den Eigenschaften, dank denen die Engländer sich den Weltmarkt eroberten, unbedingt und unerläßlich ihr starkes Nationalgefühl gehört!

Niemand wird daran zweifeln, daß das Erscheinen unserer Flagge unser Ansehen erhöht hat. Wenn heute der Geist Palmerstons herniederstiege, würde er sich nicht nur über die Flagge, sondern über manches andere wundern:

daß die Teutonen auf dem Weltmarkt die Nebenbuhler seiner Landsleute geworden, daß unsere Dampfer den englischen sogar überlegen sind. Doch da ein Geist von allen irdischen Schlacken und Schwächen gereinigt ist, würde der selige Palmerston in unserem Eifer und unserem Fortschritt nicht wie seine lebenden Landsleute einen Grund zu Haß und Feindschaft, sondern die gleichen Mannestugenden sehen, durch welche die engliche Nation groß geworden: ein stolzes Streben nach Selbständigkeit und einen zielbewußten, festen Willen. Unser Ziel ist nicht der Krieg, sondern ein friedlicher Wetteifer mit den zivilisierenden Völkern. Und die Welt ist für die Strebenden noch immer groß genug.

Gibt es doch der Aufgaben für ein seefahrendes Geschlecht eine unerschöpfliche Fülle! Beladene Schiffe gehen aus und ein. Nicht nur das Nötige bringen sie uns, sondern auch des Lebens Überfluß.

„Wir führen in mächtigen Tonnen an Bord
Das Beste der Zonen, das Eisen vom Nord
Und Früchte, von südlicher Zone gereift“ ...

Allerdings heben Hummern und Austern die allgemeine Wohlfahrt nicht, doch nicht zum kleinsten Teil unserm Seehandel ist es zu danken, daß zwischen der Lebensführung des Arbeiters von einst und jetzt ein erfreulicher Unterschied ist. „Seefahrende Leute“, schrieb List, „lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, sie zu holen.“ Mut und Kraft. Doch was vermag der einzelne gegen die eifersüchtigen vielen, die tun, als ob sie vom Herrgott auf jeden Seeweg ein Sonderrecht erhalten hätten? Und was vermag er gegen den Fremdenhaß von Barbaren? Die Engel hielten den schützenden Fittich über Ritter Georg bei seinem

Kampf mit dem Drachen, heute ist der seemächtige Staat der gute und starke Engel, unter dessen Flagge der Kämpfer draußen den Drachen überwinden wird.

Eine neue Welt ist nicht mehr zu entdecken, aber auf dem Meere liegt das neue Deutsche Reich, in dem der zweiköpfige Drache des alten — Bruderzwist und Armut — nicht mehr vorhanden ist. Nicht nur der allgemeine Wohlstand, auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird durch ausgedehnten überseeischen Handel und überseeische Besitzungen gesteigert. Auf Sr. Majestät Kriegsschiffen wie bei der Schutztruppe in Afrika und China dienen Tapfere aus allen deutschen Gauen. Katholische und protestantische Priester setzen sich mit gleichem Mut den Entbehrungen und Schrecken des Missionarlebens aus. Gemeinsamer Vorteil erhält, gemeinsame Gefahr schafft Freundschaft. Aber auch gemeinsames Ziel ist ein unzerreißbares Band zwischen Nord und Süd. Freudig reichen wir uns die Hände, alle von einem Wunsch und Gedanken beseelt: Unsere Kriegsflotte wachse und gedeihe, dem Feinde eine furchtbare, unnahbare Trutzburg, uns aber die goldene Arche des Friedens und der Wohlfahrt,

. . . . „der Freude Flagge
Am Wimpel, lustig und hell!“. . . .

Gneisenau.

In unseren Tagen des Bürgerzwistes tut es not, immer wieder auf die großen Zeiten des Vaterlandes hinzuweisen und auf die Männer, die sie hervorgebracht, auf daß wir uns an ihrem Beispiel aufrichten und aus ihren Schicksalen Trost, Mut und Hoffnung schöpfen.

Von hohem erzieherischem Wert ist besonders die Geschichte der Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Joch. Denn welche Fülle von Umsicht und Scharfsinn, Kühnheit und Kraft trat damals zutage, mußte zutage treten, um das Gelingen des großen Werkes zu ermöglichen!

Alles, was in Preußen und im übrigen Deutschland Fürsten und Volk gesündigt hatten, war weit über das Maß heimbezahlt worden. Nach Jena und Auerstedt schien die letzte, zäheste Volkskraft, das Preußentum, gebrochen. Doch siehe da: aus der Nacht traten neue, wunderbare Sterne! Die Nation, die der gnadenlose Sieger zerschmettert wähnt, hat plötzlich Retter und Rächer jeder Waffe, große Generale, bedeutende Staatsmänner, feurige Dichter und Redner: Scharnhorst, Yorck, Gneisenau, Blücher, Stein, Humboldt,

Arndt, Fichte, Jahn, und wie sie alle heißen, die Chorführer im fürchterlich schönen Reigen des Befreiungskampfes.

Von diesen allen aber verdient kaum ein andrer so uneingeschränkt unsere Bewunderung und Dankbarkeit wie Gneisenau, denn an Bedeutung mögen andere ihm gleichkommen, aber keiner verdient wie er den Schlachtenlorbeer und zugleich die Bürgerkrone; keiner ist unter den verwildernden Greueln des Krieges, im treulosen Getriebe der Politik eine Anima candida geblieben wie er — das Ideal eines Soldaten und eines Bürgers.

August Wilhelm Neithardt von Gneisenau wurde am 27. Oktober 1760 in dem damals sächsischen Städtchen Schilda geboren. Wenige Tage später kam es ganz in der Nähe, bei der Stadt Torgau, zur Schlacht zwischen Preußen und Österreichern; diese wurden geschlagen und zu schleunigem Rückzug gezwungen. Unter den Flüchtigen befand sich auch der Vater Gneisenau, Leutnant in würzburgischen Diensten; in einem Troßwagen wurde das Knäblein mitgeführt, die Mutter war bald nach der Entbindung aus Schreck, weil das Kind ihren Armen entglitten und aus dem Wagen gefallen war, gestorben. „Unter so wunderbaren, glücklichen und traurigen Auspizien," sagt Gneisenaus Biograph, Hans Delbrück, „im Lager der Feinde Preußens erblickte der Mann das Licht der Welt, der unter den Rettern Preußens an erster Stelle genannt werden darf."

Auch die Jugendzeit war reich an abenteuerlichen Wechselfällen. Pertz und Delbrück haben manche Legende beseitigt, doch auch das Wohlbeglaubigte zeigt zur Genüge, daß es dem Knaben, der in die Gewalt roher Pflegeeltern geraten war, recht schlecht erging: er habe, erzählte er später, zwar immer ein Stück Schwarzbrot zur Nahrung, aber nicht immer Sohlen unter den Füßen gehabt. Ob er wirklich die

Gänse gehütet hat oder nicht, mag dahingestellt bleiben; es wäre ein hübsches deutsches Gegenstück zur Hirtin von Domremy. In günstigere Verhältnisse kam der Knabe, als ihn sein Großvater von mütterlicher Seite, ein fürstbischöflich würzburgischer Ingenieuroffizier Müller, zu sich nahm. In seine Erziehung teilten sich fortan Jesuiten und Franziskaner. Der aufgeweckte Knabe hätte am liebsten auf beide verzichtet, dagegen gewann ein aufgeklärter Domherr namens Oberthür, der im Hause des Großvaters verkehrte, Gneisenaus Zuneigung; ihn behielt er sein Leben lang dankbar im Gedächtnis. Die Großeltern ließen den protestantisch getauften Knaben katholisch erziehen. Gneisenau ist auch Katholik geblieben. Aus einem Briefe an Geheimrat Nicolovius erfahren wir, daß er nicht das war, was man einen gehorsamen Sohn der Kirche zu nennen pflegt, und daß die nach dieser Richtung gespendeten Lobsprüche unbegründet waren; doch zum Austritt aus der katholischen Gemeinde war er nicht zu bewegen, obwohl ihm sein Bekenntnis das Vorrücken im protestantischen Staate erheblich erschwerte.

Weshalb er das großväterliche Haus in Würzburg verließ, ist nicht bekannt. „Kaum mit ein paar Groschen in der Tasche“ sei er nach Erfurt gekommen, bemerkt er einmal in einem Briefe an seinen Jugendfreund Siegling. In Erfurt hatte sein Vater als Bauinspektor eine Stellung gefunden und sich zum zweitenmal verheiratet. Der Sohn aus erster Ehe war im Vaterhause nicht auf Rosen gebettet; noch in späteren Jahren beklagte er, daß er in seinen Jugendtagen wenig Gutes und Löbliches gesehen und fast nur erkältende, abstoßende Eindrücke empfangen habe. Daraus erklärt sich auch leicht, daß ihm, als er unverhofft in den Besitz des großväterlichen Vermögens gelangte, der jähe

Glückswechsel nicht heilsam war. Er verschwendete sein Erbe in kürzester Zeit. Auch ein gewisser Hang zur Romantik wirkte mit; er lockte den Jüngling auf Abwege, gab aber, abgeklärt und geläutert, dem Charakter des Mannes einen eigenartigen Reiz; dieser romantische Zug macht den Kriegsmann liebenswürdig.

Auch der Beweggrund, weshalb der junge Mann das Universitätsstudium in Erfurt schon nach Jahresfrist wieder aufgab, ist nicht bekannt; es mag wohl die ererbte Neigung zum Soldatentum zum Durchbruch gekommen sein. Bei Beginn des Bayerischen Erbfolgekrieges trat er zuerst in österreichische, nach dem Friedensschluß in bayreuthische Dienste. Er beklagte später selbst „die Verirrungen seiner Jugend, aus denen er durch höhere Hand gerettet worden sei". Wir wissen darüber nichts Näheres; vermutlich bezieht sich die Äußerung auf Gneisenaus turbulente Führung als österreichischer Husar und die zweideutige Weise, wie er den kaiserlichen Dienst verließ. Doch auch aus dieser Zeit besitzen wir ein Dokument von seiner Hand, das uns zwar nicht von der dichterischen Begabung, aber von der Geistesrichtung des jungen Soldaten eine gute Meinung gibt, eine begeisterte Huldigung für einen Dichter und Gelehrten, die Nänie auf Lessings Tod (15. Februar 1781).

Die ersehnte Gelegenheit zu Waffentaten und Auszeichnung schien sich zu bieten, als Gneisenau 1782 als Leutnant eines bayreuthischen Jägerbataillons nach Nordamerika geschickt wurde. Doch die Hoffnung trog. Er kam erst nach Abschluß des Friedens zwischen England und der neuen Union jenseit des Ozeans an. Trotzdem war der anderthalbjährige Aufenthalt in Amerika für Gneisenau nicht ohne Frucht; er lernte hier das Tiraillement, das Gefecht in zerstreuter Ordnung, kennen, und er machte sich mit dem

Wesen der Volksbewaffnung vertraut: beide Elemente wurden später von ihm ins preußische Heerwesen verpflanzt.

Nach der Heimkehr regte sich in ihm der Wunsch nach einem größeren Wirkungskreise. Er erbat und erhielt 1786 Anstellung im preußischen Heere; damit waren die Lehr- und Wanderjahre geschlossen, und der „Dienst" begann. Zwanzig Jahre verflossen ihm in der wohlgeregelten, festbegrenzten Tätigkeit eines Subalternoffiziers. Tag für Tag strammes Exerzieren, daneben Rapportieren ohne Ende und einmal im Jahre große Königsparade, die General von Luck seinem Offizierkorps niemals ohne den Stoßseufzer ankündigte, „daß der allmächtige Gott den Anfang und das Ende zum besten wenden möge".

Das geisttötende Einerlei ließ sich, wie er selbst versicherte, nur ertragen, weil doch noch immer Zeit blieb zu wissenschaftlichen Studien und dichterischen Versuchen. Es hat sich eine große Anzahl Gedichte von Gneisenaus Hand in seinem Nachlaß gefunden; Pertz hat mehrere veröffentlicht. Unbedeutende Leistungen sind es nicht; man muß sich nur immer vor Augen halten, daß in jenen Tagen kein preußischer General grammatikalisch und orthographisch richtig schreiben konnte. Mit Vorliebe sind elegische Stoffe behandelt: „Trennung", „Der Gottesacker", „Die Toten", „Der Aschenkrug". Es tritt ja, bemerkt dazu Delbrück, eine gewisse Melancholie auch in Gneisenaus Leben gerade in den bedeutsamsten Augenblicken überraschend hervor. In dichterisches Gewand kleidete er auch eine Verteidigung Ludwigs XVI., worin er den Jakobinern als Freund der Aufklärung und der Freiheit, als Feind fanatischer Zügellosigkeit entgegentritt:

O laßt uns, eh' wir den Regenten fluchen,
Erst unsre Selbstregierung untersuchen!

Wichtiger sind die Früchte seiner kriegswissenschaftlichen Studien. Von den Schriften, die er in diesem Zeitraum verfaßte, sei nur ein Aufsatz mit dem wunderlichen Titel „Die Freiheit des Rückens" hervorgehoben: ein schneidiger Protest gegen die Prügelstrafe in der Armee. Um die notwendige Disziplin im Heere aufrechtzuhalten, müsse man im Soldaten das Ehrgefühl wecken; entehrende Prügel seien gut zur Züchtigung verkommener Subjekte, aber kein Lehrmittel für den Landessohn, der den Rock seines Königs trage.

Während der Dienstzeit in Jauer vermählte sich der zum Hauptmann beförderte Gneisenau mit einem Fräulein von Kottwitz. In den Briefen des Bräutigams kommt kein leidenschaftlicher Überschwang, sondern nur zärtliche Liebe, dankbare Verehrung zu Worte; er betrachtet die Geliebte als „eines jener höheren Wesen, deren wohltätiger Leitung unsere Schicksale anvertraut sind," dem er „mit einer Ehrfurcht" ergeben ist, „deren ich mich gegen Ihr Geschlecht nie fähig glaubte". In häuslichem Glück fand er fortan die wahre Lebensfreude. Nicht bloß die Briefe der Gatten, sondern auch die Schilderungen von unverdächtigen Zeugen bieten dafür Gewähr, daß der einfache, echt deutsche Ton in der adeligen Offiziersfamilie jedem Bürgerhause zum Muster dienen konnte.

Auch ein ansehnliches Vermögen war ihm durch die Heirat zugefallen; er konnte in Mittel-Kauffung bei Jauer ein stattliches Landgut kaufen und warf sich mit wärmstem Eifer auf landwirtschaftliche Studien. Hie und da taucht in den Briefen sogar der Gedanke auf, es sei doch gar zu schmerzlich, bei Ausbruch eines Krieges Weib und Kinder verlassen zu müssen, es möchte also wohl das beste sein, das Schwert mit der Pflugschar zu vertauschen.

Doch als das Vaterland zum Kampfe rief, zerstoben

alle Bedenken, und als das Vaterland in Not geriet, dachte Gneisenau nicht anders als der Prinz von Ligne: Man muß dreimal mehr als seine Pflicht tun, um seiner Pflicht mit Anstand zu genügen.

In einem Punkte unterschied sich der Hauptmann in Jauer von seinen Kameraden: er gab sich nicht dem Wahne hin, daß die Erinnerung an den großen Friedrich allein schon Wunder wirken werde und daß, solange bei Paraden und Revuen alles „klappe“, das Vaterland nicht in Gefahr kommen könne. Er sah seit langem voraus, daß bei dem Zusammenstoß, der, so wie die Dinge lagen, trotz aller Nachgiebigkeit gegen den übermütigen Imperator unvermeidlich geworden war, die preußische Armee dem sieggewohnten Gegner nicht gewachsen sein werde. Man gefiel sich in Heereskreisen in Übertreibungen dessen, was dem alten Preußentum als Form angemessen gewesen war, aber in dieser Form lebten keine Ideen, und wenn einige, wie Prinz Louis Ferdinand, Massenbach u. a., dem geistigen Element höhere Bedeutung eingeräumt und Reformen durchgeführt wissen wollten, kamen sie über geistigen Dilettantismus nicht hinaus. „Als Patriot seufze ich,“ schrieb Gneisenau unmittelbar vor der Schlacht bei Jena in sein Tagebuch, „man hat in Zeiten des Friedens zu viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulustigkeit gefrönt und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt ... Was die Franzosen tun werden, weiß ich, was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorausgesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden, und mein Wort gilt nichts. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen berechne. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin vergessen in meiner kleinen Garnison und kann nur für selbiges fechten, nicht raten!„

Doch das Unglücksjahr 1806 brachte gerade ihm Gelegenheit, Mut, Klugheit, Beharrlichkeit an den Tag zu legen. Schon in der Schlacht bei Jena, als ganze Bataillone ohne Schuß die Gewehre streckten, hielten die grünen Füsiliere Gneisenaus tapfer stand. Erst die allgemeine Flucht wirkte ansteckend auch auf sie, und ihr Hauptmann mußte sich glücklich schätzen, daß er der Gefangenschaft zu entrinnen vermochte. „Die Franzosen sind tüchtig gelaufen," schreibt er mit ironischer Resignation an Frau von Trützscheler, „aber hinter uns her, von der Saale bis an den Pregel, das ist wirklich ein bißchen weit! Aber wahrlich nicht durch meine Schuld, sonst wäre es anders gekommen . . . ‚Herr Leutnant, ziehn Sie's Schwänzchen ein!' Ja, wohl haben wir als flüchtige Hunde den Schwanz eingezogen, aber wir wollen auch wieder die Zähne weisen!"

In Königsberg, wo sich die zersprengten Truppenteile mit ihren Führern zusammenfanden, arbeitete Gneisenau eine Denkschrift aus, worin die Ursachen der eben erlittenen Niederlage einer scharfen, freimütigen Kritik unterworfen wurden. Auch Vorschläge, wie zur Zurücktreibung des Feindes der Volkskrieg im Lande zu organisieren sei, stammen aus diesen Tagen. Die Antwort der Vorgesetzten bestand in der Versetzung Gneisenaus an die polnische Grenze, wo er die Ausbildung einer Anzahl Rekruten leiten sollte. Die Ausrüstung dieser Mannschaften war so armselig, daß viele, um nur überhaupt eine Kopfbedeckung zu tragen, mit Schlafmützen zum Exerzitium ausrücken mußten. Da das Feuern mit Kugeln beim Manöver als zu kostspielig verboten war, bat Gneisenau das Kommando um einen gnädigen Verweis, aber ein paar scharfe Schüsse müsse er die Leute machen lassen, und wenn er es aus der eigenen, fast leeren Tasche bezahlen müßte. Die dringenden Bitten um Verwendung

bei der Feldarmee wurden abgewiesen; er mußte es schließlich als Vergünstigung ansehen, daß ihm im April 1807 das Kommando über die Festung Kolberg übertragen wurde.

Die Verteidigung dieses Platzes sollte einer der wenigen Lichtpunkte in der Geschichte des ruhmlosen Krieges werden. Nicht bloß Gneisenaus militärische Tugenden, auch sein schlichtes Wesen, sein charakterfestes Verhalten im bürgerlichen Leben wirkten dabei mit. Die gänzlich erschöpften, verarmten, hungernden Bürger der Stadt murrten nicht mehr, so waren sie gerührt von dem Opfermut, der Selbstlosigkeit, der Pflichttreue des Kommandanten. Hinwider war niemand so gern bereit, den Mut des siebzigjährigen Bürgerrepräsentanten Nettelbeck und der Seinen zu rühmen, als der aufrichtige Bürgerfreund im Waffenrock. Anfangs habe ihm, erzählte Gneisenau 1831 in Posen dem General von Brandt, der aufgeregte, selbstbewußte Nettelbeck, der fortwährend mit den Offizieren in Händeln lag und sich in alles und jedes einmischen wollte, mehr zu schaffen gemacht als die Franzosen vor den Festungswällen, aber durch wohlverteilte Nachgiebigkeit und Festigkeit wußte er die Störrischen in dienstwillige Freunde, die Schwankenden in todesmutige Helden zu wandeln. Als das Geld ausging, ließ er, damit der kleine Mann nicht gedrückt zu werden brauche, eigene Banknoten anfertigen. „Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr wie ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassierte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den braven, bekümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern." Nachdem die Besatzung schon den dritten Teil ihrer Leute verloren hatte, setzte der Waffenstillstand vom 2. Juli der Drangsal ein Ende. Gneisenau sprach der Bürgerschaft Kolbergs herzliches Bedauern aus, daß er von Patrioten, die so herrliche Proben von Mut und Opferwilligkeit gegeben

hätten, scheiden müsse, und die Kolberger erwiderten: „Wenn uns neue Stürme und Gefahren drohen, so kehren Sie in unsere nicht überwundenen Mauern unter den Auspizien zurück, in uns noch das Völkchen anzutreffen, von dem Sie so liebevoll schieden."

Der Friede von Tilsit brachte den unglücklichen Krieg zum Abschluß. Preußen, das aller polnischen Besitzungen und des ganzen Gebietes jenseit der Elbe verlustig ging, wurde von vielen, auch von Gneisenau, mit einem Wrack verglichen, das der nächste Windstoß völlig zertrümmern werde.

Doch das Bild war falsch. Preußen verjüngte sich sozusagen über Nacht.

Es fehlt leider nicht an Zeugnissen, daß König Friedrich Wilhelm III. zu dem freimütigen, selbstbewußten Gneisenau niemals ein rechtes Herz faßte, doch war er zu rechtschaffen, um deshalb dem Staat die außergewöhnliche Kraft vorzuenthalten; er berief den zum Chef des Ingenieurkorps mit dem Range eines Obersten beförderten Gneisenau in die Kommission, die mit der Umgestaltung des gesamten Heerwesens betraut wurde.

In diesen Tagen wurde Gneisenau befreundet und vertraut mit Scharnhorst, dem eigentlichen Schöpfer der neuen Heereseinrichtung. Dem Tugendbund gehörte er nicht an, aber in der Frage der Volksbefreiung und Volksbewaffnung stand er mit voller Überzeugung auf seiten derjenigen, die den schroffen Bruch mit den vorjenaischen Überlieferungen wollten und wagten. Es ging nicht ohne Blitz und Donner ab, denn es gab genug einflußreiche, auch bedeutende Männer, die den Neuerungen abgünstig waren. Von der Marwitz wollte von den Vorrechten seiner Standesgenossen kein Tüpfelchen opfern, und nicht minder hitzig und beharrlich

wies Yorck von Wartenburg darauf hin, daß ebenso wie das Heer den Grundpfeiler der preußischen Monarchie, der Adel den Kern der preußischen Militärmacht bilde. Die Gleichmacherei der Stein und Scharnhorst, dieser demokratischen Streber, werde, so beteuerten die Laudatores temporis acti, den letzten Rest des preußischen Staates unterwühlen und ein Wiederaufraffen unmöglich machen. „Heutzutage", spottete Yorck, „will jeder Fähnrich an seinem Regimentskommandeur zum Marquis Posa werden!" Die Ehrenstellen im Heere allen zugänglich machen, sei eine Aufmunterung des Jakobinertums; den Unzufriedenen und Übermütigen selbst die Büchsen in die Hände geben, sei einem Selbstmord der Regierung gleichzuachten. Dem gegenüber ging Gneisenau sogar noch über Scharnhorsts Gedanken hinaus: er wollte statt des bei Jena zertrümmerten Heeres eine Miliz, ein kriegerisch geübtes Volksheer. Dieses gefährliche Vorhaben scheiterte an dem Erhaltungstrieb des Königs, aber der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht siegte, das bürgerliche Element fand gebührende Beachtung, und auch die übrigen, auf geistige und sittliche Hebung des Offizierstandes sowie auf würdigere Behandlung des gemeinen Mannes zielenden Vorschläge Gneisenaus fanden Beachtung. Den Zweck der neuen Organisation faßte er in dem einen Wort: Befreiung vom französischen Joch! zusammen.

„Die Revolution hat alle Kräfte Frankreichs geweckt," schreibt er in einem Memorandum von 1807, „und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben; dadurch kamen an die Spitze der Armee Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze des großen Volks der größte Mensch aus seiner Mitte." Mit diesen Tatsachen müsse man sich abfinden, und man dürfe nicht hoffen, mit veralteten Waffen den Geist

der Neuzeit zu besiegen; man müsse das Gute nehmen, wo es zu finden sei, der Tugend, dem Talent, dem Genie freie Bahn öffnen. „Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft.“

Vor den meisten seiner Standesgenossen hatte Gneisenau eine nicht gewöhnliche Redegabe voraus. In England, sagte Arndt, wäre er gewiß ein glänzender Parlamentsredner geworden. Das franke, freimütige Wort des Soldaten war unterstützt von einer einnehmenden, ritterlichen Erscheinung. Arndt, der ihn 1812 in Berlin zum erstenmal sah, entwarf in den „Volksblättern“ von dem Helden von Kolberg eine glänzende Schilderung. Obwohl schon zweiundfünfzig Jahre alt, sei er in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich, von stattlichem Bau und löwenartigen Gliedern, „Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark, rund und, wo es sein muß, an Füßen und Gelenken zierlich und beweglich gebildet — er stand und schritt wie ein geborener Held ... Und dieser schöne Mensch war eine leidenschaftliche und feurige Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her, und ebenso war sein Angesicht, wenn er nicht zuweilen ... in eine halb träumende und sinnende Abspannung fiel, immer von einer wallenden und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten stillstehen ließ ... Ich habe einen so geschwinden Wechsel an keinem Manne gesehen. Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen.“

Der edlen Gestalt entsprach ein adeliger Sinn, das bekunden vor allem seine Briefe, die, zugleich schwungvoll und sachlich, inhaltsreich und formvollendet, zu den Kleinodien deutschen Schrifttums zählen.

Schon aus dem großen biographischen Werke von Pertz

kannten wir die wundervollen Briefe Gneisenaus an seine Frau, an den Kronprinzen von Schweden, an den Prinzregenten von England, an Hardenberg, Blücher und andere preußische Staatsmänner und Generale. Von Hormayr sind die Briefe des echten deutschen Patrioten Gneisenau an den nur aus hannöverschen Geschäftsrücksichten für Befreiung Deutschlands schwärmenden Grafen Münster veröffentlicht. Dazu kommen noch einige Veröffentlichungen der jüngsten Zeit. Den liebenswürdigsten Eindruck gewinnen wir aus den von Sybel bekannt gegebenen Briefen Gneisenaus an einen Jugendfreund, Professor Siegling in Erfurt. Abgesehen von den interessanten Urteilen über die politischen Tagesereignisse zieht uns namentlich das rein Menschliche in diesen vertraulichen Kundgebungen an. Er ist seinem alten Kameraden herzlich zugetan, doch fällt wohl einmal ein gutmütiges Witzwort über den Stubengelehrten, der bequem und behaglich „bei Muttern" sitze, während den Soldaten das eherne Geschick mit Aufregung, Not und Gefahr heimsuche. In den zwischen Gneisenau und General Clausewitz gewechselten, von Karl Schwarz für die Biographie Clausewitz' benutzten Briefen tritt naturgemäß der militärische Charakter entscheidend hervor; gelten doch beide als die vornehmsten Vertreter der Kriegswissenschaft, die das Erbe ihres Freundes und Lehrers Scharnhorst antraten und fortentwickelten, Clausewitz nach der theoretischen Seite, während es Gneisenau beschieden war, die neuen Gesetze der Strategie praktisch zu erproben. Auch mit seinen beiden Schwiegersöhnen stand Gneisenau in regem Briefwechsel. Die Briefe an den mit der älteren Tochter vermählten Wilhelm von Scharnhorst sind unlängst von Albert Pick, die Briefe an den Gatten der jüngeren Tochter, Grafen Wilhelm von Brühl, von Sybel bekannt gemacht worden. Hier kommt mehr der zärtliche

Familienvater zu Wort, doch dienen auch viele Äußerungen und Nachrichten zur Beleuchtung wichtiger weltgeschichtlicher Vorgänge.

Der schönste Zug im Charakter des Helden ist seine Selbstlosigkeit. Als Clausewitz 1809 sein Bedauern aussprach, daß über den begeisterten Huldigungen für Schill die Verdienste anderer in Vergessenheit gerieten, verwies ihm Gneisenau solche Worte. Da das Volk in Schill seinen volkstümlichsten Helden erblicke, dürfe kein Patriot an ihm mäkeln, denn gerade durch diese Volkstümlichkeit werde Schill noch schöne Dinge für das Vaterland vollbringen können. „Mich plagt kein Ehrgeiz. Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollen wir ihn aber nicht kämpfen, so folge ich meiner Neigung, in der Einsamkeit zu leben, sofern mich nicht eine harte Notwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel meine Zuflucht zu suchen!"

Diese harte Notwendigkeit sollte ihm nicht erspart bleiben. Es war Napoleon nicht unbekannt geblieben, daß Gneisenau einen echten und rechten Hannibalshaß gegen ihn in der Seele trage; er drang also auf dessen Entfernung aus preußischem Staatsdienst, Gneisenau mußte 1809 seinen militärischen Posten aufgeben. Doch auch in der ihm eingeräumten Zivilstellung als Staatsrat sah er seine höchste Aufgabe darin, die Vorbereitung zum unvermeidlichen, letzten Entscheidungskampf zu betreiben. Auf diplomatischen Reisen nach England und Schweden, Österreich und Rußland war er unermüdlich tätig für Stiftung einer neuen Liga gegen den gemeinsamen Feind, und ebenso bemüht war er nach seiner Rückkehr, in Preußen „einen spanischen Krieg" in

Gang zu bringen. „Ich rede und schreibe im Verein mit dem vortrefflichen Scharnhorst," schrieb er am 29. Juli 1811 an Graf Münster, „ich hauche Mut ein, ich gebe Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind, und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen." Doch schwere Hindernisse waren zu überwinden. „Man hat die Nachgiebigkeit gegen Frankreich allzu offen gezeigt, und das große Publikum glaubt, daß man triftige Motive dazu haben müsse. Diese Überzeugung vermehrt und verstärkt die Gegenpartei und läßt uns wenige, die wir in anderen Grundsätzen sind, die Motive hierzu aber nicht offenbaren dürfen, im Lichte von Enragés erscheinen, die den Staat in die Gefahr des Umsturzes bringen wollen, nur um unseren Haß gegen Frankreich zu befriedigen. Dies macht unseren Kampf sehr schwierig!" Aus den Briefen an Münster sprüht oft heller Zorn über des Königs Zauderpolitik und Wankelmut. „Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von üblem Rufe, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaffe, und was sich sonst noch unter den höheren Ständen an diese Koryphäen anschloß, diese haben dem armen, geängstigten König soviel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßstellte, soviel von dem Unglück, das dadurch über das Volk komme, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu ihrer Meinung hinneigte!" Mit den Russen war längst der Plan der Verteidigung Preußens ins reine gebracht. Nur die drei Worte „Genehmigt, Friedrich Wilhelm" seien noch erforderlich, schrieb Gneisenau am 8. August 1811 an den Staatskanzler Hardenberg. „Bei dem vorseienden großen Entschlusse möchte man unserem Könige zurufen:

Plötzlich kann sich's umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten!
Mutig auf der steilen Bahn!

Trau dem Glücke! Trau den Göttern!
Steig trotz Wogendrang und Wettern,
Kühn wie Cäsar, in den Kahn!"

Eine lange, bange, mit wechsel- und widerspruchsvollen Beschlüssen des Berliner Kabinetts ausgefüllte Zeit mußten die Patrioten, als deren Haupt jetzt Gneisenau noch mehr als Scharnhorst anzusehen war, durchleben. Endlich siegte die Erwägung, daß es noch nicht im Bereich der Möglichkeit liege, das übermächtige Frankreich zu überwinden, daß auch ferner noch die Freundschaft des stolzen Weltbezwingers als höchstes Ziel zu gelten habe.

Wenn damals der glühende Wunsch der Gneisenau und Scharnhorst, den Haß der Nation hell auflodern und den Krieg gegen Frankreich eröffnet zu sehen, in Erfüllung gegangen wäre, hätte er dem deutschen Volke die Befreiung gebracht? Das ist ebenso stürmisch bejaht worden, wie es nicht bloß die Schwächlinge in der Umgebung des Königs in Zweifel gezogen haben. Mit Recht erinnert Delbrück daran, daß sogar ein Dichter wie Kleist sich den Helden des ersten deutschen Befreiungskampfes nicht als treuherzigen, biederen Naturmenschen, der gegen Tyrannendruck nur des Schwertes Schärfe als Abwehr kennt, gedacht hat, sondern als einen in der Schule des Lebens Gestählten, der den idealen Wunsch, das Vaterland befreit zu sehen, mit listiger Täuschung der Fremden zu verbinden, durch sein Doppelspiel die nationalen Kräfte über die Zeit, wo sie sich erfolglos aufreiben würden, hinwegzuführen und für den günstigen Augenblick der Befreiung zu erhalten weiß. „Die Wirklichkeit konnte die einheitliche Persönlichkeit, welche der Dichtergeist schaute, weder hervorbringen noch vielleicht ertragen: in der Tat aber ist das große Werk der Befreiung endlich nicht anders ans Licht getreten, als hier vorgezeichnet wurde."

Nachdem Friedrich Wilhelm eingewilligt hatte, Napoleon die Hälfte seiner Armee zum Kriege mit Rußland zur Verfügung zu stellen, war für Gneisenau nicht mehr des Bleibens in preußischen Landen. Er ging wieder nach England, auch diesmal nicht ohne Hoffnung, daß die Zusicherung ausreichender englischer Hilfe einen neuen, den längst ersehnten Umschwung in der Gesinnung des bedächtigen Königs hervorbringen könnte. In diesem Sinne suchte der preußische Thrasybul durch den Grafen Münster auf das Kabinett von St. James einzuwirken. Als der Siegeszug Napoleons vor Moskau in Stocken geriet, schöpfte Gneisenau neue Hoffnung. Jetzt eine Landung Wellingtons in Deutschland, und die unterjochten Regierungen konnten vielleicht doch noch den Mut finden, ihre schmählichen Ketten zu sprengen.

Endlich kam auch der ersehnte Augenblick: Preußen stellte sich an Rußlands Seite, das Gottesgericht, das auf den russischen Schneefeldern über Napoleon hereingebrochen war, sollte auf deutschem Boden zur Entscheidung gebracht werden.

Nun kehrte Gneisenau ins Vaterland zurück. Er landete in Kolberg, um im Rücken der französischen Armee den Aufstand zu organisieren, doch berief Blücher ihn als Generalquartiermeister an seine Seite. „Nie hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben," schrieb Gneisenau an Dörnberg, „ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen." Wenn auch Blücher den Oberbefehl hatte, so war doch die Leitung seit Scharnhorsts Verwundung in der Schlacht bei Großgörschen tatsächlich in Gneisenaus Händen. Der Erfolg verteilt sich auf beide. Wenn Blücher als die Seele des preußischen Heeres anzusehen war, so war Gneisenau der Geist, das Gehirn.

Der strategische Genius Gneisenaus zeigte die Ziele, und Blücher mit ebensoviel Wagemut wie Ausdauer verfolgte und erreichte sie. Es kam auch zwischen den beiden Feldherren nie zu ernsteren Mißhelligkeiten. Gneisenau wußte, was der mit Jünglingsfeuer und Manneskraft ausgerüstete Alte für die preußische Armee bedeutete, der naturwüchsige Liebling der Soldaten, der sein Leben ebenso leicht in die Schanze schlug wie seine Taler, dessen Seele der Mut so ausfüllte, daß ihn Niederlagen nicht beugen, Siege nicht stolz machen konnten, der im Alltagsleben ein Mensch voller Fehler und Schwächen, in der Stunde der Gefahr ein strahlender Held. Als General Hüser nach der Schlacht bei Ligny, in der Blüchers Leben so ernst gefährdet war, verbindlich zu Gneisenau sagte: „Wir hätten ja immer noch Sie gehabt!" erhielt er zur Antwort: „Glauben Sie denn, daß irgendeiner von uns den populären Alten in der Armee ersetzen könnte?" Aber auch Blücher wußte die Hingebung, die Kenntnisse, den überlegenen Geist seines Generalstabschefs zu schätzen. In heiterem Kreise stellte er einmal die Behauptung auf, er sei imstande, etwas auszuführen, was ihm niemand nachmachen könne, nämlich seinen eigenen Kopf zu küssen, und dann eilte er auf Gneisenau zu und küßte ihn. Als die Universität Oxford dem „Marschall Vorwärts" den Doktorhut verlieh, rief dieser: „Wenn ich Doktor werde, muß Gneisenau wenigstens Apotheker werden, denn wir zwei gehören nun einmal unzertrennlich zusammen!" Ein menschlich schönes, rührendes Verhältnis, das von Treitschke wegen seiner wohltätigen Einwirkung auf Deutschlands Geschicke des Vergleiches mit der Freundschaft zwischen Luther und Melanchthon, zwischen Schiller und Goethe gewürdigt wird. Gewiß, Gneisenau mag es hier und da schmerzlich empfunden haben, daß er immer der zweite blieb, aber die

Pflicht stand ihm höher als das eigene Interesse; deshalb kam seine Ergebenheit nie ins Wanken und ermattete niemals sein Eifer.

Die preußischen Waffenerfolge im Jahre dreizehn waren anfänglich nichts weniger als glänzend. Die Tage von Großgörschen und Bautzen endeten mit Rückzug der Preußen, doch diese Unfälle entmutigten weder die Soldaten noch ihre Führer. „Dat Pulver is alle“, so erklärte Blücher nach der Schlacht bei Großgörschen den Truppen die „Konzentration rückwärts“, „darum gehn wir zurück bis hinter die Elbe. Wer nu sagt, dat wi retirieren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Gut'n Morg'n, Kinder!“ Immerhin war es nicht, wie Gneisenau meinte, ein Unglück, sondern ein Vorteil für die Verbündeten, daß Napoleon das Angebot eines Waffenstillstandes empfing und annahm; dadurch war die Möglichkeit gewährt, den erschöpften Truppen Erholung zu gönnen und Verstärkungen nachzuschieben.

Jetzt war es York selbst, der den König aufforderte, ein Volksheer ins Feld zu stellen. Gneisenau wurde damit betraut, aus der Landwehr eine kriegstüchtige Truppe zu bilden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war die preußische Kriegsmacht mehr denn verdoppelt.

Der Sieg an der Katzbach belehrte alle Welt, daß die Preußen nicht nur schlechthin im Recht, sondern dem Gegner an Kriegstüchtigkeit gleich, an Intelligenz überlegen, mithin auch im Recht des Stärkeren seien. „Welch neues Leben“, schrieb Marie von Clausewitz an Gneisenau, „hat dieser schöne Tag über uns verbreitet! Es ist der erste, entscheidende, erfolgreiche Sieg auf deutschem Boden!“ Er dürfe den freundlichen Glückswunsch annehmen, erwiderte darauf Gneisenau, denn er habe allerdings wichtigen Anteil am Siege gehabt, sowohl was die Einleitung als die Durch-

fechtung angehe, denn „die Schlacht hat gegen die Unterfeldherren Langeron und York erzwungen werden müssen. Ersterer war schon geschlagen, der zweite wollte die angeblich zu erschöpften Truppen nicht marschieren lassen. Noch während der Schlacht gab York alles für verloren, und brüllend schimpfte er gegen diejenigen, die sich Lorbeeren erwerben wollten. Ich kehrte mich nicht daran, half, wo ich helfen konnte, führte die Truppen, wo es nötig war, ins Gefecht, und endlich stürzten wir den Feind den steilen Talrand der wütenden Neiße und der Katzbach hinunter." Wäre die Verfolgung nach Gneisenaus Anordnung betrieben worden, so wäre Macdonalds Armee vernichtet gewesen; die Unterbefehlshaber zögerten aber zu lange, und der Feind entkam.

Auch an der Völkerschlacht bei Leipzig hatte die Schlesische Armee den ruhmvollsten Anteil. „Wie soll ich Ihnen, verehrte Frau," schrieb Gneisenau an Frau von Clausewitz, „meine Gefühle beschreiben, als wir (am 19. Oktober) von dem tobenden Hurra der siegenden Truppen und dem Freudengeschrei der Einwohner empfangen wurden! . . . . Wie glücklich ich bin, können Sie ermessen, es gibt kein befriedigenderes Gefühl als Befriedigung einer solchen Nationalrache. Unaufhaltsam schreiten wir jetzt an den Rhein vor, um diesen vaterländischen Strom von seinen Fesseln zu befreien." Auch an den englischen Militärbevollmächtigten Stewart schrieb Gneisenau, aus allen erdenklichen Gründen empfehle es sich, so rasch wie möglich über den Rhein zu gehen. „Ich liebe es, das Eisen zu schmieden, wenn es noch warm ist, und dem besiegten Feind keine Ruhe noch Rast zu geben." Anders aber dachte man im österreichischen Hauptquartier. Es sei genug gewagt und gelungen; der Übertritt auf französisches Gebiet

sei ungerecht und gefährlich. Auch Friedrich Wilhelm wünschte nichts anderes als rasche Beendigung des Krieges. Nun arbeitete Gneisenau, um zu erhärten, daß das Schwert noch nicht in die Scheide gesteckt werden dürfe, eine Denkschrift aus, deren Beweiskraft auch der König, obwohl er kurz zuvor das Überschreiten des Rheins eine „aberwitzige" und den Vormarsch nach Paris eine „lächerliche" Idee genannt hatte, schließlich anerkennen mußte. Demgemäß wurde es Blücher gestattet, den Rhein zu überschreiten; langsam und verdrossen folgten die Verbündeten auf französischen Boden nach. Die Briefe und Berichte Gneisenaus zeigen, mit welch unermeßlichen Schwierigkeiten die Vertreter einer schneidigen Aktion im eigenen Lager, mit welchen Umtrieben Schwarzenbergs und der Diplomaten aus aller Herren Ländern sie zu kämpfen hatten, bis endlich der Vorstoß auf Paris genehmigt und ausgeführt wurde. Während die Hauptarmee noch immer zauderte, drang die Schlesische Armee mit Blitzesschnelle vor, alle Anstrengungen und Gefahren für nichts achtend, alle Hindernisse überwindend, bis endlich das Ziel erreicht, Paris eingenommen, Napoleon entthront und verbannt war.

Mißmutig mußten aber Gneisenau und seine Kriegsgenossen sehen, daß die nach Wien berufenen Diplomaten sich anschickten, die Früchte des Sieges ohne Rücksicht auf die kriegerischen Leistungen zu verteilen. Ihnen war es deshalb eine willkommene Nachricht, daß Napoleon von Elba geflohen sei und der Krieg gegen Frankreich erneut werden müsse; dadurch war die Möglichkeit geboten, die preußenfeindlichen Bestrebungen der Talleyrand und Metternich unschädlich zu machen.

Daß Blücher auch diesmal die preußische Armee befehligen werde, war weder dem König noch den Ministern

klar, wohl aber ihm selbst, und das genügte. Der König ließ ihm durch Graf Kalkreuth vorstellen, er habe sich genug Erfolg und Ehren erfochten, er möge sich jetzt schonen und seinen Kriegsruhm nicht aufs Spiel setzen. Doch der alte Blücher brummte bloß: „Was das für dummes Zeug ist!“ und ließ den Herrn Grafen stehen.

Wieder trat Gneisenau an Blüchers Seite, wieder wurde mit gewohnter Kühnheit die Offensive ergriffen. Freilich schien der verhängnisvolle 16. Juni, die Niederlage bei Ligny, denjenigen recht zu geben, die schon immer an Gneisenaus Strategie die nötige Vorsicht vermißt und dem „Husarenritt“ ein widriges Ende vorausgesagt hatten. Gneisenau erklärte auch später noch in einem Briefe an seinen Schwiegersohn Grafen Brühl von 1831, die Schlacht von Ligny hätte ruhmreich gewonnen werden müssen, wenn die gegebenen Anordnungen genau befolgt worden wären. Mag aber auch ein Fehler begangen worden sein, jedenfalls wurde er auf glänzende Weise wieder wettgemacht. Nicht in der Richtung nach dem Rhein, wie Napoleon erwartet hatte, sondern über Tilly nach Wavre ließ Gneisenau die Armee marschieren; damit war zwar die Verbindung mit der Heimat aufgehoben, aber die Möglichkeit gewährt, der englischen Armee zur Seite zu bleiben und mit ihr vereint den letzten Entscheidungskampf zu wagen.

Diesen kühnen Entschluß hat Napoleon auf St. Helena als einen „jener Geistesblitze, wie sie nur ein Genie zuweilen ausstrahle“, bezeichnet; er raubte Napoleon die Frucht des Sieges von Ligny. Am 16. Juni aufs Haupt geschlagen, standen die Preußen schon am 18. wieder schlagfertig da und griffen wuchtig in die Schlacht bei Belle-Alliance ein. Nach errungenem Siege setzte sich Gneisenau selbst an die Spitze der Reiterei, die den Feind verfolgen und den Sieg

ausnutzen sollte. Es geschah mit solcher Kühnheit, daß die Franzosen Hals über Kopf bis an die Sambre entwichen und, als ein aufs Pferd gesetzter preußischer Tambour in ihrer Nähe Reveille schlug, in aller Hast auch über den Fluß flohen.

Die Schlacht von Waterloo rief bekanntlich eine wahre Flut von militärischen Streitschriften hervor. Die siegreichen Bundesgenossen stritten aufs hartnäckigste über Anteil und Verdienst ihrer Truppen am glücklichen Ausgang. Das Wort Wellingtons: „Ich wollte, der Abend käme, oder die Preußen wären da!" soll eine Legende sein; Tatsache aber ist, daß der Herzog mit heißer Erwartung dem Herannahen der Preußen entgegensah. Das bezeugen seine wiederholten Bitten an Blücher um Beschleunigung des Marsches. Freilich, als der Engländer der ersehnten Hilfe sicher war, befahl er: „Das Ganze vorrücken!" Damit rettete er den Schein, als hätten die britischen Waffen allein den Sieg erfochten; in Wahrheit jedoch waren zu jener Stunde die englischen Truppen schon so geschwächt und ihre Manöver so verworren, daß mit solchen Trümmern einer Armee eine Ausnutzung der errungenen Vorteile, ein voller Sieg unmöglich gewesen wäre.

Genau nach Lot und Quentchen wird sich wohl das Maß des Verdienstes der beiden Heere nicht abwägen lassen, und ebensowenig, inwieweit Blüchers schneidigem Mut oder Gneisenaus Feldherrnblick der schönste Lorbeer gebühre.

Am 7. Juli hielten die Verbündeten zum zweitenmal Einzug in Paris.

„Ihr Sieg", schrieb Niebuhr an Gneisenau, „ist weit größer und glorreicher als der von Zama; möchten Sie das Glück haben, daß das Vaterland ähnliche Früchte davon ernten wolle!"

In den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen preußischen Offiziers (von Rahden) wird hübsch erzählt, wie peinlich die heimkehrenden Sieger, die vor kurzem noch der mächtige Odem der Weltgeschichte angeweht hatte, von den kleinen und kleinlichen Verhältnissen in der Heimat berührt waren. In einem Städtchen in der Mark wurde den durchziehenden Ostpreußen festliche Aufnahme verweigert, weil darauf nur geborene Märker Anspruch hätten. In Glogau wurden als Festspiel zu Ehren der Heimkehrenden Kotzebues „Deutsche Kleinstädter" gegeben. Dem Manne, der wohl den größten Anteil an dem leuchtenden Waffenerfolge zu beanspruchen hatte, Gneisenau, wurden zwar die herkömmlichen Auszeichnungen nicht versagt, aber wir müßten nicht von der Geschichte eines großen deutschen Mannes zu erzählen haben, wenn nicht zu berichten wäre, daß auch ihm alsbald mit Undank vergolten wurde.

Die Reformpartei hatte in Preußen den Junkern die Machtstellung des herrschenden Standes entwunden, und mit der Reformgesetzgebung auf bürgerlichem wie auf militärischem Gebiete war zugleich eine deutsch-nationale Bewegung zum Siege gelangt. Der Wiener Kongreß rief aber einen neuen Umschwung hervor. Die aristokratische Partei verstand es, alle Elemente, die nicht dieselbe altpreußisch-partikularistische Gesinnung, dieselbe Vorliebe für die alten Staatseinrichtungen hatten, schlechtweg als „jakobinisch" zu verdächtigen. „In Berlin", schrieb Gneisenau an Gruner, „besteht heute die sogenannte gute Gesellschaft in der Mehrzahl aus solchen, die ehemals Frankreich anhingen, und diese führen jetzt das große Wort; uns andere rechnet man unter die Jakobiner und Revolutionäre; als solche, sagen sie, hätten sie uns schon lange erkannt und darum unseren Plänen entgegengearbeitet." Gneisenau war Deutscher von ganzer Seele

und strebte nichts glühender an, als daß Preußen seinen deutschen Beruf erkennen und mit Hilfe des damals von allen Patrioten hochgehaltenen Verfassungsgedankens über das reaktionäre Österreich Metternichs siegen möchte. In einem Aufsatz über die Feststellung der Grundlagen der Heeresverfassung spricht er das lapidare Wort aus: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrechterhalten kann."

Doch dieser kühne politische Idealismus galt seit dem Wiederaufkommen der feudal-reaktionären Partei als verdächtig, fast als verräterisch. Gneisenau wurde von den „Altpreußen" beschuldigt, durch einen englischen Gnadengehalt bestochen zu sein, und als sich in Koblenz Offiziere und Bürger um den volksfreundlichen General bewundernd scharten und im Hause des Gouverneurs Männer wie Arndt und Schenkendorf verkehrten, wurde das böswillige Witzwort „Wallensteins Lager in Koblenz" in Umlauf gesetzt. Ein von Gneisenau eingereichtes Abschiedsgesuch wurde zuerst abgelehnt, dann jählings angenommen; den Grund enthüllt eine spätere Äußerung des Königs: „Es macht mir große Freude, Sie näher kennen gelernt und erkannt zu haben; Sie sind mir früher arg verleumdet worden!"

Erst zehn Jahre nach Waterloo, 1825, wurde endlich dem bestverdienten Soldaten des preußischen Staates die höchste Würde eines Feldmarschalls zuteil. Ja, im siebzigsten Jahre seines Lebens sollte er zum erstenmal als höchster Befehlshaber an die Spitze einer Armee treten.

Als 1831 der polnische Aufstand die Zusammenziehung preußischer Truppen an der Ostgrenze nötig machte, wurde Gneisenau der Oberbefehl angeboten. Er hegte keine Sympathie für die hoffärtigen, deutschfeindlichen Polen, im

Gegensatz zur Mehrzahl der preußischen Offiziere; hielt doch Major von Willisen im Militär-Wochenblatt den Polen förmlich Vorlesungen, wie sie am besten gegen die Russen operieren würden. Da sich Gneisenau nicht mehr die nötige Kraft zutraute, wollte er den Oberbefehl ablehnen, allein sein Schwiegersohn Graf Brühl bestürmte ihn, dies nicht zu tun. Die leidige Mittelmäßigkeit werde sonst wieder zur Herrschaft kommen, die Protektion der Unterröcke werde über die Befehlshaberstellen entscheiden; nur auf einen Mann, auf Gneisenau, blicke die ganze Armee mit Verehrung und Vertrauen, er dürfe sich der Armee nicht entziehen. Gneisenau gab nach und ging nach Posen. „Glücklicherweise", schrieb er an Freund Siegling, „ist meine Armee weniger zu Kriegsereignissen als zur Abwehr einer drohenden Krankheit bestimmt." Es sollte ja durch die mit strengster Grenzsperre betrauten Truppen auch die Cholera abgehalten werden, doch dieser Feind spottete der lächerlichen Abwehr. Zwar noch am 17. August 1831 schrieb Gneisenau an Brühl: „Die Cholera ist etwas im Abnehmen, und wir glauben demnach an ein fortschreitendes Erlöschen derselben. Übrigens haben wir sie im Hinblick auf die Gefahr geringschätzig behandelt und uns durch sie in unserer Heiterkeit und Gemütsruhe nicht stören lassen!"

Fünf Tage später, am 22. August 1831, schrieb er nochmals an seinen Schwiegersohn. „Die festen, schwungvollen Züge der fast zierlichen Schrift", sagt Sybel, der Herausgeber der Briefe, „lassen nicht vermuten, daß der Tod dem Schreibenden schon über die Schultern blickte." Noch in der nämlichen Nacht wurde er von der tückischen Krankheit befallen, am nächsten Tage verschied er (23. August 1831).

Unter den Linden in Berlin, an der schönen, stolzen Straße, die schon so oft von heimkehrenden Siegern durch-

zogen wurde, stehen Rauchs Marmorbilder von Scharnhorst und Bülow und diesen gegenüber, in Erz gegossen, Blücher zwischen York und Gneisenau. Ist in Blücher die Volkstümlichkeit des Freiheitskrieges verkörpert, der Jugendmut, das furchtlose Vorwärtsdringen jener ruhmreichen Zeit, — ist York von Wartenburg, der hervorragende Taktiker mit seiner fast nie versagenden Sicherheit und Zuverlässigkeit, als der Vertreter des Fridericianischen Preußentums anzusehen, so finden sich in Gneisenau auch diese Vorzüge; sie werden aber gehoben und verklärt durch seine reiche Gesamtbildung, durch die Selbstlosigkeit seines Schaffens und Strebens, durch die edle Menschlichkeit, die er bei allem stürmischen, kriegerischen Drange immer bewahrte. Gneisenau ist der Erbe Scharnhorsts, der den Samen ausgestreut hatte, aber durch ein tragisches Geschick vor der Ernte abberufen worden war; dieses Erbe seines Lehrers und Freundes hat Gneisenau übernommen und weitergebildet, so daß es tausendfältige Frucht trug. Gneisenau selbst stellt in der Summe seiner Eigenschaften, sogar auch in der Stattlichkeit seiner Erscheinung den Idealtypus eines gebildeten Soldaten dar, wie ihn die Nation, die auf seinen Rat die allgemeine Wehrpflicht zur Grundlage ihres staatlichen Daseins gemacht hatte, bedurfte, und wie er bisher vielleicht nur vom großen Friedrich vertreten gewesen war.

Mit vorgestrecktem Arm ist Gneisenau dargestellt, als ob er rufen wollte: „Dort ist der Rhein, und jenseits liegt Paris! Nicht mehr die Wacht am Rhein genügt, tragen wir den Krieg ins Feindesland!"

„Fortiter, fideliter, feliciter!" so lautete der Wahlspruch seines Wappens, und so war er selbst, ein freidiger Held, ein treuer Diener seines Königs, ein glücklicher Sieger.

Friedrich Christoph Dahlmann.

Das schwermütige Bibelwort, daß auch ein köstliches Leben am Ende nur Mühe und Arbeit sei, ist wahr, aber nicht erschöpfend. Eines jeden Leben ist — in gutem oder bösem Sinne — auch Frucht, Frucht für ihn und die Seinen, Frucht für das Allgemeine. Wohl dem Forscher, der im Dienst der Wahrheit arbeitete und sich mühte! Auch wenn er kein bahnbrechender Genius war, kein Reformator wurde, ist sein Leben reiche Frucht gewesen. Denn „was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben!"

Mühe und Arbeit, doch auch Segen und Ernte war das Leben Dahlmanns. Aber nicht das schöne Beispiel des Forschers für den sicheren Erfolg zielbewußter und unablässiger Gelehrtenarbeit bewog mich, von Dahlmann zu Ihnen zu sprechen, — den treuen Patrioten möchte ich Ihnen vor allem näher bringen.

Im Leben Dahlmanns haben wissenschaftliches und politisches Wirken gleiche Werte. Bei aller Freiheitsliebe besaß er volles Verständnis für die Schranken, welche die sehr realen staatlichen Verhältnisse und Bedingungen den idealen Wünschen ziehen. Er begriff das internationale Wesen der schönen Künste, aber seine Begeisterung für die

Kunst, seine Beschäftigung mit der Literatur machten ihn nicht zum kosmopolitischen Schwärmer. Seine gelehrte Forschung entfremdete ihn nicht der Allgemeinheit, nicht den nächsten Bedürfnissen der Nation. Er verlor über den Büchern nicht den sausenden Webstuhl der Zeit aus Gesicht und Gehör, fühlte sich dem Volke gegenüber nicht auf einsamer Höhe, sondern wurzelte mit allen Fasern im vaterländischen Boden und lebte mit jedem Herzschlag in der Gegenwart. Diese behält er im Auge, auch wenn er in seinen historischen Schriften von vergangenen Zeiten und Zuständen handelt. Für ihn ist an den Tatsachen die Wirkung in die Ferne das Wichtigste, für ihn gibt es keinen Abschluß: was geschehen ist, trägt heute noch Fluch oder Segen und belehrt uns, was geschehen soll.

„Wenn die Geschichte", sagt Waitz, „in Ranke den großen Meister kritischer Forschung, tiefer und zugleich objektiver Auffassung, anziehender und wahrhaft künstlerischer Darstellung verehrt, so wird sie in Dahlmann vorzugsweise den Vertreter der politischen und nationalen Ideen erblicken, welche sie durchdringen und beleben, welche es aber gilt, nach seinem Vorbild mit ernster Arbeit, ungetrübtem Sinn für das Wahre und gleichmäßiger Gerechtigkeit zu verbinden." „Nicht die Schönheit der geistigen Form," sagt Sybel, der selbst noch in Bonn zu Dahlmanns Füßen saß, „sondern die Kraft des sittlichen Gehaltes, nicht das ästhetische Können, sondern das ethische Sollen war der Magnet, welcher alle Bewegungen seines Inneren entscheidend bestimmte. Wer ihn sah, die kräftige Gestalt, die festen Gesichtsformen, die buschigen Brauen, das treue Auge, der wußte, daß er einem Manne gegenüberstand, einem Manne, der in unbedingter Unterwerfung unter die Pflicht die Quelle einer unbeschränkten Selbständigkeit und unerschöpf-

lichen Stärke besaß: nach diesem Maße hielt er sich im Leben wie in der Wissenschaft."

Männer der Tat mit festem Rückgrat, aber strengem Rechtssinn waren seine Ideale, sie wünschte er als Führer der Nation und als Räte der Fürsten. Er selber war ein solcher Mann, ein repräsentativer Mann im besten Sinne des Wortes. In der Entwicklung Deutschlands von den Tagen des Freiherrn vom Stein bis zu Bismarck ist Dahlmann ein notwendiges Glied in der Kette, ein treuer Wächter und ein unerschrockener Bannerträger.

Friedrich Christoph Dahlmann wurde auf deutschem Boden, aber unter schwedischer Herrschaft, am 13. Mai 1785 in Wismar geboren. Die alte Hansastadt — „de Wismar", wie Tante Lining in Fritz Reuters Roman sagt — wurde im Westfälischen Frieden an Schweden abgetreten. Es war seitdem still und stiller geworden in ihren Straßen, und von ihrem einstigen Glanze zeugten nur noch das eine oder andere trutzige Giebelhaus und die schöne Nikolaikirche.

In einem jener altertümlichen, ehrwürdigen Gebäude, im Syndikatshause nahe dem Marktplatz, erblickte der Sohn des wohlangesehenen Stadtschreibers und späteren Bürgermeisters Johann Ehrenfried Dahlmann das Licht der Welt. Er selbst war auch noch in späteren Jahren des Glaubens, daß seine Familie aus dem skandinavischen Schweden stamme, doch ist dies, wie der treffliche Biograph des Historikers, Robert Springer, nachweist, eine auf Irrtum beruhende Überlieferung. Die Familie Dahlmann wurzelte in den deutschen Hansastädten Stralsund und Wismar und gab ihnen manchen ehrenfesten Aldermann. Freilich, es begreift sich leicht, daß sich Dahlmann in seinen Lehrjahren sogar mit Stolz als Schwede fühlte. Die Fremdherrschaft war Gewohnheit geworden und lastete nicht schwer. Die poli-

tischen Zustände in den Nachbarstaaten, in Preußen wie in Mecklenburg, ja im ganzen Reiche waren nicht danach, das deutsche Gewissen aufzurütteln und Sehnsucht nach Angliederung an deutsche Staaten zu wecken. Aber Deutschland hatte eine herrliche Literatur. Für sie begeisterte sich der junge Dahlmann, sie machte ihm wenigstens die Muttersprache lieb und wert und brachte ihn vorerst in ideale Gemeinschaft mit dem deutschen Vaterland.

Auf einer skandinavischen Universität, in Kopenhagen, wurde er in die philologischen Disziplinen eingeführt, die historischen Vorlesungen übten auf ihn keine Anziehungskraft.

„Ein neues Licht", so sagt Dahlmann in seiner Selbstbiographie, ging ihm erst in Halle auf. Die tiefsinnige und allseitig anregende Behandlung der Altertumskunde durch Friedrich August Wolf übte mächtigen Einfluß auf ihn, doch am stärksten auf sein Denken und Wollen wirkte nach seinem eigenen Ausspruch der klassische Interpret des Platon und Paulus, Friedrich Daniel Schleiermacher. Zu seinen Füßen saß der Jüngling als aufmerksamer und verständnisvoller Hörer, und abends in seinem Kämmerlein studierte er die Schriften Kants, die ihm sein Leben lang eine Lieblingslektüre blieben.

Im Unglücksjahr 1806 kehrte der „Literatus Dahlmann" nach seiner Vaterstadt zurück. Er konnte keine Stelle erlangen und blieb, was ihm nach dem Aufenthalt in geistig anregender Umgebung unerträglich schien, in ein spießbürgerliches Kleinleben gebannt. In jenen Tagen unfruchtbaren Mißvergnügens bewirkten die Kriegsnachrichten eine heilsame Erschütterung. Die preußischen Waffen waren zerbrochen, der preußische Staat in seiner Existenz bedroht. Die deutsche Not weckte im Sohne der Hansastadt das Bewußtsein seiner Stammesangehörigkeit! Er dachte über

Wesen und Aufgaben des Staates nach, er zog aus dem Unglück Preußens die Lehre, daß die Nation selbst mündig gemacht werden müsse. Dann nur wird sie in der Gefahr, wenn sich die Regierung ohnmächtig erweist, sich selber helfen, sich vor Knechtung retten oder wenigstens ruhmvoll untergehen. „Die Lage nach der Schlacht bei Jena", sagt Springer, „zeitigte die Keime, aus welchen sich Dahlmanns ganze politische Denkweise allmählich entwickelte."

In Exzerptenheften, die uns erhalten sind, sammelte der junge Mann mit besonderer Vorliebe Stellen aus alten und neuen Dichtern, die seinem patriotischen Zorn über die Vergewaltigung Deutschlands Worte liehen. Damals versuchte er sich auch zum erstenmal in Übersetzungen aus dem Griechischen. Es ist bezeichnend, daß ihn Thukydides besonders anzog und in dessen Geschichtswerk namentlich die Grabrede des Perikles, der zu Ehren der im Kampfe mit den Spartiaten gefallenen Athener die Freiheit der Verfassung und die Herrlichkeit der Vaterstadt preist, denn das Glück beruhe auf der Freiheit und die Freiheit auf dem Mut eines Volkes.

Um der Enge Wismars zu entrinnen, plante Dahlmann Übersiedlung nach Dresden, wohin ihn die Herausgeber einer neuen Monatsschrift „Phöbus", Heinrich von Kleist und Adam Müller, als Mitarbeiter beriefen. Doch als er in Dresden eintraf, hatte der Phöbus bereits seine Laufbahn geschlossen. Die persönliche Bekanntschaft mit Heinrich von Kleist war bei alledem ein schöner Gewinn der Reise. Gemeinsamkeit der politischen Ansichten und patriotischen Hoffnungen verband den jungen Gelehrten mit dem Dichter. Der Mißerfolg des edlen Kleist konnte diese Freundschaft nicht erschüttern, und nach dem Tode des Unglücklichen wurde der sittenstrenge Dahlmann sein feurigster Anwalt. „Kleist", schrieb er 1840 an Gervinus, „ist in Wahrheit

an gebrochenem Herzen über die Leiden der Zeit gestorben, wenngleich er äußerlich als ein Opfer einer phantastischen Grille fiel."

Die beiden Freunde, die „in dieser Napoleonischen Welt nichts mit sich anzufangen wußten", unternahmen im Mai 1809 eine abenteuerliche Fahrt nach Österreich. Sie reisten als Agitatoren! „Unser Vorsatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde!" Sie hofften auf die Brüder Stadion, die den Wahlspruch hatten: Österreich muß sich selbst und Deutschland aus der Knechtschaft des fremden Imperators retten!

Allein nur zu bald kam für die beiden Romantiker die Ernüchterung. Sie fanden in Österreich weit mehr Haß gegen „die Feiglinge von Jena" und die „verräterischen" Bayern, als gegen Napoleon. Das Wort „deutsch" in den kaiserlichen Proklamationen fand keinen Widerhall in den Herzen der kaiserlichen Untertanen. Auf dem Schlachtfeld von Aspern, wohin Kleist und Dahlmann voll Andacht gewallfahrtet, wurden sie als Spione verhaftet. Als Kleist den österreichischen Offizieren seine gegen die Franzosen gerichteten Verse und namentlich das Gedicht an Kaiser Franz zeigte, wurde ihm bedeutet, solche politischen Gedichte seien eine „unberufene, vorwitzige Einmischung", mit Politik sollten sich nicht Leute befassen, die sie nichts angehe und die nichts davon verständen.

Bitter enttäuscht kehrten die Freunde nach Prag zurück, und hier wurde auch die letzte Hoffnung auf eine Verbesserung der deutschen Verhältnisse durch Österreichs Kaiser zunichte. Es kam die Nachricht vom Siege Napoleons bei Wagram und von den diplomatischen Verhandlungen wegen der Heirat des Advokatensohnes aus Ajaccio mit der Tochter

des letzten römischen Kaisers deutscher Nation. Gänzlich gebrochen und getäuscht, von allen materiellen Mitteln entblößt, trennten sich die Freunde, und Dahlmann, an Deutschland verzweifelnd, siedelte 1810 wieder in die dänische Hauptstadt über. Im nächsten Jahre habilitierte er sich dort als Dozent der alten Literatur und Geschichte.

Rascher jedoch, als zu erwarten war, fand der junge Gelehrte in Deutschland selbst einen Wirkungskreis. Schon 1812 erhielt er durch Vermittlung eines einflußreichen Verwandten eine Einladung, an Stelle des verstorbenen Hegewisch das Fach der Geschichte an der Universität Kiel zu vertreten. Die Verwendung seines einflußreichen Oheims Jensen hatte dies ermöglicht; er selbst spottete nicht wenig darüber, daß er Professor der Geschichte wurde, ohne je eine historische Schrift veröffentlicht zu haben. Immerhin hatte er schon in Kopenhagen eine Vorlesung über Geschichte der deutschen Kaiser aus sächsischem Hause ausgearbeitet. „Nicht mißlungen in der Fassung, aber ungenügend in der Forschung", beurteilte er selbst diese erste Leistung auf geschichtlichem Gebiet, und Springer, der das Manuskript einsah, bestätigte diese Zensur. Da der Verfasser eine methodische Ausbildung unter sicherer Leitung entbehrt hatte, konnte er in schwierigen Fragen zunächst nur seiner mehr oder minder glücklichen Intuition folgen. Doch bei seinem scharfen analytischen Verstand wurde er erst sein eigener Lehrer, bald ein Meister, so daß er noch heute in der kritischen Behandlung einer Aufgabe ebensowohl als Muster gilt, wie in der künstlerischen Darstellung. In den nächsten Jahren nahm ihn sein Lehramt ganz und gar in Anspruch. Erst zehn Jahre später veröffentlichte er seine „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte".

Als Kieler Professor war er wie vorher Untertan des Königs von Dänemark. Als nun Preußen 1813 sein glor-

reiches Banner entrollte und auch die mecklenburgischen Landsleute sich von Napoleon lossagten, mußte Dahlmann dem aufwallenden Herzen gebieten, mußte schweigen und sich gedulden, bis endlich auch Dänemark dem unersättlichen Despoten das Gefolge kündigte. Die Festrede, womit Dahlmann in der Kieler Aula den Sieg von Waterloo feierte, er, „einer der jüngsten und der unverdienteste der Lehrer der Universität", gehört zu dem Besten, was wir Dahlmanns Genius zu danken haben. Der merkwürdige religiöse Schwung der Rede zeugt von der damals allgemeinen Stimmung. Als schönste Frucht des Sieges begrüßt er, daß die deutschen Stämme, wie zersplittert sie auch unter verschiedenen Fahnen kämpften, eins geworden seien in der Verteidigung der drei wichtigsten Güter, im Kampfe für Freiheit, Volkstümlichkeit und Recht. „Mag dann im einzelnen noch manches Störende sein, mag der Zwiespalt und das alte, gehässige Treiben der Kabinette noch vieles verwirren: Deutschland ist da durch sein Volk, Deutschland ist da, bevor noch die deutsche Bundesakte ausgefertigt wird! Wehe dem, der das, was das heiligste Gefühl vereinigt hat, frevelnd voneinander reißen wollte!"

Entscheidend für Dahlmanns Lebensgang war es, daß er bald nach der Siegesfeier zum Sekretär der sogenannten fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinschen Prälaten und Ritterschaft gewählt wurde. Zunächst handelte es sich ja nur um Vertretung der Privilegien dieses ständischen Ausschusses, doch die Zeitverhältnisse wie die Persönlichkeit des neuen Sekretärs brachten es mit sich, daß sich seine Aufgabe erweiterte zu derjenigen eines Anwalts der schleswig-holsteinschen Volksrechte. Schon in jener Waterlooer Festrede hatte er betont, daß der Schleswiger, wenn er auch bisher nicht im deutschen Verbande war, ihm doch durch den ver-

brüderten Holsteiner angehört habe, mit dem er ja in Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen innigst verschmolzen sei. Für Schleswig-Holstein gelte ja: „Up ewig ungedeelt."

Diese Worte hatten in Kopenhagen so unangenehm berührt, daß Jensen, der Oheim und väterliche Freund Dahlmanns, erschrocken den Rat gab, der Unvorsichtige möge sich unverzüglich bei Hofe entschuldigen. „Die Bitte um Verzeihung abzufassen", antwortete der Neffe mit gutmütigem Spott, „habe ich noch keine Zeit gehabt."

Ebenso freimütig und entschlossen trat er fortan im Namen der Stände auf, obwohl er sich damit der Gefahr aussetzte, die kärglichen Mittel für den neugegründeten Haushalt — er vermählte sich 1817 mit der Tochter seines Vorgängers im Amte, Julie Hegewisch, — zu verlieren. Es ist im wesentlichen Dahlmanns Verdienst, daß sich die Stände, als ihnen der dänische Hof eins ihrer Rechte nach dem andern beschnitt und verkümmerte, mit einer Beschwerde an den Frankfurter Bundestag wandten; darin liegt der Keim der schleswig-holsteinschen Bewegung, die in der Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert eine so wichtige Rolle spielt. Auch die Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Maßregelung der deutschen Universitäten bekämpfte der Kieler Professor mit offenem Visier. In einer Festrede zum Geburtstag des Königs von Dänemark sprach er seinen Schmerz über die Erniedrigung des deutschen Vaterlandes aus, dessen Hochschulen jetzt aufhören sollten, stolze Denkmäler der deutschen Entwicklung zu sein, dessen Lehrer vielleicht bald gezwungen würden, Athen glücklich zu preisen, daß es, von der Demokratie des perikleischen Zeitalters befreit, in der Gegenwart die Segnungen des türkischen Sultans genieße. „Die Würde der Universität", so schloß er seine Rede, „muß wiederhergestellt werden, sollen die

von ihr dem König dargebrachten Glückwünsche Wert und Würdigkeit besitzen."

Der Redner wartete nicht erst ab, bis in herkömmlicher Weise diensteifrige Zuträger freundliche Mitteilung von dem unerhörten Skandal höchsten Ortes machen würden; er selbst schickte seine Rede nach Kopenhagen. „Die Sache selber", schrieb er dazu, „und mein Amt als Lehrer der Geschichte, die gar keinen Wert hat, wenn sie nicht wahr sein darf, erlauben mir nicht, von der alle Gemüter erschütternden Gefahr des Augenblicks zu schweigen. Man kann freie Einrichtungen im Staate wünschen und verteidigen, und gleichwohl dem Landesherrn in Gesinnungen und Handlungen treu und gehorsam und ein abgesagter Feind geheimen Treibens sein."

Doch das freimütige Wort wurde um so ehrlicher Begründung willen nicht verziehen. Dahlmann bekam den Zorn der maßgebenden Kreise bald zu fühlen. Obwohl er als Lehrer eine höchst fruchtbare Wirksamkeit entfaltete, wurde ihm das Ordinariat beharrlich vorenthalten, und es besserte seine Lage nicht, als er sich in seiner Abhandlung über Saxo Grammaticus, den „Vater der dänischen Geschichte", über die dänischen Staatskalender des 19. Jahrhunderts lustig machte, welche die Gründung des Königreichs Dänemark genau auf Tag und Stunde noch über die Zeit Christi zurück anzugeben wußten.

Dahlmann war von unerbittlichem Rechtssinn. Er sah nicht nur die Fehler der Kleinen, sondern auch die Sünden der Großen. Mit wärmster Teilnahme hatte er das Unternehmen des Reichsfreiherrn vom Stein, eine kritisch bearbeitete Sammlung der deutschen Geschichtsquellen herauszugeben, von Anfang an verfolgt und war Mitglied der mit den vorbereitenden Arbeiten betrauten Gesellschaft für ältere deutsche

Geschichtskunde geworden. Als er aber unter dem Diplom die Unterschriften einiger Bundestagsgesandten, die an den Karlsbader Beschlüssen beteiligt waren, erblickte, sandte er es zurück, weil er für unglaublich halte, „daß dieselben Hände, welche das Todesurteil unserer Preßfreiheit unterzeichnet haben, ein Werk zur Ehre der Literatur versuchen möchten". Diese offene und starke Aussprache über den Bundestag machten eine Berufung Dahlmanns an eine Universität in Deutschland sehr unwahrscheinlich, und in Kiel war der Freund der ungeschminkten Wahrheit fast unmöglich. Doch Stein hatte den kongenialen Mann erkannt. Uneingedenk der persönlichen Kränkung, die in der Absage für ihn lag, ließ er nicht ab, dem rauhbärtigen, aber hochschätzbaren Gelehrten Vorstellungen zu machen. Dahlmann versage einem wissenschaftlichen Werke seine Kraft, weil politische Gegner daran teilnähmen, an deren Überzeugung und bester Gesinnung aber kein Zweifel sei; eine solche Rigorosität werde weder von der Moral noch vom Patriotismus verlangt. Vernünftigen Gründen verschließt sich kein Vernünftiger. Dahlmann erkannte seinen Übereifer, trat in die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wieder ein und nahm mit erhöhtem Eifer an ihren Arbeiten Anteil.

Nicht minder klar als von Stein wurde Dahlmanns Bedeutung von Niebuhr erkannt. Nachdem ein Versuch, Dahlmann zum Sekretär der preußischen Gesandtschaft in Rom zu gewinnen, gescheitert war, gab sich Niebuhr trotzdem fort und fort Mühe, den charakterfesten Mann aus seiner demütigenden Lage in Kiel zu befreien und in einen größeren Wirkungskreis zu versetzen. Ein von Schelling unterstützter Plan, Dahlmann nach München zu bringen, um durch den Redegewandten „das Görressche Wesen" bekämpfen zu lassen, führte nicht zum Ziel, aber 1829 wurde

er auf Pertz' Betreiben nach Göttingen berufen mit der Verpflichtung, neben geschichtlichen Vorlesungen auch Politik, Nationalökonomie, Finanz- und Polizeiwissenschaft zu vertreten — eine Zumutung, die uns heute ungeheuerlich erscheint, damals aber nicht ungewöhnlich war. Zudem wurde sie einem Manne gestellt, der den lebendigen Kräften des Staates immer das regste Interesse zugewendet und als Schriftführer der Stände auch die Anwendung der Staatswissenschaft auf den konkreten Fall gelernt hatte.

Hocherfreut und doch schmerzlich bewegt nahm Dahlmann vom holsteinschen Boden Abschied, nicht ohne seinen akademischen Hörern noch einmal zuzurufen: Es ist eure heiligste Pflicht, immer Sorge zu tragen, daß Schleswig-Holstein unzertrennlich beisammen bleiben und niemals einer unumschränkten dänischen Verfassung unterworfen werden dürfen! Es ist eure heiligste Pflicht, dieses höchste Gut des Vaterlandes unangetastet auf eure Nachkommen zu vererben!

Um aber in Göttingen nicht wieder Undank und Ungemach auf sich zu laden, da „doch nicht zu glauben sei, daß hart am Blocksberg eine ehrlichere Welt liege", beschloß Dahlmann, der politischen Tätigkeit gänzlich zu entsagen und nur noch seinem Lehramt und seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben. Anfangs hatte es auch den Anschein, als wolle und könne er sich darauf beschränken. Auch war der Eifer der Studierenden, die sich in seinen Hörsaal drängten, ein Trost für die gewählte Beschränkung.

Als Lehrer der Georgia Augusta las er deutsche Geschichte zum erstenmal selbständig neben deutscher Staats- und Rechtsgeschichte. Dafür stellte er auch (1830) seine Quellenkunde zusammen, die er später noch einmal in verbesserter Gestalt herausgab und die noch heute, freilich durch reiche Zusätze von Waitz und Steindorff vermehrt,

zu den unentbehrlichsten Handbüchern der Geschichtswissenschaft gehört.

In Göttingen zählte auch der junge Kronprinz von Bayern, nachmals König Maximilian II., zu den Schülern Dahlmanns, und es entspann sich zwischen ihnen ein so vertrauliches Verhältnis, daß der schon damals ebensosehr von Zweifeln gequälte, wie von löblichen Absichten begeisterte Prinz mit seinem Lehrer wie mit einem Gewissensrat die heikelsten Angelegenheiten besprach. Dahlmann war es, der den Prinzen vom Gedanken des Übertritts zum evangelischen Bekenntnis, also eines Bruches mit dem Vater und mit der Tradition seines Hauses zurückbrachte, indem er ihm überzeugend nachwies, daß dadurch die Zukunft des bayerischen Volkes nur geschädigt werde.

Erfreulich war für Dahlmann, daß ihm in Göttingen die Kollegen so viel Wohlwollen und herzliche Anerkennung entgegenbrachten. Auch das Familienleben hatte nur freundliche Seiten. „Wo könnte ich glücklicher sein", schreibt er im Sommer 1830, „als in meinem Daheim, mögen sich immer im fernen Westen die Völker mit den Fürsten balgen und wunderliche Helden von aufgetürmten Steinhaufen in die Säle des Königsschlosses übersiedeln."

Doch als die Pariser Julirevolution ihre Wirkung auch auf Deutschland übte und in den liberalen Kreisen der Wunsch lebendig wurde, die Regierungen selbst möchten jähen Ausbrüchen des Freiheitsgefühls durch Zugeständnisse freisinniger Einrichtungen zuvorkommen, da litt es Dahlmann nicht länger in seiner Idylle. Er war nichts weniger als ein revolutionärer Heißsporn, aber die Hoffnung, es könnte jetzt endlich erfüllt werden, was während der Befreiungskriege dem deutschen Volk versprochen worden war, wog schwerer als die Furcht vor gewaltsamen Ausschreitungen. „Soll

es einmal sein," sagte er mit nicht mißzuverstehender Andeutung, „so will ich lieber am hitzigen Fieber sterben, als am kalten!"

Damals hielten es noch die meisten Gelehrten unter ihrer Würde, in Zeitungen zu schreiben. Dahlmann dagegen erblickte vielmehr eine Pflicht darin, durch historisch-politische Beiträge für die Presse seine Mitbürger aufzuklären und auf den rechten Weg zu bringen.

Es ist bekannt, wie auch auf deutschem Boden eine Reihe von Revolutionen und Revolutiönchen sich abspielten, wodurch die Bürger ihrer Mißstimmung über wirkliche oder vermeintliche Mißstände Luft machten. Damals wurde in Leipzig die sogenannte sächsische Marseillaise gesungen, die statt des stürmischen Aux armes, citoyens! eine höflichere Wendung brachte:

Wohl auf, wohl auf! streut Blumen hin,
Wo Zwist und Unheil war . . .

Damals demonstrierten bierselige Jünglinge in München mit Kindertrompeten und Hafendeckeln für die allgemeinen Menschenrechte, damals taufte man in Kassel den Zunftmeister Herbold den „hessischen Masaniello", denn anders tat man es in Deutschland nicht, man mußte für alles und jedes ein Schlagwort aus dem Ausland holen. Damals gab es auch in Göttingen einen Studentenauflauf, den ein Dozent Rauschenplatt in Schlapphut und Kanonenstiefeln leitete, mehr um des Ulkes als um ernster politischer Gründe willen. Es war Dahlmanns Verdienst, daß der wohlgesinnte Regent, der Herzog von Cambridge, den Radau nicht ernster nahm, als er war, und sich damit begnügte, den Aufgeregten ein paar Tage Karzer zur Abkühlung zu verordnen. Der Herzog von Cambridge faßte ein starkes Vertrauen zu dem freimütigen Mann, der ihm

offen sagte, wichtiger als die Bestrafung der Unruhestifter sei die Beseitigung der Gründe zu Unzufriedenheit und Widerstand. Auf Betreiben des Statthalters wurde Dahlmann zur Mitwirkung an der Ausarbeitung eines neuen Staatsgrundgesetzes für Hannover beigezogen, und als die neue Kammer, in welcher sich der Wille des Landes deutlicher und unbefangener aussprechen konnte, im Mai 1831 zusammentrat, wurde Dahlmann zum Vertreter der Landeshochschule gewählt. Als sein politisches Programm bezeichnete er selbst „das Bemühen, einer mittleren Meinung den Sieg zu verschaffen", da in aufgeregter Zeit auch die berechtigten liberalen Ideen nur mit einer gewissen Mäßigung gefördert werden dürften, die Übertreibungen des Liberalismus aber entschlossen bekämpft werden müßten. Viele, die ihn „früher belobend in die weite, formlose Kategorie der Liberalen aufnahmen und nun sahen, daß das in der Anwendung nicht mehr recht passen wolle", spotteten über den neuen Hofschranzen. Die Regierung hinwieder war mit dem Professor unzufrieden, weil er sich der schroffen Abweisung der ständischen Forderungen widersetzte. Die Staatsleitung im deutschen Hannover war schon damals von dem Bruder des Königs von Großbritannien, dem Herzog von Cumberland, der bei der Kinderlosigkeit des Königs nach den Hausgesetzen zum Thronerben bestimmt war, stark beeinflußt.

Ein gewandter Parlamentarier war Dahlmann nicht, dazu fehlte ihm die Schlagfertigkeit und Beweglichkeit, auch wohl die genügende Kenntnis der Besonderheiten des hannöverschen Staatswesens; seine Reden waren richtige Professorenreden, etwas lehrhaften Charakters, aber immer auf den Kern der Sache eingehend, gründlich im Urteil, knapp und markig im Ausdruck — „man kann sich dieselben nur in Frakturschrift denken", sagt Springer. Er hatte die

neuen Aufstandsversuche schroff verurteilt, sogar gegen die Begnadigung der Gefangenen sich ausgesprochen, doch als durch den Hambacher Spuk und andere Exzesse unreifer Freunde der Aufklärung und Völkerverbrüderung die Regierungen zu ungerechten und maßlosen Gewaltmaßregeln verführt wurden, da war der echt liberale, also auch echt konservative Dahlmann wieder der erste, der in der Kammer gegen die geplante Vergewaltigung der Verfassung Verwahrung einlegte, da schrieb Dahlmann in der von Pertz geleiteten „Hannoverschen Zeitung" kraftvolle und wirksame Artikel gegen die Übergriffe des Torysmus. Auch Dahlmanns prächtiger Essay über Goethe erschien in dieser Zeitung. Nach Goethes Tode wurden allerorten die Kläffer laut, wurde über die Undeutschheit, Ungläubigkeit, Herzenskälte des Dichters endlos gelärmt und gelästert. Mit schneidiger Klinge wandte sich Dahlmann gegen diese Krähwinkler Totenrichter; er begnügte sich aber nicht mit einer Abwehr, er bot eine tiefgründige Erklärung des Goetheschen Wesens, dem weder Religiosität, noch Patriotismus fehle. Wer habe über die biblischen Schriften tiefer und eindringlicher geredet als Goethe im Anfang zur Farbenlehre? — wo sei ein heidnischer Stoff in so echt religiösem und sittlichem Geist behandelt worden wie in der „Iphigenie"? — welche Dichtung habe bei allem milden Zauber so ernst und warnend zur deutschen Nation gesprochen, wie „Hermann und Dorothea?"

Das dankbare Wort über Goethe reizte Dahlmanns theologische Kollegen zu feindseligen Angriffen auf den „Apostel einer verwerflichen Duldsamkeit." Ein anderer Aufsatz Dahlmanns „Die Zukunft unserer Universitäten" brachte die Herren in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt in Harnisch. Liefert nicht, rief er den Regierungen zu, die edelsten Güter des Gemeinwesens in die Hände von

Menschen, die alles umwälzen möchten unter dem Vorwand, alles retten zu müssen!

Die vielen Verdrießlichkeiten ließen begreiflicherweise den Verfasser der Schriftwerke nicht gleichgültig. Aber der wiederholt gefaßte Entschluß, der Politik zu entsagen und nur der Wissenschaft zu leben, ließ sich weder mit den Bedürfnissen der Zeit, noch mit denen des eigenen Herzens vereinigen.

Zwischen den erwähnten zwei Schriften, im Jahre 1835, erschien das Buch von der „Politik", worin Dahlmann seine historischen Studien für seine politischen Zwecke fruchtbar machte. Die genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse, die reichen persönlichen Erfahrungen des Verfassers gaben dem Werke dauernden Wert; es hat auf die Anschauung einer ganzen Generation bestimmenden Einfluß geübt. Der heiße Wunsch Dahlmanns, in seinen Zeitgenossen die eingeschläferte Teilnahme am Staatsleben, den politischen Sinn wieder zu beleben, spricht aus seinen Blättern. Wir müssen als Staatsbürger fühlen, denken, tätig sein, das dünkte ihm das nötigste, das erste Gebot. Ihm, der schon in jungen Jahren politisch selbsttätig gewesen, war der bequeme Quietismus fremd, der die geschichtliche Entwicklung als mit der Gegenwart beendigt und jede Neuerung für überflüssig oder gefährlich ansieht. Es gebe auch eine schlechte Gegenwart, die den historischen Rechten größeren Abbruch tue als willkürliche Neuerungen, eine Gegenwart, über die man gerade im konservativen Interesse schonungslos hinaus müsse, denn das Höchste im Dasein der Menschen ist der Fortschritt!

Neben der „Politik" beschäftigte sich Dahlmann auch eifrig mit einer Geschichte Dänemarks, die zu schreiben er infolge seines Lebensganges und seiner Studien besonders berufen war.

Allein die Zeit beschaulicher wissenschaftlicher Erholung und Anregung nahm ein jähes Ende, als Wilhelm IV. starb und der Herzog von Cumberland, Ernst August, den Thron bestieg und alsbald eine neue, aber keine bessere Ordnung der Dinge heraufbeschwor.

Das berüchtigte Patent vom 5. Juli 1837 erklärte, daß das hannöversche Staatsgrundgesetz für den König weder in formeller noch materieller Hinsicht bindend sei und ihm nicht genügende Gewähr für das Glück seiner Untertanen zu bieten scheine. Darauf ging Ernst August nach Karlsbad, um dort die Kur zu gebrauchen oder vielmehr, wie man in Volkskreisen murrte, um sich von Metternich unterrichten zu lassen, wie eine Verfassung zu brechen sei. Unmittelbar nach der Rückkehr des Königs erfolgten die vernichtenden Schläge gegen den öffentlichen Rechtsstand des Landes. Die Ständeversammlung wurde aufgelöst, die Staatsminister, mit Ausnahme des Absolutisten Schele, zu Departementsministern herabgesetzt, endlich am 1. November 1837 die Verfassung, „das Werk frecher Demagogen mit antimonarchischer Tendenz", für aufgehoben erklärt und die Beamtenschaft vom Verfassungseid entbunden. Mit einem Federstrich war das klare Landesrecht beseitigt, nur weil es dem ehemaligen Häuptling der absolutistischen Orendslogen nicht in den Kram paßte.

Das dumpfe Schweigen, womit die Gewaltmaßregeln im ganzen Lande aufgenommen wurden, war für einen Starrkopf wie Ernst August keine Mahnung und keine Strafe. Aber einer war im Lande, der zum Unrecht nicht schweigen wollte. Wenn jemals, so hatte Dahlmann einst in der Kammer erklärt, der Tag erschiene, an welchem ihm klar würde, Politik und Moral wären völlig getrennte Gebiete, würde er sein Lehrbuch ins Feuer werfen und keinen

Tag mehr mit Politik lehrend oder lernend sich beschäftigen. Dieser Tag war nun gekommen. Der Eid, den er geschworen, sollte je nach der Laune des Fürsten gelten oder nicht. Wenn andre sich das bieten ließen, ein Lehrer des Rechts und der Geschichte darf das nicht! Doch — ein Schritt gegen den strengen Herrn bleibt nicht ungestraft! Soll er Weib und Kinder der Not preisgeben, um sich gegen einen Gewaltakt zu verwahren, den niemand im weiten Lande außer ihm als Schmach zu fühlen scheint? Und soll er sogar noch andere verlocken, seinem Beispiel zu folgen und Kerkerstrafe und Verbannung auf sich zu laden?

Einige Wochen zögerte er, dann lud er einige andere gesinnungsverwandte Kollegen zu einer Beratung, und am 17. November wurde dem Kuratorium der Hochschule eine von Dahlmann verfaßte und außer ihm von den Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, dem Rechtslehrer Wilhelm Albrecht, dem Historiker Georg Gervinus, dem Physiker Eduard Weber und dem Orientalisten Georg Heinrich von Ewald unterzeichnete Erklärung überreicht, sie seien von der Unrechtmäßigkeit der königlichen Erlasse überzeugt, sie könnten sich des Eides auf die alte Verfassung nicht für entbunden erachten und würden deshalb auch an der Wahl eines Vertreters der Hochschulen für den neuen Landtag nicht teilnehmen.

Der Protest weckte wenigstens in den Kreisen der studierenden Jugend lauten Jubel. Im deutschen Jüngling ist das Rechtsgefühl, ist das Verständnis für ein mutiges Manneswort allzeit lebendig gewesen. Die Jugend feierte Dahlmann und seine Genossen in schwärmerischer Weise. Um so leidenschaftlicher entbrannte der Zorn des Monarchen gegen die „Verführer“ seiner Untertanen; er ließ sich weder durch das ernste Wort so redlicher, besonnener Männer belehren, noch

durch die Erinnerung an ihre Verdienste und ihre wissenschaftliche Bedeutung rühren; ohne Rücksicht weder auf die verworfene alte, noch auf die selbstgegebene neue Verfassung entließ er kurzerhand alle Sieben ihres Dienstes, und überdies wurden Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, weil sie zur Verbreitung der Protestation beigetragen, des Landes verwiesen.

Nur noch sechs jüngere akademische Lehrer, Otfried Müller voran, fanden den Mut zu einer Erklärung, daß sie den Schritt der gemaßregelten Kollegen nicht mißbilligen könnten; von der Lehrerschaft zuckten die einen über die unklugen Sieben die Schultern, die andern sprachen von Hochmut und Anmaßung. Aus Furcht, daß den scheidenden Lehrern von der Studentenschaft ein demonstratives Abschiedsfest auf fremdem Boden — in Göttingen konnte man es ja mit bewaffneter Macht verhindern — veranstaltet werde, ließ die Regierung allen Lohnkutschern das Verleihen von Wagen und Pferden an Angehörige der Universität verbieten. Doch mehr als dreihundert Studenten scheuten nicht die Strapazen des Nachtmarsches von vier Meilen bis zur hessischen Grenze, um noch einmal die teuren Lehrer zu sehen und aus ihrem Munde ein Abschiedswort zu hören. Der tapfere Dahlmann vermochte kaum eine feste Haltung zu bewahren. Mit Tränen in den Augen rief er den Weinenden zu, er fühle erst in dieser Stunde, wieviel er in Göttingen zurücklasse, fühle aber auch, daß er nicht arm und verlassen fortgehe, da er soviel Liebe und Treue mit sich nehme. „Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die Zeit nicht fern ist, in welcher auch von der anderen Seite erkannt wird, daß die nicht die schlechtesten Staatsbürger sind, die dafür halten, daß Eide ungebrochen bleiben und erfüllt werden müssen!"

Nach ein paar Stunden wehmütigen Zusammenseins

schieden die Verbannten; die Zurückbleibenden gaben ihnen entblößten Hauptes das Geleit bis zur Reisekutsche. Als auch die Dorfjugend sich herandrängte und Jakob Grimm einem kleinen Buben die Hand bot, dieser aber sich scheu hinterm Rock der Großmutter verstecken wollte, zog ihn diese hervor: „Gib ihnen nur die Hand! Er sind arme Vertriebene!"

„Der hannöversche König", sagt Springer, „verbannte Dahlmann, aber das deutsche Volk nahm ihn auf; für Hannover war er fortan verloren, aber für Deutschland wurde er gewonnen."

Kurz vor der Katastrophe hätte Dahlmann Gelegenheit gehabt, in Dorpat oder Rostock einen Lehrstuhl zu erlangen; er hatte aber die Anträge zurückgewiesen, weil er sein persönliches Schicksal nicht vom Schicksal der Kollegen und Mitbürger, vom Schicksal der hannöverschen Verfassung trennen wollte. Jetzt geächtet, verbannt, konnte er nicht mehr hoffen, an einer deutschen Hochschule Aufnahme zu finden, und Ernst August ließ es sich eifrig angelegen sein, die „sieben Teufel", die ihm soviel Ärger bereitet hatten, auch noch im Ausland seinen Zorn empfinden zu lassen.

Der Trost der Vertriebenen war, der einzige, aber ein stolzer Trost, daß überall in deutschen Landen, wo es eine selbständige und unabhängige Meinung gab, der Mut der sieben deutschen Männer gefeiert wurde. Karoline Hegewisch schrieb — um von den vielen Beweisen bewundernder Anerkennung nur ein paar zu nennen — an Dahlmann: „Früher ward gerufen bei der deutschen Kaiserwahl: ‚Ist kein Dalberg da?‘ Ich aber rufe freudig: ‚Es ist noch ein Dahlmann da, und die besten Gedanken folgen diesem!‘" Anastasius Grün geißelte die Torheit, gerade die besten Männer zu verjagen:

Führwahr, wo solche Männer fort, verbannt, landflüchtig reisen,
Müßt strafend ihr nicht aus dem Land, nein! in das Land verweisen!

Gaudy feierte die Flüchtlinge durch das Gedicht: Non consulibus, sed exsulibus.

Drei edle Männer ziehen aus ihrer Heimatstadt,
Aus welcher sie der Willkür Gebot vertrieben hat,
Dort stellten sie die Frage: Wollt ihr meineidig sein?
Dort schüttelten die Drei das Haupt und sprachen: Nein!

Weit über die liberalen Kreise hinaus wurde den Sieben Teilnahme zugewendet. Der Philosoph Trendelenburg schrieb an Dahlmann Worte der Zustimmung und des Trostes, denn ohne eine furchtlose Wahrhaftigkeit der Bürger könne keine Regierung Bestand haben. Auch in den niederen Volkskreisen waren die Märtyrer der konstitutionellen Sache bekannt und beliebt geworden; auf allen Jahrmärkten prangten Pfeifenköpfe mit ihren Bildnissen.

In Leipzig unternahm es der sogenannte Göttinger Verein, mittels freiwilliger Beiträge jedem der Sieben bis zur Wiederanstellung den bisher bezogenen Gehalt fortzuzahlen. Diesem ersten Sieg des unabhängigen Volksgeistes war es zu danken, daß die Gelehrten wenigstens nicht Not litten.

Denn von Wiederanstellung war vorerst noch keine Rede. Da und dort bestand Neigung, den einen oder anderen als Lehrer zu gewinnen, doch an dem Einfluß des hannöverschen Hofes scheiterten alle diese frommen Wünsche. Die sieben Aufrechten waren nicht bloß von Ernst August, sondern von allen deutschen Regierungen geächtet.

Die Verteidigungsschriften der Gelehrten waren ebenso entschieden wie würdevoll. Die Grimmsche beginnt mit dem Nibelungenwort: War (wohin) sint die eide komen?

„Ihren höchsten Wert“, sagt Treitschke, der als ein Geistesverwandter den Vorzügen des Politikers wie des Gelehrten Dahlmann am glänzendsten gerecht wurde, „erhielt

die Tat der Sieben durch die Personen ... Endlich prägten sich dem Volk wieder einmal die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wissenschaften, eigengeartete Charaktere." In den politischen Schriften des Tages sah man hier das seichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahinplätschern; dort schnellte ein geistreicherer Mann, ein Börne oder Heine, seine Einfälle durch künstlichen Druck empor, ließ sie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern. Wie anders aber die Worte, welche von den Sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereignis in der klassischen Schrift „Zur Verständigung". Schön und voll und frisch wallen hier seine Gedanken dahin, mit ursprünglicher Kraft entströmend den Tiefen eines selbständigen Geistes. „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, thäte ich's nicht, allein ich kann ein Zeugnis für Wahrheit und Recht ablegen gegen ein System der Lüge und Gewaltthätigkeit, und so thu ich."

Freilich fehlte es auch nicht an Hohn und Mißbilligung. Wenn der Göttinger Philosoph Herbart das Vorgehen der Kollegen deshalb rügte, weil er jedes Heraustreten akademischer Lehrer aus der Stille gelehrten Wirkens für einen Schritt vom rechten Wege hielt, sprach er einen Grundsatz aus, über den sich wenigstens streiten läßt. Wenn aber der Pandektist Mühlenbruch offen von sieben Göttinger Narren sprach, so war dies kein objektives Urteil, sondern eine brutale Beleidigung. Die akademische Jugend nahm dafür an den Fenstern des Mühlenbruchschen Hauses klirrende Rache.

Der hannöversche Verfassungsstreit regte noch weitere

Kreise auf, als die Stadt Osnabrück mit ihrem Bürgermeister Stüve an der Spitze gegen das Verfahren der Regierung Berufung beim Frankfurter Bundestag einlegte. So ziemlich alle Welt verurteilte den Verfassungsbruch durch den gewalttätigen Engländer auf deutschem Thron, allein wo immer die Geächteten anklopften, wurde ihnen nicht aufgetan. Nur Ewald wurde in Tübingen angestellt, die übrigen mußten noch lange das Brot der Verbannung essen. „Da wir", schrieb Dahlmann an die Brüder Grimm, „an unserem Theile das Unserige gethan haben, um die Schande dieser Verhältnisse abzuwenden, so glaube ich, haben wir ein Recht, mit getrostem Mut diesen Dingen zuzusehen, und so denke ich, wollen wir es denn auch allerseits halten und nicht allzuviel über unsere Zukunft spekulieren."

Dahlmann siedelte zuerst nach Leipzig über, wo ihn der große Philologe Gotfried Hermann für die Hochschule zu gewinnen wünschte. Doch schon der Versuch, eine Vorlesung im Lektionskatalog anzukündigen, war für Dahlmann mit soviel schmerzlichen Erfahrungen verbunden, daß er, über die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die Abgunst der Regierung, gegen Scheelsucht und Brotneid engherziger Kollegen im klaren, sein Bündel schnürte und sich in Jena niederließ.

Auch hier war an eine Wiederaufnahme von Vorlesungen nicht zu denken, aber wenigstens waren literarische Hilfsmittel leicht zugänglich. Hier entsprach das stille und einfache Leben der persönlichen Neigung Dahlmanns und gewährte ihm als Schriftsteller die reichste Muße.

Als politischer Schriftsteller mochte er, wie er an Cotta schrieb, nicht mehr tätig sein, solange das öffentliche Recht in Deutschland septembrisiert sei. Um so eifriger benutzte er die unfreiwillige Muße zu ernster wissenschaftlicher Arbeit. In Jena wurde jetzt sein Hauptwerk, das ihn den Besten

der zeitgenössischen Geschichtsforscher ebenbürtig machte, zum Abschluß gebracht, seine „Geschichte von Dänemark". Keine Frage: den Ruhm, zu den Ersten der Nation gezählt zu werden, hat Dahlmann als Politiker erworben, doch auch als Gelehrter ist er eine Erscheinung, und seine Eigenart, seine Methode wären einer eingehenden Betrachtung wert.

Ohne Zweifel ist dem Urteil Springers beizupflichten, daß Dahlmanns Werk in der großen Heeren-Uckertschen Sammlung, was Gründlichkeit der Forschung und Schärfe der Kritik betrifft, nur von Lappenbergs „Englischer Geschichte" erreicht wird, an Anschaulichkeit der Schilderung und Kraft der Ausdrucksweise aber auch diese übertrifft. Daß trotzdem außer interessierten Fachgenossen wohl niemand mehr die „Dänische Geschichte" liest, vermag ihren Wert nicht zu schmälern. Nur was der herrschenden Gedankenrichtung der Zeitgenossen entspricht oder aber dem wandelbaren Zeitgeschmack huldigt, kann auf zahlreiche Leser rechnen. Wer aber Dahlmanns Geschichtswerk studiert, wird nicht bloß über vergangene Dinge belehrt, sondern auch zu durchaus aktuellen Betrachtungen angeregt werden. Es enthält eine Fülle von liebenswürdigen Zügen. Hier und da glauben wir ein Zöpfchen zu sehen, doch auch dieses steht dem Verfasser artig. So z. B. wenn er kleine persönliche Bemerkungen einflicht und nach Sitte der Romantiker mit dem Leser wie mit einem guten Bekannten verkehrt. Da er z. B. auf den Überfall Wismars durch die Dänen 1511 zu sprechen kommt, fügt er die plattdeutschen Worte ein: „Wismar is min leve Vaderland, sagt Reimer Kock, und ich sag es mit ihm, idt sin ok mine leven Landslüde." Wenn er gelegentlich einmal einen Seitenblick auf die Gegenwart wirft und seinem Unmut über eine Zeit Luft macht, welche „die ewig wahren Begriffe vom Staat in einen Schleier hüllt, zu welchem

Schelmerei den Stoff, das Christentum die eingestickten Redensarten hergibt," so werden wir das dem Märtyrer seiner Überzeugung nicht verargen. Das große, das freie Skandinavien, in welchem er, wie ich schon erwähnte, die Heimat seiner Vorfahren sah, begeisterte ihn. Begeisterung leiht einem Geschichtsforscher zuweilen rosenrot gefärbte Augengläser. Vom urwüchsigen Volksleben in Norwegen und im Ditmarschenlande, vom alten Odinsglauben und von der Heldenzeit, von den kühnen Siegeszügen der Wikinger zu Lande und über das Meer erzählt er mit offenbarem Behagen, aber auch mit künstlerischer Anschaulichkeit. Seiner Stimmung entspricht sein Stil; man wird dadurch, sagt Springer, an den einförmigen, aber festen, ehernen Tritt der alten Heerhaufen erinnert und empfindet den Eindruck der ungeteilten, gediegenen Kraft, welche das Leben der Väter auszeichnete.

Der ganze Dahlmann läßt sich auch wieder aus den Vorgängen, die sich an das Erscheinen der „Dänischen Geschichte" knüpften, erkennen. Christian VIII. war eben auf den Thron gelangt. Als dem Verfasser der „Dänischen Geschichte" ein Wink gegeben wurde, der König sei nicht abgeneigt, ihm eine Professur in Kiel einzuräumen, wenn Dahlmann sein Buch in Kopenhagen überreiche, antwortete er: „Man sendet seine Bücher ungestraft nur Königen, von denen man gewiß weiß, daß sie sie ungelesen lassen!" Und als trotzdem die Lockungen nicht aufhörten und dem Historiker mancherlei Wünsche des Königs für die Fortsetzung des Werkes mitgeteilt wurden, gab er noch bündigeren Bescheid: „Geschichte machen verstehe ich nicht. Gewiß ist, daß meine Überzeugungen keinen Marktpreis haben." Unter solchen Umständen konnte auch eine Reise nach Kopenhagen für ihn nichts Verführerisches haben; da jedoch das nötige archivalische

Quellenmaterial für die Geschichte der neueren Zeit nur dort zu erlangen war, blieb die „Dänische Geschichte", nur bis zum Reformationszeitalter gediehen, ein Torso — aber ähnlich jenen Bruchstücken aus Erz und Marmor, die zu besitzen jeder Kenner sich glücklich preist.

Auch noch ein anderer, ein erfreulicher Umstand trug dazu bei, daß die „Geschichte Dänemarks" unvollendet blieb: endlich verlor der über Dahlmann verhängte Bann seine Kraft, und der Vielgeprüfte sah wieder festes Land und gesicherten Hafen.

Diesen erfreulichen Umschwung brachte der Thronwechsel in Preußen mit sich. Friedrich Wilhelm IV., dessen idealen Sinn Dahlmann sofort erkannte und anerkannte, ohne sich zu verhehlen, daß diesem Monarchen die innere Harmonie und die Festigkeit des Willens fehle, wandte den Brüdern Grimm seine volle Gnade zu, und Bettina von Arnim gab sich alle Mühe, zu erreichen, daß auch Dahlmann die „wohltätigen Strahlen genieße, welche die neu aufgehende Sonne in die vaterländische Nacht werfen wolle". Sie gab allerlei Ratschläge und Listen an die Hand, doch der Geradsinnige antwortete nur: „Poetisch meine Politik in Preußen anzubringen, verstehe ich nicht, und meine Prosa versteht man dort nicht."

Doch die Bahn war jetzt wenigstens so weit frei geworden, daß seiner Berufung an die Universität Bonn durch die Regierung kein Hindernis in den Weg gelegt wurde.

Damit war ihm wieder ein weites, dankbares Wirkungsgebiet erschlossen. Obwohl seine äußere Erscheinung und sein kurz angebundenes, zuweilen rauhhaariges Wesen nicht geeignet waren, ihm zur Popularität zu verhelfen, sicherte ihm doch der Ruf seiner sittlichen Würde, seines festen Charakters, seiner echten Gelehrsamkeit von vornherein die Achtung der Kollegen und Studierenden.

Freilich, so recht paßte er nicht ins fröhliche Rheinland. Es mißfiel ihm, daß man hier mit Wein und Sang soviel Zeit vertrödle, es ärgerte ihn, daß ihn der Düsseldorfer Karnevalsrat zum Ehrenmitglied ernannte, er hielt es nur für verwerflichen Eigensinn, daß die Rheinländer an ihren französischen Gesetzen festhielten, — aber allmählich schwand das Mißtrauen, und er mußte zugestehen, daß bei den Rheinländern zwar keine altpreußische, aber entschieden eine deutsche Gesinnung zu finden sei.

Noch gründlicher als in Kiel und Göttingen vertiefte er sich in die für seine Vorlesungen erforderlichen Studien, so daß er auch als Lehrer unter den klassischen Vertretern des Faches einen Ehrenplatz errang.

Es wird einmal eine dankbare Aufgabe für die Geschichtsforschung bilden, nachzuweisen, welch bedeutsamen Anteil an der politischen Entwicklung Deutschlands die Lehrer der Geschichte an unseren Hochschulen zu beanspruchen haben. Man denke nur an Arndt und Niebuhr, Rotteck und Görres, Dahlmann und Häußer, Sybel und Treitschke und so viele andere, die über den Rahmen ihrer Wissenschaft hinaus auch praktische Ziele verfolgten, als beredte Anwälte der Freiheit, der Kirche, der Nationalität ihre Stimme erhoben und in der Tat ihrer Sache mächtig nützten.

Wie wenig Dahlmann von der preußischen Politik seiner Tage erbaut war, so war er doch überzeugt, daß Preußens und Deutschlands Wege auf die Dauer nicht auseinandergehen könnten. Er beklagte Preußens falschen Ehrgeiz, losgerissen vom deutschen Vaterland nur sich leben zu wollen, doch in der Fülle der Zeit, hofft er, legt es die erste Hand an das Einigungswerk, und dann dämmert für Deutschland der Tag, dann bricht für Deutschland eine große Zukunft

an! Der heiße Wunsch, daß dies bald geschehe, stimmte Dahlmann einer Gemeinschaft zwischen Preußen und Österreich abgünstig, denn der innere Bildungsgang der beiden Völker trenne sie für alle Zeiten. Nur der Erbe der Fridericianischen Staatsideen könne Deutschland zur schönen Ordnung und kraftvollen Entwicklung im Innern und zu einer würdigen Machtstellung unter den gebietenden Nationen verhelfen. Daran machte ihn auch die gegenwärtige preußische Regierung nicht irre, die „mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache wert wäre, alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde zerstört und nur die politische Entfremdung zwischen dem Norden und dem Süden nährt.“

Die Vorlesungen Dahlmanns in Bonn bewegten sich vorzugsweise auf dem Gebiete neuerer Geschichte. Obwohl er nur über eine heisere, wenig kräftige Stimme verfügte und ihm die Gabe freier Rede gänzlich versagt war, und obwohl er schon um 7 Uhr morgens zu lesen pflegte, war der größte Hörsaal — freilich auch nicht das ganze Semester hindurch — gefüllt. Die Stimme der innersten Überzeugung, die Stimme eines wahrhaften Mannes findet wenigstens bei der Jugend immer ein offenes, aufmerksames Ohr — auch wenn die Stimme heiser ist.

Auch wir können uns über den schlichten Reiz jener Vorträge ein Urteil bilden, denn 1844 erschienen die Vorlesungen über die englische, 1845 diejenigen über die französische Revolution im Druck. Charakteristisch für die Zeitverhältnisse ist, daß Verfasser, Verleger und Korrektor wie Verschwörer in größtem Geheimnis den Druck besorgten, damit nicht die Regierung schon vor ihrem Erscheinen Werke mit so verfänglichen Titeln mit dem Interdikt belege. Gerade weil in diesen Büchern auf das in Deutschland übliche gelehrte Rüstzeug verzichtet ist, wirkten sie auf weitere Volkskreise

und wurden ausnahmsweise nicht bloß von solchen gelesen, die selbst wieder Bücher darüber schreiben. Der Einfluß der maßvollen und besonnenen, aber zugleich freimütigen und entschiedenen Urteile über die „zwei Revolutionen" auf die Entwicklung der öffentlichen Meinung in Deutschland darf sehr hoch angeschlagen werden.

Als nun über Deutschland selbst die verhängnisvolle Sturm- und Drangperiode hereinbrach, als die Ereignisse des Jahres 1848 die Herzen höher schlagen machten, einerseits patriotische Hoffnungen wachriefen, anderseits wilde Leidenschaften entfesselten — da richteten sich vieler Augen auf den Bonner Professor, der nie für ausschweifende Planmacherei zu haben war, aber ein warmes Herz für die Volksrechte hatte. Der Führer einer Partei zu werden, dazu fehlte ihm der Wille und wohl auch die Kraft. Er trat deshalb auch im Frankfurter Parlament nicht so bedeutend hervor, wie man es nach dem Kredit, den er als Politiker genoß, erwartet hatte. „Die Mittelpartei," sagt Springer, „zu welcher die Mehrzahl unserer geistig hervorragendsten Männer gehörte, nannte sich nach Gagern, handelte aber in der Regel nach Dahlmann."

Man hat die Verhandlungen und Beschlüsse jener Versammlung in der Frankfurter Paulskirche mit dem Schlagwort „Professorenweisheit" lächerlich zu machen und damit ein für allemal abzufertigen gesucht. Es sollen die Schwächen jener Männer nicht in Abrede gestellt werden: die Neigung zu doktrinären Erörterungen, die Vorliebe für Abstraktionen, der autoritative Kathederton, der Mangel an weltmännischer Klugheit und praktischer Erfahrung, die Sucht, alles, das Gewordene wie das Werdende, zu rubrizieren — alle diese Einwände gegen das Professorenparlament zugegeben, muß man dennoch und mit Entschiedenheit bestreiten, daß dadurch

das Fiasko der ersten deutschen Volksvertretung und ihrer Verfassungsarbeit verschuldet worden sei.

Die deutsche Frage war in erster Reihe eine Machtfrage, der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen war mit Reden überhaupt nicht aus der Welt zu schaffen, und an dieser Klippe mußten auch die weisesten Beschlüsse scheitern.

Und die Gedankenarbeit, die in der Paulskirche geleistet wurde, ging auch nicht verloren. Freilich liest heute niemand mehr die Reden von Dahlmann oder Jordan, aber ihr Inhalt ist längst zum geistigen Eigentum der Nation geworden! Und wenn das Professorenparlament von 1848 gar keinen anderen Nutzen gehabt hätte, als daß die deutsche Wissenschaft erkannte, daß sie sich an die Nation halten, daß sie dem bodenlosen Weltbürgertum des klassischen Zeitalters unserer Literatur entsagen müsse, so ist dies schon ein hochschätzbarer Gewinn. Die Kluft zwischen den Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken, das ist ja doch die wichtigste Aufgabe der Zukunft.

Solange es der preußischen Regierung geraten schien, den Volkswünschen Rechnung zu tragen, erschien ihr Dahlmann als geeigneter Vertrauensmann; als solcher vertrat er die preußische Stimme im Bundestag, als förmlicher Gesandter angestellt zu werden, lehnte er ab. Auch am Verfassungsentwurf der Siebzehner-Kommission war er beteiligt. Doch den Stürmern und Drängern ging er nicht rasch und nicht weit genug; man nannte seine Achtung des historisch Gewordenen altfränkisch und seine Überzeugung einer starken Regierungsgewalt lakaienhaft. Der Antrag Gagerns, die Frage des künftigen Reichsoberhauptes nur durch die gewählte Volksvertretung ohne Mitwirkung der Fürsten zu lösen, wurde von Dahlmann heftig bekämpft; den republikanischen Gelüsten der Robert Blum und Trutschler,

die den konservativen Ausschuß des Hochverrats am souveränen Volk bezichtigten, rief er das berühmte Wort zu: „Es gibt auch einen Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand, und dessen machen Sie sich schuldig!“ Ein Staatenhaus neben dem Volkshaus, ein erblicher Kaiser mit absolutem Veto und zwar ein Kaiser aus dem Hause Hohenzollern: das war Dahlmanns Programm, dafür wirkte er begeistert und unermüdlich im Parlament und in der „Deutschen Zeitung“.

Auch nach Berlin ging er als Mitglied der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. den Kaiserreif anbot. Von Schmerz und Zorn erfüllt, kehrten Simson und seine Gefährten, als der König abgelehnt hatte, nach Frankfurt zurück. Infolge der Weigerung Friedrich Wilhelms war alle Parlamentsarbeit umsonst getan, und die armen Weber mußten mit einem neuen Einschlag beginnen. Und die Hände wurden müder, das Gespinst verworrener mit jedem Tag. Dahlmann glaubte nicht mehr an einen glücklichen Ausbau, ja, auch nicht an längeren Bestand der Reichsverfassung, nachdem einmal die Regierungen ihre Sache von der Frankfurter Sache getrennt hatten; er wollte nicht mehr gegen Anträge sich müde reden, die vielleicht beschlossen, aber niemals ausgeführt werden konnten, wollte nicht mehr mit Männern arbeiten, die den Verfassungsstreit für den natürlichen Übergang zur Republik oder, schlimmer, für den herrlichen Anfang anarchischer Zustände hielten.

Am 19. Mai 1849 erklärte er deshalb mit fünfundsechzig Genossen seinen Austritt aus der Versammlung. Es blieb ihm also erspart, Zeuge der Wahl Karl Vogts zum Reichsverweser zu werden.

Der sonst so klar denkende und entschlossene Mann hatte nach seiner Rückkehr aus Frankfurt, wie seine Frau

erzählt, Augenblicke auffälligster Unentschiedenheit und Verzagtheit. Doch es dauerte nicht lange, so war er wieder zielbewußt und sah den rechten Weg. Er besuchte die Versammlung, die am Johannistag 1849 in Gotha zusammentrat, und obwohl er nicht das ganze Programm billigte, zählte er sich fortan selbst zur sogenannten Gothaer Partei.

Der Mann, der Preußen so mutig und aufopfernd gedient, wurde vom preußischen Ministerium, weil er seinen Urlaub um etliche Tage überschritten hatte, wie ein Schulknabe abgekanzelt, doch auch diese schlimme Erfahrung machte ihn in seiner politischen Überzeugung nicht irre. „Wer für sein Denken über Staat und Reich immer auf sofortige Zustimmung hofft und für sich selbst Belohnungen erwartet, der hat keine Geschichte studiert und ist kein wahrer Patriot!“

Während die meisten Achtundvierziger, von Abspannung und Gleichgültigkeit erfaßt, auf fernere politische Tätigkeit als hoffnungslos verzichteten, kämpfte Dahlmann unerschrocken und unermattet weiter. Von der Gunst seines Fürsten getragen und vom hellen Jubel des Volkes begleitet, war er nach Frankfurt gezogen; bei seiner Heimkehr nach Bonn war er ein geschlagener Mann, von der Regierung scheel angesehen, von den Demokraten verspottet, an Seele und Leib geschädigt: trotzdem fuhr er fort, Politik als erstes und höchstes Ziel der Wirksamkeit eines deutschen Mannes anzusehen.

Der Freundeskreis in Bonn war recht klein geworden; viele Kollegen spotteten über den Unverbesserlichen, der noch immer die Unvereinbarkeit von politischer Tätigkeit und echter Wissenschaftlichkeit nicht einsehe; dafür wurde das Band mit den wenigen Getreuen um so inniger geschlungen.

Oft saßen bei einer Flasche Wein zusammen drei Männer, die ihr ganzes Leben dem Dienst des Vaterlands

geweiht und dafür nur Undank geerntet hatten, klagten über die Gegenwart und sannen über die Zukunft: der alte Arndt, der sich oft in den Zorn über Judasse und Philister so heftig hineinredete, daß er sein zusammengeknülltes Taschentuch wie einen Streitkolben schwang, — der nicht minder erregbare Welcker, der in der Hitze des Wortgefechts die Perücke wie eine Mütze immer weiter zurück in den Nacken schob, und zwischen ihnen Dahlmann, ruhiger und gemessener, und doch ein ebenso glühender Patriot wie sie.

Seine tapfere Frau Luise, seine zweite Gattin, verlor er, als er gerade das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte und einer treuen Stütze noch bedürftiger geworden war. Immer öder, immer einsamer wurde es um ihn. Wilhelm Grimm, sein liebster Freund, Arndt, Bunsen starben in rascher Folge, da deuchte ihn die stille Todeshand Erlösung. Schmerzlos verschied er am 5. Dezember 1860. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die Früchte seines politischen Wirkens zu ernten; es war ihm nicht mehr vergönnt, den Wiedergewinn Schleswig-Holsteins für Deutschland zu erleben; es war ihm nicht mehr vergönnt, Deutschlands Einigung, den Sieg der nationalen Idee mitzufeiern.

Menschenschicksal! Im warmen Lichte ragt der Baum, Mark und quellende Säfte in jedem Ast, fröhlichen Wachstumes sicher, aber den Gärtner deckt der Rasen.

Dahlmann lebte — wie Goethe mahnt — stets im Ganzen, doch für ihn war das Ganze das Vaterland, er sah in Deutschland seine Welt. Dabei war er besonnen und maßvoll, hoffte auf keine Wunder, verlangte von der Eiche keine Apfelblüte. Aber es war ihm keinen Tag gleichgültig, ob es in deutschen Landen vorwärts oder rückwärts gehe, ein müßiger Kiebitz war er nie. Dahlmann wußte,

daß Macht die erste Bedingung und das letzte Ziel eines großen Staates ist, aber am guten Recht der Bürger ließ er nicht rühren und rütteln, denn an das Glück unfreier und unmündiger Völker glaubte er nicht. Ruhmvoll tätig in seinem Beruf, setzte er als Staatsbürger für seine Überzeugung seine ganze Persönlichkeit, sein gegenwärtiges Lebensglück und seinen Anspruch an die Zukunft ein.

Ein Leben voll tüchtiger Arbeit und von schlichter Größe. Reife Frucht, reiche Ernte!

Die Gründung der Stadt München.

Empfindsame wollen den Historikern der kritischen Schule nicht verzeihen, daß durch voraussetzungslose Forschung viele poetische und patriotische Episoden aus der Geschichte getilgt werden. Als ob Geschichte es mit anderm zu tun haben könnte, als mit dem Geschehenen! Und wie oft ist das Geschehene sogar reizvoller und anziehender, als die Tradition! Die historische Jeanne d'Arc ist ohne Zweifel reiner von Schuld und reicher an jungfräulicher Würde, als das Gebilde der Sage und Dichtung. Daß nicht bloß der Befreier Tell, sondern auch der tyrannische Geßler in den Bereich der Fabel verwiesen wurden, dürfen doch wenigstens wir Deutsche nicht beklagen, denn damit fiel auch der seit Jahrhunderten festgewurzelte Wahn von deutscher Hoffart und Herrschsucht, die den Abfall der Schweiz verschuldet hätten.

Auch aus der Geschichte unseres deutschen Königs Heinrich I. hat die neuere Forschung manche sagenhafte Elemente und unberechtigte Vorstellungen entfernt. Wir wissen jetzt, daß der Beiname Finkler oder Vogler erst zwei Jahrhunderte nach dem Tode des Königs auftauchte und der damit verknüpfte Vorgang noch von mehreren anderen Herrschern erzählt wird, mithin aller Wahrschein-

lichkeit nach für Heinrich I. der historischen Begründung entbehrt. Uns ist nunmehr bekannt, daß in der Geschichte der Ungarnkriege manche Abenteuer erst durch Ritterbücher aus der Renaissancezeit eingefügt wurden. Während sich noch Sybel in der Auffassung gefiel, daß der Sachsenfürst, ein norddeutsch nüchterner, besonnener Charakter, niemals vom Schimmer der Kaiseridee sich blenden, niemals vom Verlangen nach einer Oberhoheit über Italien und andere Reiche der Christenheit sich umgarnen ließ, hat Waitz die Unhaltbarkeit dieser Annahme dargetan; berichtet doch gerade Widukind von Corvey, der zuverlässigste Gewährsmann für Heinrichs Lebensgeschichte, der König sei nur durch die in seinen letzten Lebenstagen jäh auftretende Krankheit verhindert worden, seiner Absicht gemäß nach Rom zu ziehen, um das Erbe seiner Vorfahren anzutreten.

Eine unrichtige oder doch übertreibende Vorstellung war auch damit verknüpft, daß man König Heinrich den „Städtegründer" nannte.

Man kann sich dafür nur auf eine Stelle in Widukinds Sachsenchronik berufen. Im ersten Buch, 35. Kapitel, wird erzählt: „Wie nun König Heinrich, als er von den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand erhalten hatte (im Jahre 924), mit der größten Klugheit sich angelegen sein ließ, das Vaterland zu befestigen und ihm die barbarischen Völker zu unterwerfen, dies zu schildern geht über meine Kräfte, doch ich darf davon nicht schweigen. Zuerst wählte er unter der wehrfähigen Mannschaft vom Lande jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen (urbes) wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Teil empfange und aufbewahre; die übrigen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten

und dieselbe geeignet aufbewahren. Auch gebot König Heinrich, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den Burgen abgehalten würden, deren Bau Tag und Nacht betrieben wurde. Außerhalb der Burgen standen keine oder doch nur schlechte und wertlose Gebäude."

Daß diese Anordnungen des Königs einen bedeutsamen Schritt zur Förderung städtischen Zusammenlebens bedeuten, liegt klar zu Tage, aber Heinrich kann deshalb nicht, wie es zuerst von Leibniz geschehen ist, als Begründer städtischen Rechts und städtischer Freiheit, als „Theseus des deutschen Städtewesens" gefeiert werden. Denn nicht an eigentliche Städte ist dabei zu denken, nicht an regelmäßiges Zusammenwohnen von vielen behufs Zusammenfassung der Fertigkeiten und Fähigkeiten jedes einzelnen zu nützlichem Bunde, nicht an Bildung von Kommunen, in welchen Handel und Gewerbe als Mittelpunkt des Gemeinwesens erscheinen, sondern nur an befestigte Plätze, an Burgen, die in Friedenszeit eine wenig zahlreiche Besatzung (burgaere) hatten, nur im Krieg den benachbarten Landbewohnern Schutz gewährten.

Freilich hatte es wirklich Städte mit eigenen Rechtsordnungen und Obrigkeiten schon vor König Heinrichs Zeiten auf deutschem Boden gegeben. Wie in allen Provinzen des römischen Reiches hatte sich auch im Germanenlande, soweit es den Römern unterworfen war, städtisches Leben entwickelt. Zumal an Rhein und Donau, wo sich außer Germanen auch römische und gallische Ansiedler niederließen und aus Vermischung und Assimilierung dieser Elemente ein ganz neues Volkstum hervorging, waren sogar einige bedeutendere Kultursitze — es sei nur an Köln und Regensburg erinnert — emporgewachsen. Diese

Anfänge von Handwerk und Verkehr waren aber durch die Stürme der Völkerwanderung, der Normannen- und Ungarnkriege fast völlig vernichtet worden, und wenn später auf den Trümmern römischer Kastelle am raschesten wieder städtisches Wesen aufblühte, so war dies nicht etwa wie in Italien nur eine Fortsetzung oder Wiederbelebung des Alten, sondern im wesentlichen eine Neubildung der fortschreitenden Kultur.

Erst vom 11. Jahrhundert, von der kampfbewegten Periode der Salier an kann von Gründung eigentlicher Städte auf deutschem Boden gesprochen werden.

Auch damals noch war Befestigung eines Platzes durch Mauer und Graben das wesentlichste Moment; auch noch in den nächsten Jahrhunderten sind die Begriffe Stadt und Feste identisch. Man beschränkte sich aber nicht mehr auf den Bau möglichst unzugänglicher Bollwerke, sondern befestigte solche Plätze, deren Sicherheit sich aus irgend einem Grunde besonders empfahl und die sich zugleich zum Betrieb von Handel und Gewerk besonders eigneten.

Schon im Altertum waren die Kultusstätten zuerst Mittelpunkte lebhafteren Handelsverkehrs geworden; die Festversammlungen auf geweihtem Boden sahen die ersten Märkte. Hier lernten die von allen Seiten Zusammenströmenden die erfreuliche Mannigfaltigkeit der Naturprodukte und der gewerblichen Erzeugnisse kennen; hier vollzog sich der Umtausch mit mehr Sicherheit und Ordnung, als es anderswo möglich war. Das Heiligtum von Delphi, der Apollotempel zu Delos, das Artemision zu Ephesos waren Ausgangspunkte bedeutenden Handels, war ja doch gerade bei den Griechen eine merkwürdige Mischung von religiösem Sinn und Handelsgeist zu erkennen.

Ebenso verdanken im Mittelalter dem Zusammen-

wirken dieser heterogenen Elemente viele Städte Ursprung und Wachstum. Um Kirchen und Klöster, zumal Bischofssitze, sammelte sich zuerst wieder eine gewerbsfleißige Bevölkerung. Wundertätige Reliquien zogen gläubige Wallfahrer und diese hinwieder Kaufleute und Handwerker herbei. So wurde die Kirche oder das Kloster Mittelpunkt von Fronhöfen, Kaufhäusern und Handwerkerwohnungen. Auch Felder, Wiesen und Nutzgärten gehörten noch zum Weichbild (mhd. wîchbilde von ahd. wîh = Ort, eigentlich das Wappenbild auf dem Grenzstein einer Ortsgemarkung). Der Spruch: „Unterm Krummstab ist gut wohnen!" kann ganz gewiß nicht für die Zeiten eines verknöcherten Partikularismus und der dadurch verschuldeten politischen Stagnation, wohl aber für die frischen Anfänge des deutschen Städtelebens Geltung beanspruchen.

Auch bei den Burgen der Fürsten, insbesondere den königlichen Pfalzen, entfaltete sich ein reger friedlicher Verkehr. Hier gingen und kamen Gäste, Gesandte, Beamte, Pächter, Bittsteller. Hierher kamen auch, angelockt durch Aussicht auf Beschäftigung und Gewinn, Künstler und Handwerker. Damit war die Grundlage städtischen Wesens geboten, und der Wunsch der Fürsten, ihrer Umgebung besondere Vorteile einzuräumen, kam der eigentümlichen Neugestaltung zu gute.

Anderer Städte Entstehung ist lediglich auf die natürliche Bedeutung des Platzes für den mehr und mehr gesteigerten Handelsverkehr zurückzuführen. Die vorteilhaft gelegenen Stationen der wichtigeren Handelsstraßen wurden naturgemäß im Laufe der Jahrhunderte merkantile und politische Zentralpunkte. Zu den ältesten Ansiedlungen gehören die vielen Furt-Städte (mhd. vurt, trajectum, seichte Stelle, Durchgang durch ein strömendes Wasser), zu

den am raschesten entwickelten die Brückenstädte. Wo man aus der Ebene ins Gebirge trat, wo man in sicherer Bucht die Schiffe ans Land ziehen konnte, wo eine Isthmusbildung den Verkehr herbeilockte, wo wertvolle Naturprodukte, insbesondere Edelmetalle in reicher Fülle gefunden wurden, da drängte das Bedürfnis zur Anlage von Städten, deren volkswirtschaftliche Bedeutung in eben dem Maße wuchs, wie die geographische Lage zugleich Sicherheit und Verkehr begünstigte.

Ein wesentliches Moment für Erhebung einer Niederlassung zur Stadt war die Verleihung des Marktrechts. Das Wort Stadt selbst (mhd. stat) scheint durch Ellipse aus Kauf-Statt hervorgegangen zu sein.

Ursprünglich war die Verleihung des Marktrechts den Königen vorbehalten. Später nahmen auch Herzöge und Bischöfe die Berechtigung in Anspruch. Insbesondere die vielen Kirchenfeste gaben Anlaß zu gesteigerter Handelschaft. Das Wort „Messe" selbst wurde identisch mit Markt; auch das in Bayern übliche „Dult" (mhd. tuld) bedeutete ursprünglich ein kirchliches Fest; die gewöhnliche Annahme, daß das Wort von indultum, Ablaß, herrühre, ist irrig.

Die durch das Marktrecht eingeräumten Vorteile bestanden in gewissen Zollfreiheiten und in Aufhebung der sonst den Verkehr beschränkenden Verbote und Maßregeln. Um zu beweisen, welchen Einfluß auf die Entwickelung des Städtewesens solche Messen, solche periodische Zusammenkünfte der Kaufmannschaft ausübten, braucht nur an die Namen Frankfurt und Leipzig erinnert zu werden.

Zur Zeit der Anfänge des Städtewesens waren noch viele Handwerker Leibeigene, aber bald verwischten sich die Unterschiede der Geburt, und im schirmenden Bann der „heiligen Mauern" fanden die Germanen wieder, was mit

der Ausbildung des Feudalwesens fast untergegangen war: die Freiheit. Aus Adeligen, die von ihren Burgen niederstiegen und sich gewinnbringenden Handels- und Wechslergeschäften zuwandten, aus fürstlichen Ministerialen, freien Handwerkern und ehedem von Hof und Kirche abhängigen Hörigen entwickelte sich ein freies, unabhängiges Bürgertum. Der zum Schutz von Hab und Gut von allen geforderte Waffendienst ließ Kraftgefühl und Selbstbewußtsein erstarken; Selbstverwaltung und Selbstbesteuerungsrecht wurden von den Landesherren erkauft oder erkämpft; für jede Art von Betriebsamkeit, Kunst und Bildung bot städtisches Wesen Zuflucht und Förderung.

„Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen, enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh', da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund!"

Die Epoche großartiger kulturhistorischer Bedeutung der Städte beginnt mit der Hohenstaufenzeit. Nicht durch den Schutz, sondern geradezu gegen den Willen dieser mächtigen Kaiser! Sie übertrugen die Abneigung gegen ihre unversöhnlichsten und gefährlichsten Widersacher, die nach unbeschränkter Autonomie strebenden italienischen Kommunen, auf das Städtewesen überhaupt. Friedrich Barbarossa erleichterte zwar die Emanzipation der Städte von den Territorialherren, strebte aber, durch Verbot von Bündnissen der Gemeinden untereinander und mit Fürsten, ihre politische Kräftigung niederzuhalten. Der dem staufischen Hause nahverwandte große Geschichtschreiber Bischof Otto von Freising spricht mit höhnischer Geringschätzung von den unsauberen Volkselementen, die zum Bürgerverband, ja, sogar zur Ehre ritterlichen Waffendienstes Zutritt zu fordern die

Stirn hätten. Wenn endlich unter Friedrich II. die Republikanisierung der hervorragendsten Städte völlig zum Durchbruch kam, so glückte dies nur infolge der Ohnmacht der Zentralgewalt, des Kaisertums, das vergeblich bemüht war, die Einwirkung des lombardischen Vorbildes auf die deutschen Verhältnisse zu hindern.

Im Gegensatz zur staufischen Politik waren die Welfen ebenso eifrige, wie mächtige Freunde des Städtewesens. Insbesondere Heinrichs des Löwen Kolonisierungstätigkeit in den an Sachsen anstoßenden slavischen Elbe- und Odergebieten ging mit Anlage von Städten Hand in Hand. Vor allen überflügelte Lübeck, Heinrichs Schöpfung an der Trave, alle germanischen und slavischen Kulturstätten des Nordens.

Auch im Süden ist die Geschichte einer der angesehensten Städte mit dem Namen des Welfen verknüpft. Einem Akt trotziger Selbsthilfe des mächtigsten Vertreters des deutschen Partikularismus verdankt **München** seine Entstehung.

Das Dorf Veringen (Oberföhring), Feringa, die Behausung eines Fergen, eines Schiffers, der die Überfahrt besorgte, an der Isar, eine Stunde von der heutigen Hauptstadt Bayerns entfernt, gehörte schon seit dem 8. Jahrhundert zu dem reichsunmittelbaren Hochstift Freising.*) Der Bischof von Freising hatte hier eine Zollstatt, die besonders reiche Einkünfte gewährte, weil alle von den Solen und Salzbergwerken der Voralpen kommenden Fuhrwerke auf der Föhringer Brücke die Isar überschreiten mußten.

*) Erst durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 wurde das Gebiet der Bischöfe von Freising mit München vereinigt; noch zu Karl Theodors Zeiten pflegten die Münchner nach Föhring zu promenieren, wenn sie die Oberdeutsche Literaturzeitung oder ein anderes in Pfalz-Bayern verbotenes Blatt lesen wollten.

Auch Markt- und Münzrecht nahm um die Mitte des 12. Jahrhunderts der Freisinger Bischof, damals kein Geringerer als der Stiefbruder Kaiser Konrads III., der Oheim Friedrich Barbarossas, Otto, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, für sich in Anspruch. Herzog Heinrich aber erblickte darin unerlaubten Übergriff des Bischofs und eine Beeinträchtigung der eigenen landesherrlichen Rechte. Er überfiel und zerstörte die bischöfliche Niederlassung und legte eine Stunde flußaufwärts eine Brücke und dabei auf dem linken Isarufer auch Markt- und Münzstätte an. *) Wir haben davon nur Kenntnis durch eine noch erhaltene Pergamenturkunde vom 14. Juni 1158, die das Urteil des Kaisers im Streit zwischen Herzog und Bischof mitteilt. Wann der Überfall, den Aventin wohl nur der romantischen Ausschmückung wegen nächtlicherweile erfolgen läßt, und ob er vom Herzog selbst ausgeführt worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls, wie durch allerlei Kombinationen wahrscheinlich gemacht werden kann, nicht vor dem letzten Vierteljahr 1156 und nicht nach dem ersten 1158. Da der Chronist des benachbarten Klosters Schäftlarn das Jahr 1157 als ein „friedliches" rühmt, wird der Vorgang wohl am ehesten in die ersten Monate 1158 zu verlegen sein. Es handelte sich, wie Baumann des näheren nachgewiesen hat, durchaus nicht bloß um einen Akt von Rachsucht oder Willkür Herzog Heinrichs; die gewaltsame Verlegung der Brücke erfolgte im Interesse einer weitsichtigen Hauspolitik, denn es galt nicht nur des Herzogs Einkommen zu vermehren, sondern der uralten Salzstraße eine neue Richtung zu geben, die durch

*) Ein Schalk stellte die Ansicht auf, es sei leicht zu begreifen, daß die Münchner so häufig Unglück mit ihren Brücken hätten, da ja die Gründung der Stadt mit der frevelhaften Zerstörung einer bischöflichen Brücke in Zusammenhang stehe.

die welfischen Stammlande in Bayern und Schwaben führte. Zu diesem Zweck wurde der Isarübergang durch die Anlage von München, der Lechübergang durch die gleichzeitige Erbauung einer Feste über Landsberg an der Grenze des bayrischen Herzogtums und des welfischen Allods gesichert.

Das Gehänge des linken Isarufers, wo Herzog Heinrich die neue Brücke anlegte, war nicht virgin land. Es gab dort bereits eine Siedelung, die den Namen Munichen = zu den Mönchen, führte.

Ob an dieser Stätte schon Römer seßhaft gewesen seien, ist eine vielbestrittene Frage. Unwahrscheinlich ist es nicht, da ja eine Römerstraße von Gauting (Cotinga kommt schon in einer Urkunde Karls des Großen von 788 vor) über Mittersendling (Sentilinga, Behausung des Sentilo) nach Föhring führte, also vermutlich Münchner Gebiet berührte. Es fehlt auch nicht an vereinzelten Funden aus der Römerzeit, Münzen, Fibeln und dergl. Im Jahre 1896 wurden bei Erdarbeiten in einem Hofe des alten Akademiegebäudes Fragmente eines Fußbodens aufgefunden, die an altrömische Technik erinnerten, ebenso bald darauf im Hofgarten, allein Sachverständige haben die Möglichkeit zugegeben, daß ähnliche Vermischung von Mörtel und Ziegel wohl auch im Mittelalter angewendet wurde. Man wird demnach aus jenen Funden keine bestimmten Folgerungen ziehen dürfen, und auch die Hypothese, die in dem Ort Altheim, woher sich noch der Name Altheimereck erhalten hat, eine römische Niederlassung erblicken will, ist nur ein lockeres Luftgebilde.

Auch die ältesten Urkunden, im allgemeinen die zuverlässigsten Zeugnisse der Urzeit, bringen uns noch nicht auf festen historischen Boden. Munich bedeutet althochdeutsch = der Mönch, monachus, incellarius; der Nominativ Pluralis

lautet Munihha. Orte des Namens Munihha kommen nun in bayrischen Urkunden schon seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts ziemlich häufig vor, allein bei genauer kritischer Untersuchung ergibt sich, daß darunter eher die Orte Wenig-München bei Dachau, Oster-München bei Aibling, Ober-München bei Sießpach, Klein-München bei Mallersdorf zu verstehen sind.

Ob unter der im Hauptprivileg Kaiser Friedrichs I. für das Kloster Tegernsee von 1163 genannten, „vom Kloster erbauten und dotierten Kirche zu Munichen" eine in oder bei München-Stadt befindliche Kirche verstanden werden kann, ist ebenfalls nicht festzustellen, immerhin nicht unwahrscheinlich, da unmittelbar darauf die Kirche des nahe gelegenen Harlaching, Hadalaichen, Hadelahingen, genannt wird. Diese Frage hängt zusammen mit der weiteren, welches Kloster denn hier zuerst und vornehmlich begütert war, so daß der Ort den Namen „zu den Munichen" = München bekam?

Es kommen dafür hauptsächlich zwei Klöster in Betracht, das benachbarte Schäftlarn, Skeftilari, und das etwas weiter entfernte Tegernsee, Tegarinseeo. Ich darf meine Leser natürlich nicht mit all den Konjekturen behelligen, womit für das eine und das andere gestritten wurde. Muffat entscheidet sich für Schäftlarn, weil in Sendling, wie in Schwabing, Swapinga, von Swapo, der Schwabe, Besitzungen dieses Klosters schon im 8. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen werden können. Riezler glaubte, eben auf jenes privilegium amplissimum sich stützend, dem Kloster Tegernsee den Vorzug geben zu müssen, und diese Annahme ist in jüngster Zeit durch einen vortrefflichen Aufsatz von Fastlinger „Münchens kirchliche Anfänge" fast zur Gewißheit gebracht worden. Fastlinger glaubt jedoch nicht, daß

mit jener ecclesia de Munihha von 1163 die älteste Kirche der Stadt München, die Wieskapelle, oder die daneben errichtete heutige Peterskirche gemeint war, auch nicht die vielleicht noch ins 12. Jahrhundert zurückreichende St. Jakobskirche am Anger oder die Kirche des hl. Geistspitals, sondern die noch im 18. Jahrhundert bestehende Quirinuskapelle im sogenannten Tegernseerhaus am Anger, das bis zur Säkularisation von 1803 in Tegernseeischem Besitz sich befand. Daß jedoch der Ort München im Jahre 1158 nicht mehr Eigentum des namengebenden Klosters, sondern Eigentum Heinrichs des Löwen war, hat Baumann in seinem Aufsatz „Zur Geschichte des Lechrains und der Stadt München" überzeugend nachgewiesen.

Bischof Otto von Freising versäumte nicht, eine Beschwerde wegen der Föhringer Gewalttat an den Kaiser zu richten. Allein obwohl Friedrich, wie erwähnt, der Neffe des Bischofs war, und obwohl der Kirchenfürst zu den angesehensten und einflußreichsten Persönlichkeiten zählte, fiel die Entscheidung des Kaisers, dessen deutsche Politik damals die möglichst innige Verbindung von Staufen und Welfen zur Grundlage hatte, zugunsten des Herzogs aus. Die Aufhebung von Markt, Zoll und Münze zu Föhring wurde bestätigt, also das eigenmächtige Vorgehen des Herzogs gewissermaßen sanktioniert, doch sollte den Bischöfen von Freising von Zoll und Münze zu München der dritte Teil der Erträgnisse zugewendet werden.

Die Haltung des Kaisers änderte sich jedoch, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß der übermächtige Lehensmann durchaus nicht gesonnen sei, zur Durchführung der Cäsarenpläne seines Herrn und Freundes uneigennützig Opfer zu bringen. Als über den widerspenstigen Welfen,

der durch sein Fernbleiben die Niederlage bei Legnano verschuldet und dreimalige Ladung vor das Hofgericht unbeachtet gelassen hatte, Acht und Absetzung verhängt waren, hielt Bischof Ottos Nachfolger, Albert, den Zeitpunkt für günstig, jenen Föhringer Handel nochmals vor den Richterstuhl des Kaisers zu bringen. Wirklich wurde am 13. Juli 1180 zu Regensburg, wo die Absetzung Heinrichs für Bayern feierlich verkündigt wurde, der Spruch von 1158 kassiert, nachdem 7 bayrische Edelleute die Berechtigung der Ansprüche des Hochstiftes Freising beschworen hatten. Dem Bischof sollten Markt und Brücke in Föhring zurückgestellt, d. h. deren Wiederaufbau und Nutznießung gestattet sein. Ja, in gleichzeitigen Schäftlarner Jahrbüchern findet sich zum Jahr 1180 der Eintrag: „Herzog Heinrich verliert das Herzogtum, Pfalzgraf Otto der Ältere wird an Heinrichs Statt zum Herzog erhoben, Munichen wird zerstört, Feringen wieder aufgebaut." Natürlich darf eine gleichzeitige Nachricht aus einem der neuen Stadt so nahe gelegenen Kloster nicht ohne weiteres als unrichtig abgewiesen werden, aber vielleicht braucht sie nicht ganz nach den Buchstaben ausgelegt zu werden. So wenig 1180 der Sturz Heinrichs des Löwen schon vollendete Tatsache war — der Reichskrieg gegen ihn begann erst im Herbst 1180 und dauerte noch ein volles Jahr —, so wenig braucht die Angabe über München schon Vollzogenes zu berichten. Sie besagt vielleicht nur, daß Münchens Zerstörung in Aussicht genommen, nur angedroht war. Dies nimmt Baumann an, indem er darauf hinweist, daß schon im Frühjahr 1189 Herzog Berthold von Meranien in civitate Munichen Aufenthalt genommen habe. Diese Tatsache, meint Baumann, spreche nicht bloß für die Fortdauer des Ortes nach 1180 überhaupt, sondern sie zeige auch, daß die Stadt schon geräumig genug gewesen

sei, um dem großen Gefolge, mit dem sich die Fürsten jener Zeit allenthalben umgaben, Unterkunft zu gewähren.

Es gibt jedoch noch eine andere Erklärung. Es will mir wahrscheinlich dünken, daß Herzog Heinrich, als er 1158 zur Verlegung der Salzstraße eine neue Brücke über die Isar baute, zu ihrem Schutze auch die Stadt unmittelbar am Fluß angelegt haben wird. Dagegen läßt sich mit Sicherheit nachweisen, daß nach 1180 die Stadtmauer sich an der Stelle befand, wo heute das alte Rathaus steht, denn vom hl. Geistspital wird ausdrücklich gesagt, daß es vor dem ins „Tal" führenden Tore gestanden habe. Da wir nun einmal die glaubwürdige Nachricht von einer Zerstörung Münchens 1180 haben, so ließe sich immerhin die Vermutung aufstellen, daß damals die alten Ringmauern, denn um diese handelt es sich doch hauptsächlich, niedergelegt, aber neue in einiger Entfernung an höher gelegener Stelle bei der Wieskapelle aufgeführt wurden. Diese Kapelle ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit der schon 788 erwähnten Basilica in Altham. Schon Westenrieder hat die Vermutung ausgesprochen, daß der Name Altham, einer älteren Siedelung um die Kirche U. l. Frau, in dem Namen Althaimereck enthalten sei, und Hager hat aus dem Münchner Steuerbuch von 1369 festgestellt, daß der Name Althaim oder Altham damals noch einen großen Bezirk der Stadt bezeichnete und erst im Laufe der Jahrhunderte auf eine bestimmte Straße beschränkt wurde.

Wenn wir nun auf die angegebene Weise eine Verlegung der Stadt annehmen, läßt sich auch die Tatsache erklären, daß gleichzeitige Jahresaufzeichnungen aus dem an der Glan gelegenen Kloster Indersdorf zum Jahr 1180 den Eintrag haben: „Anfänge der Stadt München (inceptio civitatis Monaci)". Mit dieser Nachricht wußten die

Forscher bisher gar nichts anzufangen; sie wurde einfach als „falsch" zurückgewiesen. Durch meine Konjektur käme sie zu Ehren. Sonst bleibt nichts anderes übrig als die Annahme, daß von Ausführung des Richterspruches von 1180 überhaupt Umgang genommen worden wäre. Mit aller Strenge wurde sie jedenfalls nicht betrieben, denn wir hören in der Folgezeit nichts von Markt und Münze in Föhring, während München als ein wohlgeordnetes, ansehnliches Gemeinwesen erscheint. Es bietet sich auch eine, wie ich glaube, ungesuchte Erklärung, aus welchem Grunde der Regensburger Spruch ganz oder teilweise unbeachtet blieb. Heinrich der Löwe hatte, wie ich schon ausführte, bei der Verlegung des Marktes und der Brücke von Föhring die Herstellung einer kürzeren Salzstraße von der Isar über Landsberg nach dem welfischen Schwaben im Auge. Der Regensburger Spruch, die Rückverlegung des Marktes und der Brücke nach Föhring, hätte also nicht nur den aufstrebenden Handelsplatz München vernichtet, sondern auch die Straße nach Landsberg und damit die Interessen der welfischen Lande in Oberschwaben gefährdet. Daß die Welfenorte Kaufbeuren, Memmingen, Ravensburg nicht den Versuch gemacht haben sollten, dieser Gefahr zu begegnen, ist kaum zu glauben. Um ihren Handelsverkehr zu sichern, werden sie wohl bei ihrem Herrn, Herzog Welf VI., Vorstellungen erhoben haben und wohl auch bei seinem Erben, und dieser Erbe war kein anderer als der Schiedsrichter von Regensburg. Da Heinrich der Löwe sich geweigert hatte, die Schulden seines Oheims Herzog Welf zu übernehmen, hatte dieser dem Kaiser alle seine Allodialherrschaften als Erbe verschrieben. Da kann nicht wundernehmen, daß der Regensburger Spruch, der die Herstellung der alten Handelsverhältnisse vor 1158, die Herstellung der Handelsstraße

von Föhring nach Augsburg erzielte, jedenfalls nicht mit allem Ernst durchgeführt wurde. Vielleicht kam bald darauf ein Vergleich mit dem Bischof von Freising zustande, von dem wir freilich keine genauere Kenntnis haben; als Fingerzeig darf aber vielleicht die Tatsache angesehen werden, daß im dreizehnten Jahrhundert der ganze Brückenzoll von München den Bischöfen von Freising gehörte und überdies noch andere Einkünfte aus Zoll und Münze in München dem Hochstift zustanden.

Daß München schon unter Heinrich dem Löwen nicht nur Marktrecht und eigenes Gericht besaß, sondern auch von Mauern umringt war, ist nicht zu bezweifeln. In einer Urkunde des Klosters Schäftlarn vom Jahr 1172 treten als Vertreter der Stadt München zahlreiche Bürger auf, Wernhart der Münzmeister (monetarius), Wernher der Zöllner (telonearius), Ortolf der Mauerwart (qui praeest muro), Raudolf der Fischer (piscator), Friedrich der Fellerer (pellifex) und andere. Aus den Quellen ist nicht festzustellen, ob die Schilderung in Wolzogens Libretto zur „Feuersnot" richtig ist, ob bei jenen ersten Münchner Bürgern wirklich in so anmutiger Weise kleinstädtische Beschränktheit und korybantenhafte Ausgelassenheit vereinigt waren. Nur daß die Sendlingergasse, die Sentilinga gazza, noch nicht die klassische Szene für Feste des Bacchus und der Venus waren, wissen wir gewiß, weil die leoninische Stadt nach der Südseite nur bis zu jenem Platze reichte, wo unlängst das Ruffinihaus niedergelegt wurde.

Ein Ortolf Sendlinger wird allerdings schon in jener Urkunde von 1172 erwähnt, daneben ein Wernher Memminger, ein Heinrich Schongauer. Es ist gewiß kein Zufall, daß das lauter Welfenorte sind. Heinrich der Löwe überließ jedenfalls auch in München, wie wir es bei anderen

von ihm gegründeten Städten genauer wissen, an Leute, die sich hier anzusiedeln beabsichtigten, freien Grund und Boden; dies erhellt schon daraus, daß, soweit wir schriftliche Zeugnisse über die Eigentumsverhältnisse am Münchner Grund und Boden besitzen, von demselben ein besonderer Grundzins an niemand, weder an den Landesfürsten, noch an eine andere geistliche oder weltliche Grundherrschaft zu entrichten war. Aus diesem Grunde siedelten sich neben den Handwerksgenossen, die mit der Aufnahme in ein Weichbild die Handschellen der Hörigkeit abstreiften, auch zahlreiche Ministerialen und Edelinge an, anfänglich fast nur aus Welfenorten.

Denn die frühere Annahme, daß München schon 1180 in Besitz der Wittelsbacher übergegangen wäre, ist nicht aufrecht zu erhalten. Heinrichs des Löwen Allod München — Baumann hat alle diese Verhältnisse klargestellt — ist mit diesem Erbgut von ihm an seine Söhne und erst durch die Pfalzgräfin Agnes 1214 tatsächlich und 1218 rechtlich an den Enkel des ersten Herzogs aus Wittelsbachischem Geschlecht, den Bräutigam der Welfin Agnes, Otto II., übergegangen. Dies wird — abgesehen von anderen Schlüssen aus Urkunden und Annalen — durch die ältesten Siegel von München bezeugt. Ursprünglich enthielt das Wappen nur einen Mönchskopf mit übergeworfener Gugel unter einem von zwei Türmen flankierten Stadttor; auf dem Torbogen sitzt der obere Teil eines linksgekehrten Adlers auf. Die späteren Siegel aber zeigen einen ganzen Mönch und über dem Tor einen Löwen. Das kann nur der Pfälzer Löwe sein, den der Welfe Heinrich, der Vater der Pfalzgräfin Agnes, im Wappen führte. Aber auch jener Adler ist nicht dem Wittelsbacher Wappen entlehnt, sondern stammt aus dem Wappen des zweiten Sohnes Heinrichs des Löwen,

des Kaisers Ottos IV., und erinnert wahrscheinlich an eine bedeutsame Entscheidung dieses Welfen zu Gunsten der jungen Stadt München.

Marktrecht, Gericht und Mauer waren die wesentlichsten Erfordernisse, um einen Ort, eine villa, zur Stadt, zur civitas zu machen. Below hat aber nachgewiesen, daß zu diesen Merkmalen auch die Ausbildung der Gerichtsgemeinde eines Marktortes zur sich selbst verwaltenden Bürgergemeinde und die Anerkennung dieser Entwicklung von seiten des Landesherrn durch Verleihung des Stadtrechts gehört. Wahrscheinlich ist das Stadtrecht, die „freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes", die den Stadtcharakter anerkannte und die persönliche Freiheit der Bürger verbürgte, von dem städtefreundlichen Otto IV. den Münchnern verliehen worden; die Handfeste Herzog Rudolphs von 1294, das sogenannte Rudolfinum, erklärt ausdrücklich, daß damit nur alte, von früheren Fürsten verliehene Satzungen erneuert werden sollten. Die Sicherheit der Person, des Eigentums und des Rechts, wie sie das Stadtrecht allen Angehörigen der Gemeinde zusprach, mußte gerade in der Zeit schrankenlos herrschenden Faustrechts Anziehungskraft üben. Überdies lockte die Aussicht auf stattlicheren Erwerb. Deshalb nahmen auch edle Geschlechter Bürgerrecht, widmeten sich Kauf- und Wechselgeschäften und übten daneben Ritterschaft. Von vielen läßt sich dies urkundlich feststellen, z. B. von einem „erber vesten Ritter Heinrich dem Kuchenmaister von Rückenstain, purger ze Munchen", der im 14. Jahrhundert besonders häufig zur Tjost und zum Buhurt in Nachbarstädte ritt. Ein Hermann Putrich, vermutlich aus einer von Regensburg hergezogenen Familie, erscheint schon 1239 im Rate der Stadt, bald darauf ein Barthelme Schrenck aus der noch heute in freiherr-

lichem Stande fortblühenden Familie. Auch die Ligsalz, Pötschner, Barth, Diener, Kaufringer u. a. zählten zu den im Burgfrieden begüterten Vollbürgern. Die Familie Sentlinger betrieb vorzugsweise Wechslergeschäfte, weshalb ihre Angehörigen häufig schlechtweg die „Wechsler" genannt werden.

Die Bevölkerung wuchs in gleichem Maße, wie sich Handel und Verkehr hoben. Die ersten Angriffe lüsterner Freibeuter trugen nur dazu bei, den Gemeinsinn der „Burgaere" zu stärken. Zu höherer merkantiler Bedeutung konnte die Stadt München wegen ihrer ungünstigen Lage an einem nicht schiffbaren, launenhaften Fluß und ihrer weiten Entfernung von den großen Welthandelsstraßen nicht gelangen. Dagegen wurde die Stadt wesentlich gefördert gerade durch dasjenige Ereignis, das die Bedeutung des Herzogtums Bayern aufs schwerste schädigte, durch die von den Herzögen Ludwig und Heinrich 1255 vollzogene, erste Landesteilung. Ludwig erkor sich nämlich München zu ständigem Wohnsitz und baute sich auf der nördlichen Seite der Ringmauern an der Stelle des heutigen „alten Hofes" eine mit Wall und Graben — daher noch der „Hofgraben" — versehene Burg; von ihr führte zum Hauptplatz die Burggasse mit stattlichen Gebäuden. Noch heute sind an ein paar Häusern, z. B. am Schlosser Mettin-Haus, prächtige, zu den ehrwürdigsten Baureliquien des alten München zählende, romanische Tore erhalten.

Auf die weitere Entwicklung der Stadt, auf ihre verschiedenen Bauperioden, auf ihre wechselvollen Schicksale ist hier nicht weiter einzugehen. München zählte nicht Künstler oder Dichter oder Gelehrte, deren Weltruhm in den Annalen der Menschheit verzeichnet ist, zu seinen Söhnen. Hier wohnte nicht, wie in Venedig, ein Volk von Königen in Marmorhallen; hier schüttete nicht der Kaufmann, wie in

London, die Ernten der Erde auf den Stapel; auch viele deutsche Städte haben stolzere Erinnerungen und großartigere Denkmäler aufzuweisen. Immerhin darf auch der Münchner der bescheideneren Vergangenheit sich freuen und rühmen. Auch hier erprobte sich die Tapferkeit der Bürger in manchem harten Strauß; auch hier entstanden Stiftungen, die von echter Frömmigkeit und Gemeinsinn Zeugnis geben; auch hier blühten Kunst und Gewerk. Gewiß, die Geschichte anderer Metropolen bietet mächtigere, weltgeschichtlich bedeutungsvollere Momente, doch entschädigt dafür ein gewisser traulicher, patriarchalischer Zug sowie die Stetigkeit der kulturellen Bestrebungen, die harmonische Fortentwicklung der Volkskraft bis zum heutigen Tage. Die Isarstadt besitzt kein mächtiges, von Türmen überragtes Kastell, keine an die Frühzeit des Christentums erinnernden Kirchen und Grüfte, keine prunkvollen Gildehäuser, im Heim der Bürger finden sich nur noch selten wertvolle Reliquien aus alter Zeit, äußere und innere Feinde haben schlimm gehaust. Wer jedoch über Münchner Art und Kunst in alter Zeit ein gerechtes Urteil schöpfen will, betrachte die im Nationalmuseum aufgestapelten Schätze, die gleichsam eine durch alle Jahrhunderte fortlaufende Illustration zur bayrischen Kulturgeschichte bieten. In München wurde dieses herrliche Getäfel geschnitzt, jener Harnisch mit so kunstreichem Bildwerk verziert; viele von den schönen Wandteppichen sind hier gewirkt; von Münchener Gold- und Silberschmieden, Webern, Schlossern, Drehern gefertigte Arbeiten, eigenartig in der Erfindung, mit liebe- und verständnisvollem Eifer ausgeführt, sind den Kleinodien des Louvre und des Kensington-Museums ebenbürtig. Wer einmal diese Werke voll Kraft und Anmut gesehen hat, wer unbefangen würdigt, was z. B. nur um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts von den Westenrieder, Reichenbach, Utzschneider,

Fraunhofer, Gallmayer, Senefelder, Baader, Gabelsberger an ernster und ehrlicher Geistesarbeit geleistet worden ist, wird zugestehen, daß die Individualität Münchens weder, wie Heine gespottet hat, mit der Mönchsgugel, noch, wie man nicht selten von siebengescheiten deutschen Landsleuten hören kann, mit dem steinernen Bierkrug erschöpft ist.

Die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen
1689—1690.

Erbfolgestreitigkeiten und Erbfolgekriege waren nach dem Westfälischen Frieden ein Jahrhundert lang das Zeichen der Zeit und die Plage der Völker. Zu Anfang des achtzehnten Säkulums entbrennt um den spanischen Thron einer der grimmigsten Kriege der Weltgeschichte; ähnliche Ursachen führen nach ihm zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen, und erst ein noch furchtbareres Schauspiel, die Staatsumwälzung in Frankreich, macht dem blutigen Würfelspiel um Kronen ein Ende.

Neben den allbekannten, gewichtigen Streitfragen, welche ganze Völker gegeneinander ins Feld führten, gab es noch eine Menge von weniger gefährlichen Erbschaftswirren. Die Kleinstaaterei in Deutschland war ja solchen Stürmen im Wasserglas besonders günstig. Die meisten derartigen Irrungen kamen vor dem Forum des deutschen Reichstages oder des Reichskammergerichts zu Wetzlar zum Austrag, — häufig auch n i c h t zum Austrag.

Zu diesen glücklicher verlaufenen, die wenigstens kein Blut kosteten, gehört der wenig bekannte Sachsen-Lauenburgische Erbfolgestreit, der sich nach dem Tode des letzten Lauenburger Herzogs Julius Franz im Jahre 1689 entspann.

Auf den Streit selbst hier näher einzugehen, ist nicht meine Absicht, obwohl ich auf eine Quelle stieß, aus der bislang noch nicht geschöpft worden ist. Eine stattliche Zahl Sachsen-Lauenburgischer Archivalien lagert nämlich merkwürdigerweise im k. geheimen Hausarchiv zu München.

Herzog Julius Franz war mit Maria Hedwig, Tochter des Pfalzgrafen Christian August von Pfalz-Sulzbach, vermählt und hinterließ bei seinem Ableben zwei Töchter, Anna Maria Franziska und Franziska Sibylla Augusta. Nun nahm Christian die Vormundschaft über seine Enkelinnen in Anspruch, und wenn sich auch herausstellte, daß im Testament des verstorbenen Herzogs nicht der Großvater, sondern der Kaiser zum Vormund bestellt worden sei, suchte Christian nichtsdestoweniger auf alle Weise den beiden Prinzessinnen nicht nur den Besitz der Allodialgüter, sondern auch die Reichslehen zu erhalten.

Auf jene Vorgänge beziehen sich die erwähnten Akten, aber sie geben auch über die Verheiratung der beiden Prinzessinnen Aufschluß, und diese Episode scheint mir besonders deshalb auf allgemeines Interesse zählen zu dürfen, weil zu den zahlreichen Freiern zwei nachmals weltberühmte Männer gehörten, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen auf der Freite! Meines Wissens sind die Papiere im Münchener Hausarchiv die einzig vorhandene Urkunde und erste Kunde davon.

Der Freier waren, wie gesagt, viele, denn den Töchtern des Lauenburgers war ein reiches Erbe von Gütern in

Böhmen und im nordwestlichen Deutschland zugefallen. Wie nun jeder durch verschiedenartige Mittel, namentlich durch den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit in der Umgebung der zwei Waisen, seinen Zweck zu erreichen suchte, erfahren wir aus den vorliegenden Archivalien.

Den Ausschlag gab freilich ein „höherer" Wille. Es ist das alte Lied vom traurigen Los der Fürstentöchter, das wenigstens in jener Zeit fast ausschließlich von der „Staatsraison" abhängig war. „Man sage mir nicht," schreibt Margaretha von Valois, „daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, — der Himmel begeht keine solche Ungerechtigkeit!"

Der Einwirkung des Kaisers hatte Markgraf Ludwig in erster Reihe zu danken, daß er in seiner Bewerbung um die Hand der Prinzessin Franziska Sibylla glücklich war. Doch das Band, das die Rücksicht geschlungen hatte, wurde durch Liebe und Treue des jungen Paares befestigt: die Ehe war eine glückliche.

Nun trachtete der Markgraf, dem jüngeren Eugen herzlich zugetan, dem Vetter und Kriegskameraden die Hand seiner Schwägerin zuzuwenden, — nach mancherlei Anzeichen ein zweifelhaftes Glück! Doch Ehevermittler pflegen auch bei der besten Absicht mehr auf die Mitgift, als auf die angeborenen Eigenschaften Gewicht zu legen, und auch bei früheren Eheplänen Prinz Eugens war auf die äußeren Vorteile das Hauptgewicht gelegt gewesen.

Unter den Papieren befinden sich leider keine eigenhändigen Briefe Eugens, dafür geben sie in die Bemühungen anderer, den vielversprechenden, mittellosen Offizier durch die Heirat mit einer begüterten deutschen Fürstentochter an das Reich zu fesseln, klaren Einblick. Nicht mit der gleichen Wärme wie der Badener, verfolgte Kaiser Leopold I.

diesen Plan, ja, später widerstrebte er sogar aufs bestimmteste der Verbindung mit einem „Ausländer“. Die brieflichen Äußerungen von Personen der kaiserlichen Umgebung liefern den Beweis, daß man auch am Wiener Hofe in dem „kleinen Abbé“ noch nicht den großen Strategen ahnte, obwohl derselbe schon selbständig ein Korps kommandierte. Die vielumworbene, ehrgeizige Prinzeß verhält sich zwar nicht geradezu ablehnend, doch auch sie hegt offenbar keine hohe Meinung von der Zukunft des unscheinbaren Mannes: er ist ja nur ein „cadet“, er wird niemals regierender Fürst werden!

Prinz Eugen blieb Junggeselle, die wählerische Prinzeß aber heiratete schließlich doch einen cadet, den drittgeborenen Sohn des Kurfürsten von der Pfalz. Mit dem für die Zukunft des Paares wenig tröstlichen Wort, es scheine, daß ihr nun der schlechteste Freier zuteil geworden sei, tritt sie vor den Traualtar. — —

Ein cadet der Lauenburgischen Dynastie, Julius Heinrich, war in der Erwartung, zum Bischof von Osnabrück gewählt zu werden, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zum Katholizismus übergetreten. Als sein Plan gescheitert war, nahm er Dienste in der kaiserlichen Armee, focht auch auf ligistischer Seite in der Schlacht am weißen Berg mit. Zur Belohnung schenkte ihm Ferdinand II. die Herrschaft Schlackenwerth und andere den Rebellen abgenommene Güter in Böhmen. Da der Lauenburger zu Wallensteins eifrigsten Anhängern zählte, wurde er in dessen Sturz verwickelt und in Haft gezogen. Zwar brachte ihm der Prager Friede die Freiheit, doch erst nach Ferdinands II. Tod wurde er wieder an den Hof gezogen und zu diplomatischen Missionen verwendet. Nach dem Tode seines älteren Bruders August (18. Januar 1656) übernahm er

die Regierung im Herzogtum Lauenburg. Von ihm wurde der bekannte große Sachsenwald in eine Domäne verwandelt. Er blieb auch als Regent des protestantischen Landes Katholik, ließ aber seinen Sohn Franz Erdmann im lutherischen Bekenntnis erziehen. Am 16. November 1665 folgte dieser in der Regierung; er machte unter schwedischer Fahne den Feldzug gegen Polen mit; nach der Heimkehr starb er am 31. Juli 1666. Sein Stiefbruder und Nachfolger Julius Franz, im katholischen Bekenntnis erzogen, trat in kaiserliche Dienste und hielt sich fast ausschließlich am Wiener Hofe oder auf seinen böhmischen Gütern auf. Als kaiserlicher Offizier zeichnete er sich in der Schlacht von St. Gotthard und bei der Befreiung Wiens aus und wurde zu „Dero kaiserlichen Majestaet sämmtlicher Cavallerie General und des heiligen Römischen Reiches Generallieutenant" ernannt. Seine Gemahlin Maria Hedwig, Tochter des Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach, starb am 23. November 1681, er selbst am 30. September 1689 so jäh und unerwartet, daß sich im Herzogtum das Gerücht einer Vergiftung verbreitete. Da er keinen männlichen Erben, sondern nur zwei Töchter, Anna Maria Franziska, geb. 13. Januar 1672, und Franziska Sibylla, geb. 21. Januar 1675, hinterließ, erhoben verschiedene Bewerber Anspruch auf das Lauenburgische Erbe. Schon zwei Tage nach dem Tode des Herzogs erschien in Ratzeburg der kursächsische Hofrat Zapfe als Vertreter der Albertinischen Linie der Wettiner, die ihren Erbanspruch auf eine von Kaiser Maximilian I. 1507 eröffnete Lehenanwartschaft und auf einen 1671 mit Julius Franz abgeschlossenen Erbvertrag stützten. Wenige Tage später rückten aber braunschweigische Truppen in Ratzeburg ein. Der Vertrauensmann des Herzogs von Sulzbach, Jean Erard Senft, nach dem Ableben Julius Franz' nach

Lauenburg abgeordnet, um die Rechte der Erbtöchter zu wahren, erstattete dem Herzog am 29. Oktober 1689 ausführlichen Bericht über die Einnahme von Ratzeburg, hauptsächlich nach Angaben des Oberhauptmanns von Perckentin. Am 29. September kamen Cellesche Soldaten vor der Stadt an und verlangten, als Kreisvölker eingelassen zu werden. Da ihrer nur wenige und die lauenburgischen Besatzungstruppen von Hofrat Zapfe schon für Sachsen verpflichtet waren, wurde die Forderung abgelehnt. Tags darauf erschienen aber Braunschweiger in größerer Zahl vor Ratzeburg; durch einen offenen Gang am Wasser und den Garten eines alten Lusthauses kamen sie der Wache in den Rücken, die zu den Waffen gerufenen Bürger zogen nach Hause ab, und nachdem die Tore von Stadt und Schloß geöffnet waren, rückten etwa 500 Braunschweiger ein, die Lauenburgischen wurden „übel geschlagen und fortgehen geheißen". Der braunschweigische Oberhauptmann Ulrich Wackerbart trug nicht Bedenken, „die Bürgerschaft des an Chursachsen gethanen Handgelübdes zu entlassen und seinem Fürsten sich zu ergeben zu befelchen, so auch geschehen."

Gleichzeitig erließ Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Celle, eine Erklärung, daß er als Obrist des niedersächsischen Kreises, um ungestörten gesetzlichen Austrag des Handels zu sichern, die Besetzung verfügt und als einzig berechtigter Erbe das Herzogtum an sich genommen habe; sei ja doch Lauenburg ein Allod seines Vorfahren Heinrichs des Löwen gewesen und habe als solches dem Welfenhause auch durch die Reichsacht nicht entzogen werden können. Gleichzeitig traten noch andere Prätendenten auf den Plan. Die Ernestinischen Wettiner wollten aus dem oben berührten Lehenbrief von 1507 das nächste Anrecht für sich ableiten; das Haus Anhalt machte die gemeinschaftliche Abstammung

von Herzog Bernhard, dem Sohne Albrechts des Bären, geltend; Dänemark, Brandenburg, Mecklenburg, Holstein-Gottorp forderten einzelne Teile der Erbschaft. Die Nachfolge im Herzogtum beanspruchten auch die beiden Töchter des Erblassers, darauf fußend, daß Lauenburg als feudum oblatum zu gelten habe, mithin auch weibliche Erbfolge zulasse.

Der Erbfolgestreit währte volle fünfundzwanzig Jahre. „Es wurden", sagt Livinius von Ambeer in einer jedes eigene Urteil vorsichtig meidenden Darstellung des Lauenburgischen Stammfalles, „zwar viele consultationes angestellt, auch in Regensburg setzte es verschiedene scharfe Disputen und Protestationes ab, doch ward nichts Gravierliches unternommen."

Ebenso zurückhaltend äußert sich ein andrer Berichterstatter. „Hoher Potentaten Rechte zu ergründen, ist schwer, davon zu schreiben gefährlich, deshalb will ich nur aus alten Geschichtsschreibern und Urkunden von etlichen Punkten eine speciem facti informieren." Nachdem die anderen Bewerber teils abgefunden, teils von ihren Ansprüchen zurückgetreten waren, handelte es sich schließlich nur noch um den Streit der beiden braunschweigischen Linien Lüneburg und Wolfenbüttel. Endlich (1716) wurde Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, der erste König von Großbritannien aus Welfischem Hause, von Karl VI. mit Lauenburg belehnt.

Während die Ansprüche der beiden Erbtöchter auf die Thronfolge wenig ernst genommen wurden, gelangten die stattlichen böhmischen Güter ohne Widerspruch in ihren Besitz. Um ihretwillen tauchten auch schon, während noch die Beileidsbriefe der verwandten Höfe im Trauerhause einliefen, Vermählungspläne auf.

Die Prinzessinnen waren nach des Vaters Ableben nach Schloß Reichsstadt übergesiedelt. Hierher kam am 7. Oktober der Geheimsekretär ihres Großvaters, Franz Ludwig Brenzer, und zeigte den „in ganz schwarz verfinstertem Audienzzimmer" sitzenden Mädchen an, daß Herzog Christian als der nächste Blutsverwandte die Vormundschaft übernehmen wolle, da gar wohl zu befürchten, daß von Seite der Agnaten „wo nicht contradictiones, doch wenigstens confusiones sich ereignen würden." Die Waisen erklärten sich bereit, diesen Schutz anzunehmen, obwohl sie nach böhmischem Recht schon nach zurückgelegtem 15. Lebensjahre mündig geworden seien. Die Eröffnung des väterlichen Testaments brachte aber eine Überraschung. Die beiden Töchter waren zwar für den Fall, daß auch aus einer geplanten zweiten Ehe kein Sohn hervorgehen würde, zu Universalerbinnen aller Güter, Fahrnis und Mobilien ernannt, zum Vormund aber der Kaiser, für den der Erblasser „ja zum öftern sein Gut und Blut aufgeopfert" habe.

Kaiser Leopold erklärte denn auch, die Prinzessinnen in seinen besonderen Schutz nehmen zu wollen. „Um für Dero reputation und guten leimunt billiche Sorge zu tragen", ordnete er an, daß sie unter die Aufsicht der Fürstin von Sagan kommen, im übrigen aber „freie Hand haben und über dero Herrschaften die völlige Direktion behalten sollten." „Wegen Niedersachsen werden particulière consultationes gepflogen werden, denn weilen derselbe estat gantz confus, auch Kais. Majestät für gerichtlichen außtrag der sache, Niemandten pro possessore erkennen könne, also wirdt selbes erst delikat zu tractiren seyn."

Die Sorge um „reputation und guten leimunt" der Prinzessinnen scheint auf einen bestimmten Anlaß zurück-

zuführen zu sein. Am lauenburgischen Hofe spielte, wie gespottet wurde, „die erste Geige" eine „Ehrendame", Fräulein von Wetrowetz. Insbesondere die ältere Prinzessin tat nichts ohne Wissen und gegen den Willen ihrer Vertrauten, die deshalb in fast allen vorliegenden Briefen Erwähnung findet. Niemals in freundlichem Sinne. Die Ehrendame scheint nicht bloß ihren Einfluß in eigennütziger Weise ausgebeutet, sondern auch ihre Schutzbefohlenen zu Übermut und Widerspenstigkeit verleitet zu haben. Die Epitheta, die ihr deshalb von Herzog Christian, vom Bischof von Leitmeritz, vom kaiserlichen obersten Burggrafen Grafen Sternberg und von den andern kaiserlichen und herzoglichen Beamten beigelegt werden, könnten ein kleines Scheltwörterlexikon füllen. Der Burggraf, der Herzog, ja, der Kaiser selbst dringen auf ihre Entfernung, — umsonst! Von den Höflingen und Räten getraut sich keiner, ernsthaft gegen den Störenfried vorzugehen, weil Prinzessin Franziska nicht bloß mit Worten, sondern, wie Herr Hofrat Steinhoff einmal am eigenen Leibe erfahren muß, auch mit „Tätlichkeiten" ihren Liebling verteidigt. Endlich beschließt man, zur Entfernung des gefährlichen Feindes eine goldene Brücke zu bauen. Der Gräfin werden für freiwilligen Abschied vom Hofe eine kaiserliche Ehrengabe von 30000 Gulden und ein Jahresgehalt von 1200 Gulden zugesichert, und da sich für die also Bereicherte auch ein Freier findet, verspricht sie, das Feld zu räumen. Doch auch dieses Gelöbnis verhindert nicht, daß sie bleibt und nach wie vor ihren Einfluß geltend macht.

Gleich anderen deutschen Fürsten, die nicht über eine amtliche Vertretung am kaiserlichen Hofe verfügten, hatte auch Herzog Christian einen Vertrauensmann, der ihn über die Vorgänge bei Hofe und die Absichten des Kaisers

rechtzeitig unterrichten und in zweckentsprechender Weise einwirken sollte, den kaiserlichen Appellationsrat und böhmischen Vizepräsidenten Julius Freiherrn von Bluhm.

Von ihm wurde zuerst (6. November 1689) darauf aufmerksam gemacht, daß für Prinzessin Franziska eine glänzende Verbindung sich darbiete. Der Kurprinz von der Pfalz habe sich zwar noch vor kurzem, weil im Hause Braganza kein männlicher Erbe vorhanden, mit dem Gedanken getragen, eine portugiesische Infantin zu freien; seit aber die Königin einem Sohne das Leben gegeben habe, sei dem Pfälzer die Lust zur welschen Heirat vergangen. Für ihn möchte die ältere Lauenburgische Prinzessin eine vortreffliche „Partie" sein. Zwar wolle auch Prinz Friedrich von Sachsen als Bewerber auftreten, doch sei nicht glaublich, daß Kaiserliche Majestät seine Mündel einem Akatholiken überlassen werde; von einem dritten Freier endlich, dem Fürsten von Liechtenstein, sei kaum anzunehmen, daß er sich mit solcher Prätension an den Kaiser zu wenden wage. Vor allem müsse das Fräulein von Wetrowetz gewarnt werden, „daß sie den Prinzessinnen zu keinen amouretten Anlaß gebe, sie werde sonsten eine schwere Verantwortung auf sich laden". Die Wichtigkeit des angeregten Planes liege auf der Hand. „Ew. Durchlaucht ist bekandt, mit was Behutsamkeit und Reserve die Fürstlichen Fräulein pflegen verheiratet zu werden; sie müssen auff die connexion ihres estats und Hauses sehen . . ." „Opportune Heiraten stiften ist allzeit ein so wichtig Geschäft gewesen, als Battaglien zu gewinnen undt anstossendt lande mit dem Schwert zu aquiriren."

Welche Bedeutung Herzog Christian selbst dem Heiratsplane beimaß, erhellt daraus, daß er aus diesem Anlaß fast täglich mit Beamten und Agenten Briefe wechselte,

so daß die uns vorliegende Korrespondenz nahezu tausend Stücke umfaßt. Natürlich kann ihr Inhalt hier nur flüchtig berührt werden.

„Auf die amouretten der Prinzessinnen Durchlaucht kommt es nicht an", schreibt Bluhm am 28. November, „sondern nur auf die Intentionen Kayserlicher Majestät, die ad politicam sich beziehen". Am nächsten Tage gibt er genauere Aufklärung. Vom Pfälzer ist nicht mehr die Rede, der Kaiser hegt andere Absichten. „So viel ich vernimb, mögen Ihro Kayserliche Majestät die eltere Prinzessin Ihrer Durchlaucht dem Markgrafen Ludwig von Baden undt die jüngere des Fürsten von Salm einigem Sohn haben destiniert gehabt. Ist ein Herr von ohngefehr 15 jahren, einer feinen person von schönen qualitaeten, studiert itzo dahier (in Prag). Aber die jüngere Prinzessin wirdt vermutlich nicht so lang warten, noch den sich nach und nach einfindenden partheyen nachsehen wollen."

Herzog Christian beeilte sich, zu geloben, daß er dem kaiserlichen Wunsche nach Kräften sekundieren wolle. Rasche Betreibung des Planes schien um so dringlicher geboten, da Prinzessin Franziska die Nachricht, daß sie in der Herzogin von Sagan eine Aja erhalten sollte, gar ungnädig aufnahm. Bald konnte Bluhm die Versicherung geben, der Markgraf von Baden habe tatsächlich ernste Absichten und werde seine Bewerbung demnächst persönlich eröffnen. An Rivalen werde es freilich nicht fehlen. „Man saget auch von dem Printzen de Saphoy, so in Kaiserlichen Diensten ist. Auch der Herzog von Holstein, Georg Christian, Generalwachtmeister bei der Kaiserlichen Armee in Bulgarien und Sohn des Ew. Durchlaucht bekandten Hertzogen Alexandri sol gleichfals Belieben haben, sich anzumelden,

dann derley reiche partheyen mit allen verlangten requisitis rencontrieren sich selten."

Die armen reichen Mädchen scheinen einen Augenblick Miene gemacht zu haben, sich nach eigenem Gefallen die Gatten wählen zu wollen. Deshalb drang Baron Bluhm eifrig in den Herzog, es möge durch des Großvaters Autorität verhütet werden, daß „die Prinzessinnen nicht ohne Vorwissen Kaiserlicher Majestaet und sein eigenes nichts solten vornehmen." Kaiser Leopold selbst schrieb (9. November) an die böhmische Statthalterei, er habe die Vormundschaft über die Lauenburgischen Prinzessinnen übernommen, „folglich diese ohne seine Zustimmung nichts in wichtigen Angelegenheiten unternehmen dürften, zumahln wenn es ad casum ihrer Standesveränderung kommen sollte."

Kein andrer Freiersmann, schrieb Leopold an Herzog Christian, sei ihm convenabler, als der Herr Markgraf von Baden; ihm würde er „sowohl des gemeinen Wesens als des Markgrafen Liebden eigenen Besten halber . . . . die satisfaction, eine dieser Prinzessinnen zu erlangen, vor anderen gönnen." Der Herzog möge also zur Förderung des Vorhabens kräftig mitwirken. Noch dringlichere Mahnung richtete der kaiserliche Rat Simon Lentner an den Herzog. „Solte eine Partey seyn, wofür zu danken, inmassen hochgedachter Prinz Louis am kaiserlichen und am churfürstlich Bayrischen Hofe in sonderbahren gnaden und affection, wie dann die von Ihro Kayserlichen Majestaet an selbigen abgelassenen Handbriefl ein solches gezeigt haben."

Wohl hatte der Kaiser Ursache, dem Markgrafen gefällig zu sein. Seit 1674 unter kaiserlicher Fahne kämpfend, hatte der „Türkenlouis", wie ihn die Zeitgenossen nannten,

zuerst unter Montecuccoli und Karl von Lothringen, später als Berater des Kurfürsten von Bayern den Ruf eines ebenso umsichtigen wie wagemutigen Heerführers erworben; im Feldzug von 1688 war er der Aufgabe, durch Säuberung der beiden Ufer der Save das Unternehmen der Hauptarmee gegen Belgrad zu unterstützen, in so glänzender Weise gerecht geworden, daß der mit Dank und Anerkennung keineswegs freigebige Kaiser ein außerordentlich schmeichelhaftes „Dankbriefl“ an ihn richtete. Wenn es in den beiden folgenden Jahren gelang, ganz Oberungarn und Siebenbürgen für das Erzhaus zurückzuerobern, so hat das Hauptverdienst Markgraf Ludwig zu beanspruchen; in der Schlacht bei Szlankamen (19. August 1691) traten seine Feldherrngaben in ihrer vollen Größe zutage. Zum Lohne für so ruhmvolle Taten übertrug ihm der Kaiser das höchste militärische Kommando.

Der kaiserliche Generalleutnant war zugleich selbständiger Regent der Markgrafschaft Baden-Baden, allein das kleine Fürstentum war tief verschuldet, und seit dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich waren daraus nur noch spärliche Einkünfte zu beziehen.

Diese Umstände ließen dem prachtliebenden Grandseigneur die Verbindung mit der reichen Lauenburgischen Erbin wünschenswert erscheinen. Namentlich sein Oheim Markgraf Hermann, der früher als Hofkriegsratspräsident an der Spitze des kaiserlichen Kriegswesens gestanden hatte, seit seinem Sturze aber mit der einflußlosen Stellung eines Prinzipalkommissärs am Regensburger Reichstag sich begnügen mußte, unterstützte eifrig die Bewerbung. Er appellierte nicht bloß in mehreren Briefen an Herzog Christian, an dessen „altfürstliches, recht teutsch aufrecht und von langen Jahren her bekanntes Gemüth“, sondern ent-

sandte zur Betreibung der Heirat einen eigenen Mandatar, seinen Kammerrat Johann Knörr, nach Sulzbach.

Es galt ja auch, „eine evangelische Finte" abzuwehren. Am 22. Dezember zeigte Baron Bluhm dem Herzog an, es sei am kaiserlichen Hofe ruchbar geworden, daß Prinz Friedrich von Sachsen heimlich nach Schlackenwerth kommen wolle, um sich daselbst vorzustellen und eine von den Prinzessinnen heimzuführen. „Daß solches vor Ew. Durchlaucht geheim gehalten worden, ist sehr verdächtig. Die Prinzessinnen seind noch jung, man muß da Acht geben! . . . Offenbar machen Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen auf diese Heirat eine reflexion, in meinung, hiedurch ihre praetension auf das Herzogthum Sachsen-Lauenburg noch mehr zu befördern." Auch Graf Sternberg warnte vor dem Eindringling. „Ich lasse Alles Eurer Durchlaucht hochvernünftiger conduite anheimgestellt, als welche genugsamb zu ermessen wissen werden, in was vor einen tieffen Labirinth man gerathen wurde, wann gedachte Prinzessin ad manus acatholicas überlassen werden sollte, zu geschweigen, daß die leges patris auf keinerley weis zulassen, womit ein unkatholischer zum Besitzthumb einiger Güter in disem Königreich admittiert werde." Es sei mehr als zweifelhaft, ob Kaiserliche Majestät zu „so weit aussehendem Werk" ihre Zustimmung geben würden. Man sieht: in den unscheinbaren Ehehandel auf dem böhmischen Schloß spielen immer wieder die großen politischen und religiösen Fragen herein. Mit Rücksicht auf des Reiches Wohl und des Hauses Ehr, erklärt Baron Bluhm, werde der Kaiser die Hand seiner älteren Mündel keinem andern als dem Markgrafen von Baden geben. „Prinz Louis von Baden wirdt einer jeden wohl anstehen und hat sich wieder große meriten durch diese Campagne erworben, ist auch sonst ein incom-

parabler Herr." Freilich wäre ihm die jüngere Prinzessin zu gönnen, doch diese habe der Kaiser schon dem Sohne des Fürsten von Salm versprochen.

Herzog Christian erwiderte, es werde ihm eine liebe Pflicht sein, der Werbung des Kriegshelden jeglichen Vorschub zu leisten, doch möge dieser selbst möglichst bald nach Schlackenwerth kommen, „umb einen Augenschein zu nehmen".

Über den Aufenthalt des Prinzen Friedrich von Sachsen in Schlackenwerth haben wir keine näheren Nachrichten. Die Werbung scheint etwas stürmisch betrieben worden zu sein, denn Graf Sternberg riet dem Herzog, die Prinzessinnen unverzüglich nach Raudnitz übersiedeln zu lassen, denn in Schlackenwerth sei ihre Sicherheit gefährdet. Da der Kurfürst von Sachsen nicht darauf hoffen könne, daß sein Sohn die Zustimmung des Kaisers zur Heirat mit der Lauenburgerin erlangen werde, trage er sich mit der Absicht, die Mädchen bei einer Spazierfahrt „heimblichen wegzupracticieren". „Die Fräulein von Wessowecz ist eine schlechte Zuchtmeisterin und ihr Bruder noch ein schlechterer Guarde des dames."

Herzog Christian wollte zwar nicht glauben, daß der Kurfürst so verwegenen Anschlag im Schilde führe, noch weniger, daß seine Enkelinnen zu solchen Praktiken zu haben wären, versprach aber, da „superabundans cautela niemals schädlich" sein könne, die Mädchen streng überwachen zu lassen; das rätlichste sei freilich, sie bald unter die Haube zu bringen und deshalb den vom Kaiser ausersehenen Freier bald in ihre Gesellschaft zu bringen.

Am 6. Januar 1690 traf Markgraf Ludwig Wilhelm in Prag ein. Drei eigenhändige „Handbriefl" nacheinander richtete Kaiser Leopold an den Burggrafen, um ihn zu Förderung des Eheprojekts anzufeuern. Insbesondere soll

Sorge getragen werden, daß „jetzt wohlberühmte fürstliche Durchlaucht nicht etwan durch langwürige protaction bey eintretendem Frühjahr von der campagne abgehalten werde". Der Prinz habe sich in den letzten Feldzügen „so viel vortreffliche meriten erworben, daß vor selben billig alle ergebige gute vorsorg zu tragen seye"; deshalb soll ihm auch freie Wahl zustehen, welche von den Schwestern er heimführen wolle; die andere soll dann mit dem Sohne des Fürsten von Salm, „da dieser bey Ihro Majestät dem König die education zu Allerhöchstem Gefallen geleitet habe", vermählt werden, jedoch erst nach vier Jahren, da der Bräutigam erst 16 Jahre zähle, „wenn er auch bereits treffliche specimina von sich gebe." Der Kurfürst von Sachsen habe zwar den Plan mit seinem zweiten Sohne nicht aufgegeben, aber davon könne „in Anbetracht der unterwaltenden obstaculorum praesertim religionis et periculi perversionis animae" nicht die Rede sein. Der Plan stieß jedoch, wie Bluhm mitzuteilen wußte, in Dresden selbst auf Widerstand; die Kurfürstin, die Minister, die Stände, die Prediger seien darob Feuer und Flamme, „also groß ist die apprehension vor einer catholischen Prinzessin".

Auf einem zu Ehren des Markgrafen veranstalteten Feste sprach Graf Sternberg mit seinem berühmten Gaste über das „heimliche Dessin". Der tapfere Held zeigte sich „ganz verzagt". Er habe vernommen, erzählte er, daß den Prinzessinnen „einige widrige Impressiones wegen seiner gemacht worden", so daß er befürchten müsse, „man möchte ihn an seiten der Prinzessinnen nicht allzu liebreich tractiren, sondern etwan verschiedene schwere conditiones proponiren". Sternberg tröstete ihn. „Seine rühmliche und hochvernünftige conduite und die dahero bei der gantzen Welt

hergebrachte große estime wurde so vill würken, daß die wider ihn bey denen Prinzessinnen veranlaßte ungleiche impressiones von sich selbsten fallen wurden; er wolle nur einen treuen galant und amant agiren, so wurde sich schon alles geben."

Nochmals wurde die Hilfe des Großvaters in Anspruch genommen und zugleich die Entfernung der Wetrowetz angeordnet. Pfalzgraf Philipp, der Bruder des Herzogs, versprach sich davon günstigen Erfolg. „Wann die comtesse vermög Kayserlicher Ordonanz removieret wird, werden's die Prinzessinnen wohlfeiler geben, weil das oraculum alsdann verstummet; die comtesse hat niemandt ihr unheil zu danken, als sich selber, denn es ist eine große vermessenheit, die Prinzessinnen al incanto zu verhandeln, wie sie angefangen, endlich hette ein klein Bordell darauß werden können." Herzog Christian erwiderte, der Markgraf werde leicht ans Ziel gelangen; wenn aber dessen Wahl, wie es den Anschein habe, auf die jüngere Prinzessin fallen möchte, werde es kaum möglich sein, der Intention Kaiserlicher Majestät in bezug auf die ältere nachzukommen. Nicht bloß die Discrepanz des Alters sei hinderlich, sondern Prinzessin Franziska werde auch nicht so lange warten wollen; man könne die Sache vorerst nur „göttlicher Direktion und den fatis überlassen."

„Des Herrn Markgrafen Liebden seynd anheute (10. Januar) bereits allhie (in Schlackenwerth) gewärthig, und ich bin sehr erfreuet, Gelegenheit erlangt zu haben, mit diesem so hoch renommirten Herren persönlich bekannt zu werden. Gott segne alle guten dessins und dermahlige entrevue, also daß sie dessen gäntzliche richtigkeit nach sich ziehe, massen ich nunmehro daran nicht sonderlich mehr zweifle."

Drei Tage später konnte der Herzog schon berichten, daß sich alles nach Wunsch zu ordnen scheine. Der Markgraf habe, obschon diese Tage „nur mehrentheils mit Höflichkeits-Bezeugung annoch zugebracht worden, doch genugsamb zu erkennen gegeben, wohin Dero inclination am meisten gerichtet", und „auch an dieser Seiten sei so viel zu verspüren, daß ersagt Sr. Liebden bey jedermann beliebte Person und vortrefflich conduite nicht unangenehm seye" .... „Die jüngste von meinen geliebten Enenkelinen findet sich fast vor der andern in der Wahl, doch dürffte erst morgen mit Grund davon können geredet und geschrieben werden."

Am 15. Januar eröffnete der Herzog dem Burggrafen, daß „gestern das bißhero unter Hand gestandene Heuraths-negotium durch Gottes Schickung und der Frau Herzogin von Sagan, nicht minder des Herrn Bischofs von Leutmariz vortreffliche conduite so weit gebracht worden, daß zwischen des Herrn Markgrafen Ludwig Wilhelms zu Baaden und der Prinzessin Franziska Sibylla Augusta Liebden, als gegen welche vorhin überschriebener maaßen Se. Liebden die mehreste inclination allzeit spüren lassen, die verbindliche Versprechung und Verlöbnuß erfolget ist." Auch dem Kaiser wurde die Verlobung gemeldet, „als welche nebens Gott vornehmblich Ew. Kayserlichen Majestaet allergnädigsten direction zuzuschreiben ist"; dem Kaiser gebühre der erste Dank, daß seine Enkelin „an einen so vortrefflichen, bey Ew. Kayserlichen Majestaet, ja der ganzen Christenheit so hoch meritierten und mit so ungemeinen Leibs- und Gemütsgaben gezierten Prinzen verlobet seye."

Die Nachricht wurde am kaiserlichen Hofe, der in jenen Tagen aus Anlaß der Wahl des römischen Königs nach Augsburg übergesiedelt war, mit Genugtuung aufgenommen,

wenn auch die Wahl der jüngeren Prinzessin einigen Anstoß erregte. Der Kaiser wolle zwar, schrieb Graf Sternberg an den Herzog, „fürdersambst und fürnemblich“ dem Prinzen Louis zu Gefallen, seine Wahl vergönnen, halte aber daran fest, daß auch der Sohn des Fürsten von Salm consoliert werden müsse. Nur für den Fall, daß dieses Projekt sich als unausführbar erweisen sollte, hege Kaiserliche Majestaet den Wunsch, daß „der Prince von Savoy, als welcher Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Bayern sehr nahe, wie auch in eben solchem Grade dem Prince Louis, und dahero von Herrn Churfürsten stark recommandiret werde, (exteris paribus), da anderst kein teutscher catholischer fürst von hoher existimation (als deme Sie es ehender gönneten) concurriren wurde, reussiren möchte . . . . . . Dieser Prince hat zwar kein eygenthumliches landt, massen er von einem cadeten herstammet, darbey aber ein gutes appanage und stattliche pensiones von der Cron Spanien, alß welche ihne in protection aufgenommen, auch reflectiren Ihro Majestät stark auf seine Ihro geleistete, sehr ersprießliche Kriegsdienst und dahero erworbene gute meriten.“ Zwar mache sich der Fürst von Liechtenstein Hoffnung, „und seynd die correspondenzzetteln von der Fräuln von Wessowetz hier gesehen worden . . .“ „Es stehet aber dahin, ob Ihro Majestaet zwischen ihme und gedachtem Prince Savoye werden pacification machen wollen.“ Auch die Absichten des sächsischen Prinzen wollten noch immer nicht zur Ruhe kommen; der Kaiser habe deshalb sogar gern gesehen, daß der Kurfürst von Sachsen der Krönungsfeier fern blieb, „damit er nicht etwa mit der Anwerbung plötzlich losbräche, was dann ebenso schwer zu bewilligen als abzuschlagen gewesen wäre.“ Insbesondere die Werbung des Prinzen von Savoyen möge als strenges Geheimnis behandelt

werden; der Burggraf werde selbst nach Raudnitz kommen, um der Prinzessin „in aller modestie und respect Vortrag zu halten“.

Prinz Eugen von Savoyen, seit 1687 Feldmarschallleutnant in der kaiserlichen Armee, hatte dem Erzhause gerade im Jahre 1689 wichtige Dienste geleistet. Zu Anfang des Jahres war er auf Leopolds Anregung nach Turin gegangen, um seinen Vetter, den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, als Bundesgenossen gegen Ludwig XIV. für die kaiserliche Sache zu gewinnen. Nachdem ihm dies gelungen war, hatte er im Feldzug am Rhein, insbesondere bei der Belagerung von Mainz, glänzende Beweise von Tapferkeit und strategischem Geschick gegeben. Die Bedeutung des Feldherrn trat freilich glänzender erst später nach Übernahme des obersten Kommandos im Türkenkrieg zutage; immerhin ließ sich schon erkennen, daß es sich empfehlen möchte, den Prinzen an die Sache des Kaisers zu fesseln. Ohne Zweifel hätte man damals bei Hofe wirklich gern gesehen, daß die Heirat mit der Lauenburgerin zustande käme; die Versicherung, daß einem deutschen Fürsten jederzeit der Vorzug eingeräumt werden sollte, war wohl nur eine Redensart.

Anderseits war es, wie es scheint, weniger dem Prinzen selbst, als seiner Familie und seinen Freunden darum zu tun, ihm durch eine günstige Heirat zu einer gesicherten wirtschaftlichen Stellung zu verhelfen. Schon einige Jahre früher, als Eugen kaum dem Jünglingsalter entwachsen war, hatte seine Mutter Olympia den Plan ins Auge gefaßt, ihn mit der Tochter des reichen Marchese del Carpio zu vermählen. Der Prinz war deshalb im Januar 1686 mit Erlaubnis des Kaisers nach Madrid gegangen, doch der Tod der mit Olympia befreundeten

Königin von Spanien scheint den Erfolg vereitelt zu haben. Ebenso zerschlug sich das Projekt einer Verbindung mit der Tochter des Connetable von Kastilien, Grafen von Velasco, sowie ein anderes, wodurch dem Prinzen mit der Hand der Erzherzogin Elisabeth, der ältesten Schwester Karls VI., das Herzogtum Mantua zugewendet werden sollte.

Markgraf Ludwig, als Sohn der Prinzessin Luise Christine von Savoyen-Carignan mit Prinz Eugen nahe verwandt, hatte sich nach dessen Übertritt in kaiserliche Dienste eng an ihn angeschlossen; die beiden Vettern waren, wie ein savoyischer Agent 1684 versichert, mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit einander zugetan; erst in den letzten Lebensjahren Ludwigs machten Nebenbuhlerschaft und Verhetzung diese Freundschaft erkalten.

Das Haus Savoyen verdiene gewiß jede Rücksicht, schrieb Herzog Christian (17. Januar) an den Burggrafen, er wolle sich also redlich Mühe geben, dem Wunsche des Kaisers Vorschub zu leisten, aber Prinzessin Franziska wolle, wie ihre jüngere Schwester, nur einen deutschen regierenden Fürsten zum Gatten nehmen. Deshalb habe auch der junge Fürst von Salm geringe Aussicht auf ihre Hand; denn auch der Kaiser werde nicht eine Heirat erzwingen wollen, aus welcher eine unvergnügte Ehe entspringen müßte. Keineswegs sei solcher Zwang beabsichtigt, erwiderte Sternberg, „Kaiserliche Majestaet werden jede Wahl gutheißen, wann nur nicht ein solcher concurrent admittirt werde, der Ihro Majestaet unangenehm oder dem Publico praejudicirlich.“

Diese Verwahrung bezog sich auf neue Anstrengungen des Prinzen Friedrich von Sachsen, der nach der Verlobung der jüngeren Prinzessin auf die ältere „seinen Sinn umgewendet“ hatte. Bluhm machte davon dem Herzog

Christian Mitteilung mit dem Bemerken, am Dresdener Hofe selbst bestehe wenig Geneigtheit, eine katholische Prinzessin aufzunehmen, so daß der Wunsch des Prinzen Friedrich auf Unterstützung nicht zu rechnen habe. Nur sei zu befürchten, daß, „wann Prinz Friedrich mit dem vom Kaiser empfohlenen Prinzen von Savoye concurriren sollte, bei der Prinzessin die Inclination gegen den Sächsischen Prinzen mehr prävenieren und diser insgeheim vor andern von der comtesse portieret werden möchte.“ „Es ist sonsten der Prinz de Savoy ein gar wackerer und galanter Herr, auch der teutschen Sprach wohl kundig.“

Inzwischen wurde über Morgengabe, Aussteuer, Testamente und andere in den markgräflichen Ehekontrakt aufzunehmende Punkte sowie über die nach böhmischem Recht für den Bräutigam erforderliche Erwerbung des Inkolats eifrig verhandelt. Nach vierzehntägigem Aufenthalt mußte sich der Markgraf verabschieden, um sich an den kaiserlichen Hof nach Augsburg zu begeben. Von Regensburg aus richtete er nochmals herzliche Dankesworte an Herzog Christian und gab der Hoffnung Ausdruck, bald wieder bei seiner Braut zu sein, wonach er vor allem Verlangen trage. Der hohe Bräutigam erweise ihm zu viel Ehre, antwortete der Herzog, „denn unerachtet ich die ehre habe des väterlichen nahmens, so ambire ich doch mehrers nicht, alß die paritaet in Ew. Gnaden lieb und affection.“ Herzog Christian hoffte, daß es dem Markgrafen durch die Gunst des Kaisers gelingen werde, die Erbansprüche der weiblichen Linie auf das Herzogtum Lauenburg oder doch auf das durch väterliches Testament ausdrücklich zugesicherte Land Hadeln zur Geltung zu bringen. Er drang deshalb in den Markgrafen, nach Leipzig, wo eine kaiserliche Gesandtschaft die Untersuchung des Lauenburgischen

Erbfalles eingeleitet habe, einen Vertreter zu entsenden. Demgemäß wurde der markgräfliche Kanzler Judendunck beauftragt, für die beiden Waisen den Besitz des ganzen Landes anzusprechen, da Lauenburg nicht als Lehen, sondern als Allodialgut zu gelten habe. Für den Fall aber, daß Lauenburg für ein dem Reiche anheimgefallenes Lehen erklärt würde, stellte der Kaiser dem Markgrafen die Belehnung in sichere Aussicht. Nichtsdestoweniger wurde das braunschweigische Haus in ruhigem Besitz des strittigen Landes belassen und dem Anspruch der Erbtöchter auf keine Weise Vorschub geleistet. Diese Teilnahmlosigkeit des Wiener Hofes hatte zur Folge, daß sich das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn immer unfreundlicher gestaltete und wiederholt ein völliger Bruch bevorstand.

Zu Verhandlungen wegen der Verheiratung der älteren Prinzessin wurde Graf Schlick als Vertrauensmann des Kaisers nach Schlackenwerth abgeordnet. Das von ihm überbrachte kaiserliche Handschreiben lautete: „primo loco in favorem des Prince de Salm“, doch die Prinzessin war nicht gesonnen, dem Wunsche des Kaisers sich zu fügen. „Ich habe dazu“, schrieb Herzog Christian an Bluhm, „die geringste inclination an seiten der elteren Princesse nicht verspiehren können, so wenig als vermutlich der Graf selbst; kann auch nimmer glauben, daß es von statten gehe, der discrepanz der Jahre wegen, und daß die Prinzeß einen nicht geringeren ambiert habe, als ihre Schwester. Ich könnte es doch eher als dem Prince von Salm dem Parenti vergönnen, wann Sicherheit bey und nach dem Dienst und nicht Stiefkinder vorhanden wären. Doch was Gott schickt und Kayserlicher Majestaet gefällt, thut mir, so viel an mir, auch gefallen.“ Die übrigen Bewerber beurteilt er folgendermaßen: „Der Prinz von Liechtenstein premit altum corde

dolorem ohne zweifel, es ist gar ein lieber herr, aber in dieser Sache könnte ich Sr. Liebden nicht bedienet seyn. Der Prince von Savoyen wäre nicht außzuschlagen, allein die Creatur (Wetrowetz) hat ihr einen König oder Churprinzen ins Herz geprägt, dahero keiner, der nicht ein Reichsfürst und angesehen im Reich, von ihr will ambirt und gern die Oberhand über die Schwester verlanget werden." Die Anspielung erklärt sich durch eine Beobachtung des Burggrafen, der einige Tage in Raudnitz verweilt hatte: „Ich habe so vill abnehmen können, daß die jüngere Prinzessin wegen ihrer Heyrath gar wohl vergnügt, die eltere aber die gedanken führe, daß im Fall die vorhabende Heyrath zwischen dem Churprintzen (von der Pfalz) und der Infantin aus Portugal rückgängig werden sollte, jetztgedachter Churprintz die gunst auf ihre Person wenden dörffte, welches ihr ich zwar von Hertzen vergönne, zu dato aber will man bey Hof hievon noch nichts wissen."

Die Hochzeit des Markgrafen sollte auf Schloß Raudnitz am 27. März 1690 stattfinden. Um die Vermögensfrage zu regeln, war eine Teilung des Grundbesitzes, der beträchtlichen Schuldforderungen — u. a. belief sich eine auf die Herrschaft Pardubitz gegründete Schuldforderung an den Wiener Hof auf 700 000 Gulden! — und der wertvollen Familienkleinodien notwendig. Die Verhandlungen wurden von den Vertretern des Bräutigams und der Schwestern mit erstaunlicher Umständlichkeit und zähester Hartnäckigkeit geführt, so daß es nicht selten zu erbitterten Kämpfen kam. Namentlich Prinzessin Franziska, durch ihre Vertraute aufgewiegelt, war nur schwer zufrieden zu stellen und immer zu Widerspruch und Einrede bereit. Wiederholt hatte der Kaiser die Entfernung der „verdrießlichen Schump" angeordnet, — das Fräulein war geblieben; man hatte

Geld geboten, man wollte ihr einen Mann verschaffen, — umsonst! „Ihr ist“, schrieb Imhof, „mehr um das governo als um cupido zu thun!“

Die Herzogin von Sagan, unter deren Aufsicht der Kaiser die Prinzessinnen gestellt hatte, beschwor den Herzog, er möge selbst nach Raudnitz kommen, um einmal sein höheres Ansehen geltend zu machen. „Thäte mich höchst über Ew. Gnaden anherkunft erfreuen, ganz gern sagend und schreibend: Ja, Ja, Ja, und wann es kräftiger seyn solte: Ita, oui, anno, si!“ Auch der jüngeren Prinzessin würde es zu großer Freude gereichen; wenn sie nicht selbst schreibe, so sei dies leicht zu erklären, denn „das Herz seye ihr so voll contento, daß der kopf mit lauter Liebesconcepten erfüllet.“ Als Herzog Christian erwiderte, er wolle sich die Sache überlegen, — „Siebzig meilen seynd kein Kinderspiel!“ — berichtete der bei dem Teilungsgeschäft verwendete Hofrat Imhof, um seinen Herrn zum Kommen zu veranlassen, allerlei ärgerliche Einzelheiten über das Treiben in Raudnitz. „Die Prinzessin Franciska stellt sich wegen aufhetzung der comtessa gar unfreundlich gegen die Herzogin von Sagan und sagte ihr neulich unter das Gesicht, sie mache die kayserlichen Schreiben, auf welche sie sich berufe, selbsten und kayserliche Siegel seyn bald nachgedruckt, item sie wolle der Prinzessin Augusta nicht das geringste in der Hand lassen, und als es neulich dahin angekommen, daß man ihr einen neuen Nachtrock solte machen lassen, habe die Prinzessin Franciska sich darwider gesetzet und verursachet, daß man ein altes Camisol von ihrem Herrn Vater habe zerschneiden und der Braut Nachtrock darmit füttern müssen. Prinz Louis läßt zwar Kleider vor seine Braut ad requisitionem von Paris herausbringen, und hat der Mann, so solche bestellt, versprochen, sie den grünen Donnerstag

zu schaffen; wann aber, wie leicht möglich, diser manquiren solte, so würde sie schlechten aufzug machen.“ Von fremden Gästen werde niemand zur Hochzeit kommen als Pfalzgraf Philipp und Prinzessin Anna von Baden. „Prinz Louis hätte zwar seinen Herrn Vettern, den Prince de Savoye, gern dabey gehabt; weiln aber auf solchen bekanndtermaßen ein absehen auf der ältesten Prinzessin Durchlaucht gemacht wird, so mag er sich den namen nicht haben, als ob er ihn selbsten introduciret hätte.“ Der Markgraf würde es dankbar begrüßen, wenn sich Herzog Christian zur Reise nach Raudnitz entschließen könnte, denn ein Bundesgenosse gegen die Schwägerin sei dringend von nöten. Zuerst habe Prinzessin Franziska auf „instigation der Comtesse dahin angetragen, daß die Herrschaften wunderlich sollten zerrissen und der einen da, der andern dort ein trumm zugeeignet würde“; dann sei zwar durch das Eingreifen des Bischofs von Leitmeritz eine verständigere Teilung des Grundbesitzes zustande gekommen, aber wegen der Teilung der Pretiosen werde es noch manchen harten Strauß geben. „Die eltere Prinzessin ist so verblendet, daß sie der Gräfin Alles schenkt, was sich diese nicht selbst stiehlt; sie hat ihr einen Rock geben, so vorn mit Maschen, von Diamanten besetzt, garnirt, so 800 Gulden werth gewesen; auch von einem Scharmützel von Diamanten ist die Rede, von einem kostbaren Smaragdring, Alles dies ist verschwunden . . . Diese Person länger bey ersagter Prinzessin zu lassen, kann unmöglich seyn, dann außer deme, daß sie ihr noch ferner alles abstehlen wird, so verdirbt sie ihr auch ihren humeur dergestalt, daß sie letztlich ganz insupportable werden dörfte . . . . .“ Der Markgraf sei mit seiner Braut „und ihrem humeur“ vollkommen zufrieden; dagegen sei diese „von der comtesse und ihrer Schwester bisher förmlich mortificiert worden, als

welche ihr sogar vor eine lacheté ausdeutet, wann sie eine tendresse oder sorgfalt vor Seine Durchlaucht verspiehren lasse und was dergleichen mehr." Der Markgraf würde selbst an den Herzog geschrieben haben, wenn sich nicht bei ihm ein fataler Gast, ein heftiges Gliederreißen, eingestellt hätte. „Seine Durchlaucht entdeckten mir Ihren Zustand, welcher, wie ich vernehme, eine rechte sogenannte laufende Gicht ist. Es geht zwar schon viel besser, aber absonderlich die Füße sind noch inhabil, ihre functiones zu verrichten."

Trotz aller Bitten und Vorstellungen war jedoch Herzog Christian nicht geneigt, an der Hochzeit teilzunehmen, denn er erblickte eine Kränkung darin, daß ihm nicht die Vertretung des Kaisers übertragen wurde, und er befürchtete, in Schlackenwerth „das fünfte Rad am Wagen" zu sein. „Ew. Liebden", schrieb er an die Herzogin von Sagan, „sehen voraus, daß ich aus mangel kayserlichen expressen Befehls nichts ausrichten, compesciren oder removiren werde können noch dörffen, will ich nicht auf's neue zum spotten es kommen lassen und unfruchtbar wieder mit schanden davon gehen . . . Die königliche Statthalterey hat hierinnen spezial Befehl, ich nicht, also werden meine fulmina noch weniger als die des Hofs bey denen, die mir ohne dem entgegen und so vil gutes scilicet wünschen, gelten. Sapienti sat."

Nun traf zwar kurz vor der Hochzeit ein kaiserliches Handschreiben ein, das den Herzog zum Commissarius bei dem fürstlichen Beilager in Raudnitz ernannte, allein Herzog Christian wollte, wie er an seinen Rat Imhof schrieb, „das hart angekommene und spät extorquierte Opfer" nicht annehmen und entschuldigte sich mit „Leibesschwachheit." Als Vertreter des Herzogs ging Baron Bluhm nach Raudnitz.

Endlich waren die Teilungsverhandlungen wenigstens so weit gediehen, daß an den Abschluß des Ehevertrags gedacht werden konnte. „Heut geht die allgemeine marterwochen aus," schrieb Rat Steinhoff an den Herzog, „mein peculiare aber wird wohl noch länger währen, ... ich muß der comoediae ausgang warten, alsdann meliora spero." Das Heiratsgut der Braut betrug 20 000 Taler oder 30 000 Gulden in Barem; eine ebenso große Summe setzte Markgraf Ludwig als „Gegenvermächtnis propter nuptias" aus und verpfändete dafür seine Herrschaft Mahlberg in Baden; nach seinem Ableben sollte die Witwe beide Summen, also 40 000 Taler, und dazu noch besagte Herrschaft als Wittum erhalten. Das übrige Vermögen sollte jedem Teil als selbständiges Eigentum verbleiben, doch sollte die Verwaltung dem Markgrafen zustehen.

An letzterer Bestimmung nahmen die Vertreter der Braut, Pfalzgraf Philipp und der Bischof von Leitmeritz, so schweren Anstoß, daß noch in zwölfter Stunde die Heirat zu scheitern drohte. Der Bischof erklärte, er könne unter solchen Umständen nicht die Trauung vornehmen, und „seine Fermeté brachte die Markgräflichen ins Wanken". Es wurde ein neuer Vertrag vereinbart, da „doch von beiden Seiten eingesehen worden, daß man das scandalum, die Copulation dieser Controvers halber zu protrahiren, billich zu vermeiden hette."

So konnte denn am 27. März 1690 um 9 Uhr abends die Trauung vor sich gehen. Auf dem Zuge zur Kapelle schritten dem Bräutigam voran die eingeladenen Kavaliere, ihm zur Seite Herzog Philipp als Vertreter des Kaisers und der Herzog von Sagan. „Des Prinzen Louis Befinden ist besser," hatte Imhof drei Tage vorher an den Herzog geschrieben, „die Füße aber wollen noch nicht allerdings

recht fort, und werden Sie, wann es inmittelst nicht besser wird, bey dem Beylager wenig tanzen können." Glücklicherweise trat die Besserung ein, so daß es dem Sieger von Nissa erspart blieb, das spöttische Mitleid seiner Freunde als Hochzeitsgeschenk entgegennehmen zu müssen. „Des Herrn Markgrafen Durchlaucht", schrieb Imhof nach der Hochzeit, „scheinen völlig restituirt zu seyn, dann Sie nicht allein mittags und abends zur Tafel gehen können, sondern auch ziemblich mitgetanzt haben." Die Braut wurde geführt von zwei Prinzen des Hauses Sagan; eine Prinzessin Sagan und Prinzessin Elisabeth von Hessen trugen die Schleppe. Prinzessin Franziska war geleitet von dem obersten Burggrafen Grafen Sternberg, die Frau Markgräfin zu Lobositz von Graf Zollern, die Herzogin von Sagan von Graf Kaunitz, Prinzessin Anna von Sagan vom Marschall Greif, dann folgte „das übrige Frauenzimmer". Die in Paris bestellten Kleider waren nicht eingetroffen, doch „waren beide Prinzessinnen wohl gekleidet und mit Juwelen reichlich versehen". Auch der Aufzug der Kavaliere und der Livreediener war „herrlich wie ein sonnen". „Der Markgraf selbst hatte kein mantel an, auch kein Kranz auf, sein Hochzeitskleid war ein sammetner Rock mit Knöpfen von Diamanten besetzt."

Nach der Trauung fand eine Tafel statt, „doch nur al ordinaire gehalten", sodann „au son de trompettes et timbales" in gleicher Ordnung, wie bei dem Zug in die Kirche, der Ehrentanz. „Es kam aubey nur dieses remarquable vor, daß der kleine Sagansche Prinz Philipp dem Herrn Obrist Burggrafen vortanzte." Am nächsten Tage folgte die Hauptmahlzeit, — „soll stattlich tractiert worden seyn" —, abends eine „von den Prinzen, Prinzessinnen und andren kleinen Personen gespielte" Komödie, am dritten Tage

im Ballhaus eine „große Komödie“, am vierten eine Wirtschaft. Als Morgengabe schenkte der Markgraf Hals- und Armband von Perlen, „so ni fallor, ad 24 000 Gulden gekostet.“

Auch Baron Bluhm berichtete dem Herzog, daß in Raudnitz „Alles galant und wohl abgeloffen“, und ebenso versicherte der Bischof von Leitmeritz, das fürstliche Beilager habe sich „solenniter und lustig“ vollzogen. „Möge Gott die neuen Gatten mit einem baldigen Prince gnädigst erfreuen!“ —

Während der Festtage wurde von Graf Sternberg die Anordnung wiederholt, daß Fräulein von Wetrowetz ihren Dienst aufzugeben habe, was Prinzessin Franziska „mit großem condoglio aufgenommen, aber zum Gehorsam gegen Kayserliche Majestaet verwiesen worden.“ Es bot sich Gelegenheit zur Vergeltung. Als Graf Sternberg der Prinzessin andeutete, der Kaiser würde nicht ungern sehen, wenn sie sich zur Heirat mit dem Herzog von Modena entschließen könnte, „wurde solches gar kaltsinnig aufgenommen, unter der Entschuldigung, ihr Herr Vater habe zu den Italienern keine inclination getragen.“

Auch von anderen Freiern war die Rede. Der dritte Sohn des Herzogs von Hannover, Maximilian Wilhelm, General in venetianischen Diensten, dachte ernstlich an eine Verbindung mit der Lauenburgischen Prinzessin und gab auch seine Geneigtheit zu erkennen, „sich darob zur katholischen Religion zu bequemen“.

Ein andrer Bewerber erfreute sich des Beistands der Väter der Gesellschaft Jesu. Unmittelbar vor der markgräflichen Hochzeit setzte P. Clemens, Rektor des Kollegiums in Schlackenwerth, den Herzog Christian in Kenntnis, daß ein Gönner des Ordens, Prinz Christian August von Sachsen-

Zeitz, an ihn ein sonderlich Anliegen habe. Der Prinz beabsichtige, sich demnächst nach Schlackenwerth zu verfügen, um „seine auf die ältere Prinzessin wohl gefaßte eheliebende intention einigermaßen gebührend verspüren zu lassen"; er möchte sich aber vorher vergewissern, ob nicht etwa die Prinzessin schon mit einem anderen Fürsten versprochen wäre, und deshalb habe er durch seinen Geistlichen sub rosa im Kollegium zu Schlackenwerth anfragen lassen. „Es soll Alles sehr geheim geschehen, damit dem Prinzen nicht einige nachteilige controversia sonderlich ex parte electoris Saxoniae erfolge." Denn mit dem Prinzen und jenem Geistlichen habe es eine besondere Bewandtnis. Christian August sei schon seit Jahresfrist katholisch. „Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Deutschmeister, von dem dieser Prinz sehr portiert wird, hat ihm einen sonderbahren catholischen Priester, der ein canonicus und wohlgelehrter Jurist ist, zugeschickt, der den neu convertierten Prinzen sub titulo eines Juris consulti (der eben, wie anfangs gemeldet, bey mir gewesen) mitten unter seinen evangelischen ministris bedienet und zu diesem ende von Sr. Päbstlichen Heiligkeit specialia indulta empfangen hat, also daß der Printz selbst bey allen den seinigen dato her noch gantz in fide catholica unbekannt ist, dahero ihme auch unterschiedliche acatholische Princessinnen zur Ehe angeboten worden, unter denen vörderist die Princessin von Gottorp seyn soll, welches man nicht gern wolte, aus Forcht, der Printz möchte durch solche Vermählung im catholischen Glauben einigen anstoß leiden." Es sei also Pflicht jedes guten Katholiken, den Wunsch des sächsischen Prinzen zu fördern, um so mehr, da dieser auch über ein Jahreseinkommen von 30000 Gulden verfüge. Jedenfalls möge der Herzog dem Bewerber eine erträgliche Antwort geben, desgleichen auch die Brüder des Kollegiums

dem Herrn Markgrafen empfehlen, „als welchen wir ungezweifelt hoffen, daß selber unser gnädigster Fürst und Landesherr werden seyn, für dessen glückliche successen in alle zukünftige Zeiten wir eifrig beten thun."

Des Prinzen von Zeitz Werk, erwiderte Herzog Christian, habe geringe Aussicht auf glückliches Gelingen, denn die Prinzessin habe sich nun einmal in den Gedanken verrannt, daß sie, um nicht hinter ihrer Schwester zurückzustehen, nur einem regierenden Fürsten die Hand reichen dürfe. Auch würde es am kaiserlichen Hofe wohl nur mit Unlust gesehen werden, wenn ein Fürst aus einem hohen Nachbarhause im Königreich Böhmen so ansehnliche Herrschaften erwerben würde. „Es hat schon viel Sorge erregt, als ein andrer von gleichem Hause incognito bey uns war; zwar militierte wider diesen die religion mit, welches obstaculum bey ienem cessieret, hingegen aber die politischen Considerationes nicht aufhebt."

Es kann nicht wundernehmen, daß dem Großvater die Sprödigkeit seiner Enkelin beschwerlich zu fallen anfing. „Wann wird nun endlich einmal unsre Prinzessin Franziska an den Reihen kommen?" schrieb er an Rat Steinhoff, „ich vernehm von unterschiedlich regierendt und cadeten, diese will man nicht, jene als Italos recusirt man. Wer ist übrig? Ja, wenn es mit dem Churprinzen ginge! Ich nähme consentiente imperatore einen catholischen Fürsten hohen Hauses, der mir gefiele und ich ihm, machete solchen reich und lebete mit ihm friedlich, ließe meiner Schwester ihren rang ohne neid, wie auch andere thun müssen, deren Schwestern sogar Könige gehabt, ob sie schon cadetten waren unter sich, — aber wer überredet ein solches kind nach so starken impressionen?"

Während in Raudnitz als Nachspiel zur Hochzeit noch mancherlei Feste stattfanden — u. a. wurde Corneilles Komödie „Le menteur“ von den höchsten Herrschaften selbst aufgeführt —, rief die Fortsetzung des Teilungsgeschäfts immer wieder heftige Kämpfe wach. Man könne bei Franziska nur noch von Raserei sprechen, meinte Baron Bluhm, und Rat Imhof klagte, es sei kein Ende der confusiones und collisiones abzusehen, namentlich weil keine von den Schwestern auf die Herrschaft Schlackenwerth verzichten wolle. Auch die Teilung der Schmucksachen, Schatzdukaten, Silbergeschirre usw. ließ häufig wilden Hader entbrennen. „Wenn ich A sag,“ schreibt Rat Steinhoff, „so sind mir darauf lauter B zu hören, ist ein Schand und Spott mit solchem Gezänk.“ Als einmal die Herzogin von Sagan dem Argwohn Ausdruck gab, Pfalzgraf Philipp, der Vertreter der älteren Prinzessin, habe wider die Abrede ohne Beiziehung der übrigen Vertrauenspersonen eine mit Kleinodien gefüllte Kiste geöffnet, rief dieser in heller Wut, „wer ihm dises nachsage, der lüge als ein Schelm, und da es eine Weibsperson sey, so spare sie auch ihre Ehre.“ In etwas ruhigeren Gang kam das Teilungsgeschäft, seit man sich dahin geeinigt, nach dem alten deutschen Rechtssatz zu verfahren: „Der eine Teil hat zu legen, der andere zu wählen.“ Doch erst im Juni gedieh der leidige Handel zum Abschluß. Die Markgräfin wählte die von der Schwester „gelegten“, im wesentlichen die väterlichen Güter, Franziska die mütterlichen, diese erhielt also Reichsstadt, jene das vielumstrittene Schlackenwerth.

Einen merkwürdigen Plan, für Markgraf Ludwig Wilhelm aus den Mitteln seiner Gattin ein neues Fürstentum zu schaffen, brachte Graf Sternberg in Vorschlag. Am 29. März gab er dem Herzog Christian vertrauliche Nach-

richt, der Kaiser beabsichtige den an Kurbrandenburg um 300 000 Gulden verpfändeten Schwiebusischen Kreis wieder einzulösen. „Nun ist mir bekandt, wie daß die Fürstlichen Prinzessinnen an so ernannter Chur bei einhunderttausend Thaler, wie nicht weniger an Chursachsen ex mutuo ein namhafts zu fordern haben, welche beede debitores aber insonderheit bey jetzigen conjuncturen von ziemblich schwerer convention seynd; vermeinete also nicht unvortheilhaftig zu seyn, wann man sich dieser occasion prävaliren, die Chursäxische Schuld an Churbrandenburg cediren, mithin ernanten Creys insolutum an sich bringen thete, welchen mit der Zeit Ihro Majestaet aus consideration des Herrn Prince Louis meriten leichtlich zu einem Fürstenthumb erhäben kunten und man also neben dem utile auch das honestum haben wurde, welcher mein unvorgreiflicher Vorschlag von solcher importanz, daß man solchem billich in etwas genauer nachzudenken hat.“ Herzog Christian erachtete die Sache für „sehr erheblich und dankbar“, „allein noch zur Zeit, da die Sache mit Churbrandenburg in lite sowohl wegen der 150 000 Gulden Capitals als denen bereits über 50 000 Gulden angefallene Zinsen hanget, bedunket mich, daß es große difficultaeten abgeben werde, solche cession auszuwirken oder deren Übernehmung zu erhalten.“ Sternberg möge sich aber nicht abhalten lassen, ebenso im Interesse des kaiserlichen Dienstes, wie des neuvermählten Paares den Plan zu fördern und darüber unmittelbar mit Markgraf Ludwig in Verbindung zu treten. Ob diesem Ansinnen entsprechend weiter verhandelt wurde, ist aus den vorliegenden Akten nicht zu ersehen; ein Erfolg ist jedenfalls nicht erzielt worden. — · —

Man braucht nicht allem Klatsch der Herren und Damen aus der Umgebung der älteren Prinzessin unbedingt Glauben

zu schenken, allein im allgemeinen dürften diese Klagen und Anklagen doch wohl ein richtiges Bild von Charakter und Gesittung der jungen Dame gewähren, und dieses Bild ist sicherlich kein günstiges. Trotzdem gab ein Freier dem anderen, sozusagen, die Klinke in die Hand. Kaum hatten der Herzog von Modena und der hannöversche Prinz ihre Absage, trat ein von Pfalzgraf Philipp begünstigter Bewerber auf, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Trotz seines vorgerückten Lebensalters galt er, da ihm nicht bloß die Thronfolge in Wolfenbüttel zustand, sondern auch auf Zuwendung eines Herzogtums Niedersachsen einige Aussicht bestand, der Prinzessin als „stattlich standesgemäße Parthie“, worauf ihr, wie Imhof sich ungalant ausdrückt, „das maul trefflich wässerig worden.“ Es lag jedoch zu Tage, daß der Kaiser die Verbindung mit einem Lutheraner nicht genehmigen werde.

Rang und Stand waren in den Augen der Ehrgeizigen die ersten Faktoren; sie hätte sich, wie die Wetrowetz dem Hofrat Imhof versicherte, sogar für den alten Fürsten von Salm „leichtlich resolviren können, weilen nur ihr vornembstes absehen, ihrer Schwester wiederumb vorzudringen“. Dazu wollte aber Herzog Christian nicht die Hand bieten, und ebensowenig einem neuen, vom kaiserlichen Hofe begünstigten Plane einer polnischen Heirat. Baron Zierowsky in Warschau war der Vermittler eines Vorschlags, es möchte, um einen zweckmäßigen Austausch mit Grundbesitz der Braut des Prinzen Jakob von Polen, Elisabeth von Pfalz-Neuburg, zu ermöglichen, die ältere Lauenburgische Prinzessin entweder mit dem jungen Sapieha, „so leicht Fürst werden könnte“, oder mit dem Fürsten Karl Radziwil vermählt werden. Graf Sternberg unterstützte aufs wärmste das „politische polnische Dessein“. Der junge Sapieha, der

tapfere Adjutant des Herzogs von Lothringen, stehe bei dem Kaiser „in ungemein großer estime“, doch auch das Haus Radziwil sei „von unvordenklichen jahren eines der namhaftesten und considerabelsten, also daß hie oder jenerseits Ihro Majestaet ein starker armb bey der Cron Polen zuwachsen wurde.“

Allein diesmal widersetzte sich Herzog Christian entschlossen dem Vorhaben des kaiserlichen Hofes. „Die Erbherrschaften der Princessin in Böhmen unter so allergütigsten Kayserlichen und Königlichen Häubtern, unter so wohl observirten legibus und statuten der Cron, in so herrlicher und ordentlicher oeconomie, unter so mächtigem Schutz, nechst an hohen teutschen Potentaten gränzend, mit aller Notturft und gehorsamben Unterthanen versehen, durchgehends auch Catholischen, endlich auch unverschuldet und unverkümmert“, gegen unsicheres Gut inmitten einer zügellosen, barbarischen Nation auszutauschen, dazu könne er seinem Enkelkind nun und nimmermehr raten. „Seind die manieren und sitten der Nation nicht jeder Teutschen Fürstin anständig und exempla vorhanden, wie auch die Königlich Teutsche Princessinnen nicht zum besten und höflichsten tractirt worden, welches auch ein motivum mag gewesen seyn, warumben die lezte Fürst Radziwilische Wittib, ein gebohrne Princessin von Anhalt, lieber sich hat abfinden lassen undt nach Ihrem Vatterland kheren, als in Pohln subsistiren.“ Um aller erdenklichen Gefahren und Beschwerlichkeiten willen eine gesicherte, ruhige Existenz im Vaterland aufzugeben, dazu werde wohl keine deutsche Dame Appetit haben, und er könne sich auch nicht einmal träumen lassen, daß der Kaiser als oberster Vormund einer Waise und deutschen Prinzessin so üblen Tausch zumuten werde. —

Günstigere Aussichten schienen sich für denjenigen Be-

werber, der allein unser Interesse wachzurufen vermag, für Prinz Eugen von Savoyen, zu eröffnen.

Das markgräfliche Paar lebte in glücklichster Ehe. Herzliche Briefe des jungen Gatten an den Großvater seiner Frau geben davon Zeugnis. Um so näher lag der Wunsch, auch den besten Freund in die Familie zu bringen, eine Heirat zwischen seiner Schwägerin und Vetter Eugen zu vermitteln. Als es dem Markgrafen endlich möglich wurde, das kaiserliche Hoflager zu verlassen und seine Gattin in Böhmen zu besuchen, lud er den Prinzen von Savoyen zur Begleitung ein. Schade, daß keine Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen des Prinzen aus jenen Tagen auf uns gekommen, daß wir auf die dürftigen Angaben der Sulzbachischen Korrespondenz angewiesen sind! „Heute kommt der neue Eheherr", schreibt Pfalzgraf Philipp am 15. April aus Raudnitz an den Bruder, „mit der ganzen übrigen Gesellschaft wieder anhero von Lobositz; der Prince de Savoye kommbt mit, um zu sehen und sich sehen zu lassen!" Imhof schreibt: „Der Printz von Savoye befindt sich auch mit zu Lobositz und wird heute mit hereinkommen. Man laboriert stark vor ihn, es scheint aber noch nicht, daß man großen Lust zu ihm habe." Einige Tage später: „Der Printz von Savoye ist nun hier und wartet der Prinzessin Franciska auf; man verspüret aber eben kein sonderlich empressement dabey und auf der andern Seiten ebenso wenig inclination." Herzog Christian verhielt sich gegen den neuen Freier kühl, wenn auch nicht ablehnend. „Bei Hofe", schreibt er an Pfalzgraf Philipp, „wird der Prince von Savoye vor unfehlbar geschätzet, wie mein Correspondent von dannen mir gestern zu verstehen geben; weiln nun Seine Person in Raudnitz gegenwärtig, wird sich zeigen, was Cupido bey der Prinzessin Franciska für gewalt will

üben; eines wird sie vielleicht stoßen, daß er kein land noch leut und ein cadet." Auch dem Hofrat Cramer teilte der Herzog mit, sein Korrespondent Persius habe versichert, am kaiserlichen Hofe sehe man die Heirat der Prinzessin mit dem Prinzen von Savoyen als fait accompli an; er fügte jedoch hinzu: „An mich ist hievon noch nichts gelanget."

Die Brautfahrt fand denn auch nicht den gewünschten Abschluß. Sei es, daß der anspruchsvollen Dame die äußere Erscheinung des Freiers nicht stattlich genug war, sei es, daß sie an dem „cadet" Anstoß nahm, sie zeigte sich — man fühlt sich versucht: gottlob! zu rufen — so wenig entgegenkommend, daß auch der Prinz nicht für geraten hielt, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen. Er verabschiedete sich in Raudnitz und ging nach Wien, um von dort ins Feld zu ziehen; ein paar Tage später folgte ihm der Markgraf nach. „Mit des Prince de Savoye Mariage scheint es suspendiert", schrieb Pfalzgraf Philipp, „so hat auch er in terminis sich gehalten, daß es ohne prostitution auf allen Seiten hergegangen."

Die Bewerbung wurde jedoch nicht gänzlich aufgegeben, ja, Eugen stellte sogar sein Wiederkommen nach Beendigung des Feldzuges in Aussicht. Inzwischen sollten ihm seine Freunde den Boden ebnen. Herr von Bonsé, der mit dem Prinzen nach Raudnitz gekommen war, machte nach dessen Abreise einen neuen Versuch, den Vertrauensmann des Herzogs von Sulzbach zu gewinnen. „Er redete viel mit mir", schrieb Imhof seinem Herrn, „von selbigem Prinzen, welchergestalt das Haus Savoyen ihn gern in Kayserlichen Landen establiert sehen möchte, man solches auch bey Hofe verlange ꝛc. Man offeriere sich, der Prinzessin 12000 Gulden Wittumb zu machen; auch habe er jährlich ohne seine Charges über 10000 Thaler Appanage, sey Ritter

des guldenen Vließes, welches er auch trägt, und Grand d'Espagne, und ersuchte mich, ich möchte in Seinem faveur Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht schreiben und dero großvätterliche einwilligung demselben conciliiren helfen. Ich antwortete ihm, daß ich versichert wäre, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht in diesem Stück die Wahl der gnädigsten Prinzessin lediglich überließen und daß, wenn ersagter Prinz derselben affection zu acquiriren vermöchte, Ew. Hochf. Durchlaucht Ihrerseits sich gewiß nicht wurden entgegenseyn lassen, allein es mit solchem Eifer zu poussieren, wie bey des Herrn Markgrafen Durchlaucht Heurath geschehen, ließe sich nicht wohl thun, dann die argumenta, so man vorzubringen hette, wären dermahl so stringentia nicht, wie dazumahln. Es scheinet sonst ein gar feiner und modester Herr zu seyn, der der Gestalt nach große aumahnung an Mr. Perkentin, des Herrn Herzogs Philipp Cavalier, giebt."

Auch Markgraf Ludwig empfahl bei Imhof seinen Schützling. Da nun doch einmal ein regierender Herr nicht auf das Tapis komme, verdiene der Prinz von Savoyen vor allen andern den Vorzug. Gegen den Radziwil müsse er, der Markgraf, sich aufs bestimmteste verwahren; „es seye ihm ganz ungelegen, daß er durch diese Heurath so viel Hussarn zu Schwägern bekommen solte." Auch könne er im Vertrauen eröffnen, daß „man zu Wien mit wunderlichen gedanken schwanger gehe", daß man nämlich mit der polnischen Heirat nichts andres bezwecke, als einen Austausch der böhmischen Herrschaften gegen die der Gemahlin des Prinzen Karl zustehenden Radziwilschen Güter. Prinz August von Hannover sei wohl ein wackerer Herr und ihm ein lieber Freund, „allein seine bißherige unglück und die persecutiones hätten den guten Herrn also abbattiret und

melancholisch gemacht, daß zu fürchten, es dörfte derselbe mit der zeit gar in ein delirium gerathen." Prinz Maximilian von Hannover und der Prinz von Darmstadt könnten unmöglich neben seinem Vetter in Wettbewerb treten, da dieser in jeder Hinsicht den Vorrang einnehme. Er stamme aus einem Hause, „das sich als königlich gerire", das auch tatsächlich vom kaiserlichen Hof „mit der Qualität Altesse Royale tractieret und mit absendung formaler Ambassadeurs beehret" werde. Seine Großmütter seien von königlichem Geblüt, französische und spanische Prinzessinnen; er selbst, wirklicher Grande von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, stehe vor der Beförderung zum General der Kavallerie und werde noch höhere Stellen erreichen. Er beziehe nicht bloß seine Besoldung, „die er gar wohl zu menagieren weiß", sondern auch von Savoyen eine Apanage von 10 000 Talern; überdies wolle dieses Haus, falls der Prinz eine vorteilhafte Ehe in Deutschland schließen könnte, der Braut ein Wittum im Wert einer Jahresrente von 12 000 Gulden anweisen und zu diesem Zweck ein ausreichendes Kapital im Königreich Böhmen anlegen. Alle diese empfehlenden Gründe möge Imhof dem Herzog von Sulzbach darlegen, „annebenst aber auch versichern, daß bis dato außer der bloßen visite das geringste nicht geschehen." „Wegen des Kayserlichen Hofes approbation hätte man kein zweifel zu fassen, denn es wurde daselbst nunmehro die Recommendation von dem Prince royal (Herzog Victor Amadeus von Savoyen) albereit angelangt seyn, und machte man zu Hof theils wegen habender obligation als anderer vues wegen auf das Haus Savoyen allzu viel regards, als daß man es in einer solchen Sach rebuttiren solte."

Mit dieser Versicherung stimmte eine Mitteilung des Grafen Sternberg überein: „Es scheinet, daß der Prince

de Savoye allbereit ein guten ingressum gemacht habe, der elteren Prinzessin Franciska seine Intention zu eröffnen, und glaube ich wohl, daß anjetzo zu Wien das Werk annoch in bessere Terminos gesetzt werden dörffte." Ja, sogar von der einflußreichsten Seite wurde eine Entscheidung zugunsten Eugens erwartet und begünstigt. Als Imhof bei der Wetrowetz vertraulich anfragte, wie sich wohl Prinzessin Franziska verhalten werde, fiel die Antwort „nicht untröstlich" aus. „Die Person des Prinzen de Savoye mißfalle der Prinzessin nicht, auch lasse sie endlich die gedanken, eine regierende Fürstin zu werden, fahren, und habe allein noch dieses in Kopf, daß ihr Herr Vatter ihr allzeit die Franzosen und Italiener mißrathen habe, allein würde sich wohl endlich eine persuasion finden, ihr auch dieses aus dem sinn zu reden." „Ich merke aus allem so viel," fügt Imhof hinzu, „daß die Comtesse schon gewonnen und bey der Prinzessin der eheste der beste sey." „Die Badensche Faction", schrieb Pfalzgraf Philipp an den Bruder, „poussiert die Prinzessin Franziska en faveur des Prince de Savoye; ob sie ein festen anker bereits außgeworffen, muß ich heute expisciren, wann ich die Prinzessin und die Comtesse allein hab."

Schon aus dieser Äußerung läßt sich erkennen, daß Pfalzgraf Philipp, der bei dem Teilungsgeschäft den Vorteil seiner Muhme so eifrig gewahrt hatte und deshalb in großem Ansehen stand, ein Gegner der savoyischen Heirat war. Imhofs Mitteilungen lassen ersehen, daß der Pfalzgraf damals die Bewerbung des Prinzen von Braunschweig begünstigte. Auf die Prinzessin suchte er hauptsächlich dadurch einzuwirken, daß er die Übertragung des Herzogtums Sachsen-Lauenburg an den Braunschweiger als wahrscheinlich darstellte und ihr damit die Aussicht eröffnete, eine

regierende Fürstin, noch dazu im Lande ihrer Väter, zu werden.

Auch der Großvater stand dem „dubiosen project der badenschen Faktion“ nicht sonderlich wohlwollend gegenüber. „Was des Prinzen Louys Liebden Euch wegen des Savoye proponiert hatten“, schrieb Herzog Christian an Imhof, „und Ihr darüber mir ferner von der Prinzessin Franciska und der Comtesse Gedanken notificiert, das ist eine Sache magni ponderis und gar schwer darinnen zu rathen, weil nit wissendt, wie das teutsche mit den welschen gemütern sich vertrage. Florenz und Parma können unß darinnen Licht geben, von welchen, bevorab der letzteren, ich noch keine nachricht, noch zur zeit, weil es alles noch frisch, haben können. Nach meinem Sinn wehlete ich das angebohrne geblüth, aber das Haus, die Person, die Hoffnung mehreren avancements des fürgeschlagenen ist auch keineswegs verwerflich, wann die inclination zu einem cadet und die affection zu dem glimmet. Von kayserlicher Majestaet hab ich deßhalb noch nichts, noch auch anderweite information von des Prince von Savoye Vermögen, Thun und Lassen, als was Ihr ex ore Prinz Louys empfangen. So gehört auch eine große Baarschaft dazu, wann man will in Böhmen einen widdumb von 12 000 Gulden ertrags erkaufen, und ist wohl nöthig, daß man hierinnen sicher gehe. Ihr könnt Euch damit bei Prinz Louys entschuldigen, daß ich noch keine resolution von mir gegeben.“ Imhof teilte die Besorgnis seines Herrn nicht. „Was des Prince de Savoye Angelegenheit betrifft, werde ich Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigstem Befehlch unterthänigst nachkommen und die Antwort in suspenso halten. Differentia sanguinis möchte zwar nach meinem wenigen ermessen so viel nicht zu attendiren seyn, weilen die Princessin nicht in Italien,

sondern der Prinz in Teutschland sich zu naturalisieren obligiert ist und von dem Ihrigen vornehmlich subsistirend Sie auch wird caressiren müssen. Allein ist nicht ohne, daß ein Teutscher Fürst nicht allein anständiger, sondern auch angenehmer sein werde."

Doch auch Imhof hatte bald über die „Importunitäten der Savoyischen Parthei" zu klagen und wußte einen neuen Beweggrund gegen die Verbindung geltend zu machen. „Dem Prinzen von Savoyen steht meines erachtens vornehmblich im wege, daß seine Mutter eine Mancini, nièce vom Cardinal Mazarin, ist und also seinen künftigen kindern das beneficium, auf teutsche Stifter zu gelangen, benommen bleibet, welches doch der fürstlichen Cadetten catholischer Religion vornehmstes asylum ist." Vielleicht wäre die Verbindung trotz alledem zustande gekommen, wenn sich nicht unerwartet der Widerstand eines Mächtigeren erhoben hätte: am kaiserlichen Hofe wurde der Prinz von Savoyen plötzlich aus unbekannten Gründen fallen gelassen. Am 13. Mai schrieb Graf Sternberg an Herzog Christian: „Ihro Kayserliche Majestaet schreiben mir widerumb und verlangeten auf ein neues, daß die Princessin Francisca disponirt werden möchte, vor den jungen Fürsten von Salm sich zu erklären." Noch deutlicher spricht er sich am 17. Mai aus: „Seine Majestaet sehen gar gerne, daß der Prince de Savoye in seiner Intention wegen der Princessin Francisca nicht reussiren werde, und wollen lieber, daß einem Einheimischen, an den Sie sich jedesmahls halten können, als einem Ausländer dies Glück zu theil werde."

Wir wissen nicht, ob Prinz Eugen von der Gegnerschaft des Kaisers Kenntnis hatte; jedenfalls wurde die Bewerbung von ihm gar nicht mehr, von seinen Freunden nur noch lässig betrieben. „Die badische Faktion", schreibt

Imhof, „und Herr von Bonsé, die des Prince von Savoye negotium bisher getrieben, geben allsehends die Partie schon so vil als verloren . . . .“ „Auch Prinz Louys Durchlaucht gedenken von Savoye selbst nichts mehr, absque dubio, weil Sie des Kayserlichen Hofes displizenz wissen.“

Den Prinzen Maximilian von Hannover und Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach erging es nicht besser. Der erstere, „ein Herr von sehr guter Miene und der auch genugsamb Verstand weiset“, schien, als er sich persönlich in Lobositz vorstellte, bei der Prinzessin „ziemblichen Eingang“ gewonnen zu haben, aber bald erscholl wieder das Starenlied vom „cadet, der nicht ein selbständiger Regent zu werden Aussicht habe.“ Dem sächsischen Prinzen, einem „schönen und wackeren Herrn“, wurde von vornherein „alles Glück abgeschlagen“, obwohl ihm nicht alle Aussicht, regierender Fürst zu werden, versagt war, da sein Bruder „weder auf Kinder, noch auf langes Leben zu hoffen.“

Die ablehnende Haltung der Prinzessin war dadurch hervorgerufen, daß es den Anschein gewonnen hatte, als ob das portugiesische Heiratsprojekt des Kurprinzen von der Pfalz scheitern und auch am toskanischen Hofe der Dauphin dem Pfälzer den Vorrang abgewinnen werde; dann werde doch wohl, so hoffte die Prinzessin, die Wahl auf sie fallen. „On revient toujours à ses premières amours.“

An dieser Hoffnung hielt sie auch noch fest, als Kurfürst Philipp Wilhelm von der Pfalz für seinen achten Sohn Philipp Wilhelm durch Vermittlung des Obristhofmeisters Grafen Würben um die Hand der Prinzessin Franziska nachsuchte. Kaiser Leopold, den der Kurfürst persönlich um seine Unterstützung ersucht hatte, ließ durch Sternberg erklären, daß er zu einer Verbindung mit einem

„teutschen, würdigen Fürsten wie Philipp Wilhelm" nur Glück wünschen könne. Fürst Salm gab eine förmliche Erklärung ab, daß sein Sohn mit einem Mitglied des pfälzischen Hauses nicht in Wettbewerb treten könne und wolle. Trotzdem verhielt sich Franziska ablehnend; sie habe bei sich beschlossen, erwiderte sie auf des Pfalzgrafen Philipp Anfrage, „in so lange des Churprinzens Vermählung nicht gänzlich richtig, sich gegen niemand positive zu erklären; nur wenn mit disem keine Parthie zu machen und man sich mit einem Cadeten contentiren müßte, würde ihr ein churpfälzischer Prinz vor allen andern gefallen; es möchte also auf des von Würben Schreiben nur in terminis generalibus geschrieben werden." Dem Kaiser dankte sie kurz für seine Bereitwilligkeit, „sie in Dero Kayserliche Familiam mit aufzunehmen", ohne auf die Person des Bräutigams näher einzugehen.

Auch Herzog Christian war der Meinung, eigentlich habe der Kurprinz auf Franziska sein Auge geworfen, „der Herr Bruder werde nur ad interim zum praetext und sondirend fürgestellt, bis es mit Portugal ein ganzes oder nichts." „Solte es aber auch", schreibt er an Bruder Philipp, „auf Prinz Philipps Wahl eventualiter angesehen seyn, so ist doch auch diese partie nit zu verwerffen, wie wohl er kein regierender dermahlen, doch es werden kann."

Wenn sich bisher Franziska darin gefallen hatte, die Entscheidung immer hinauszuschieben und die Freier „en haleine zu halten", so begann jetzt für das Prinzeßchen eine Periode des Hangens und Bangens, wobei namentlich der Kurprinz von der Pfalz eine nach unseren Begriffen eigentümliche Rolle spielte.

Vermutlich auf Bitten der Prinzessin machte Pfalzgraf Philipp den Kurprinzen darauf aufmerksam, daß er in

Schlackenwerth auf freundliches Entgegenkommen zählen könnte. Darauf erwiderte Johann Wilhelm (24. Juni), er schätze sich glücklich, „daß diese Prinzessin auf mich unbekannten einige reflexion mache", allein er wisse noch nicht, ob seine am portugiesischen Hofe angebrachte Werbung Erfolg haben werde oder nicht; jeden Augenblick erwarte er Nachricht vom Deutschmeister, nach ihrem Eintreffen werde er sofort seine weiteren Beschlüsse mitteilen. „Bitte unterdeß bis daran mit der Sache etwas zu suspendiren und in integro zu halten. J'espère qu'Elle sera ou pour moy ou pour mon frère."

„Die Freude, so diese erklärung an dem interessierten hohen ort erwecket", berichtet Imhof an Herzog Christian, „ist über die maßen groß, und wartet man nunmehr von post zu post nähere eröffnung, hingegen wann es an dieser Churprinzlichen Seite fehlen solte, so spüre ich die inclination vor Prinz Philipp Wilhelm ebenso groß noch nicht, und glaube, daß diejenige, so die anderen Partien faviren, absonderlich die puissante Persohn, welche bey dem Fortgang der Heurath mit Savoyen oder Hannover viel, bey dieser aber nichts zu gewarten hat, das Ihrige treulich beytragen, umb die Prinzessin irr zu machen."

Als Kaiser Leopold seine Befriedigung aussprach, daß Franziska „sich völlig in seine Arme werfen und seiner Disposition ergeben" wolle, und demgemäß auf rasche Entscheidung drang, weihte Imhof den Oberhofmeister Grafen Würben in das Geheimnis ein; der Kaiser möge wenigstens warten, bis am portugiesischen Hofe die Entscheidung gefallen wäre. Darauf kam aber aus der Kaiserburg in Prag ein kalter Wasserstrahl. Es müsse ein für allemal gesagt sein, erwiderte Graf Würben, daß „sowohl des Kaisers als des Kurfürsten intention gar nicht dahin gehe, daß diese

Prinzessin den Kurprinzen heiraten soll"; man möge ihr also diesen Gedanken ausreden und ihren Sinn auf den Bruder wenden. „Ja, ja, man sieht halt bey Hof keinen Churfürsten gern in Böhmen," schreibt Herzog Christian, „am End ist doch das Haus, die Kayserliche Schwägerschaft und hoffentlich die Person des Philipp nicht zu verwerfen." König Karl von Spanien, der wenige Wochen vorher mit der pfälzischen Prinzessin Maria Anna Hochzeit gefeiert hatte, ließ in Prag erklären, er würde eine Verbindung des Kurprinzen mit der Lauenburgischen Prinzessin nicht gern sehen, dagegen seinem jüngeren Schwager Philipp die gute Versorgung wohl gönnen. Ebenso sprach sich Kurfürst Philipp Wilhelm dahin aus, „der Churprinz habe schon genug, der jüngste müsse auch versorgt sein". Die Kaiserin Eleonore forderte die Fürstin Lobkowitz auf, der preziösen Prinzessin „den Kopf zu waschen" und sie zur Heirat mit dem jüngeren Prinzen umzustimmen; dadurch werde der Besitz der Prinzessin besser zusammengehalten, als „bei den übermäßigen Spesen eines größeren Herrn."

Endlich fiel das entscheidende Wort vom Kurprinzen selbst. Er sei zwar sehr obligiert, schrieb er (29. Juni) an Pfalzgraf Philipp, daß „der Prinzessin Gemüth so lang vor ihn ausgehalten", aber er sei „schon anderweitig engagiert, ist also bey mir nicht mehr res integra." Zugleich teilte Mr. Marci, der Hofmeister des Prinzen Philipp Wilhelm, der alten Markgräfin von Lobositz die pikante Nachricht mit, daß „der Churprinz sich in die Prinzessin von Baireuth verliebt und also eine bloße amourette-heurath thun werde, welches bey vielen, wenn es publik wird, groß nachdenken verursachen wird."

Ob der Kurprinz damals wirklich solche Absicht hegte, — ein Jahr später vermählte er sich mit einer Tochter des

Großherzogs von Toskana — wissen wir nicht; vielleicht sollte auch diese Nachricht nur dazu beitragen, die Prinzessin gefügiger zu machen. Sie nahm denn auch Imhofs Eröffnung, wie dieser dem Herzog meldet, „mit aller generositaet auf, resignierte sich dem göttlichen willen und bleibt nun beständig darbey, die Parthie des Philipp Wilhelms anzunehmen, weilen von Gott der Churprinz nicht beschert gewesen". „Ich kann Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht versichern, daß in allem disem Sie so viel prudenz, großmüthigkeit und gute conduite gezeigt, als vielleicht manch große und in der welt hochberühmbte dame nicht würde gethan haben, also daß ich selbsten darüber mich höchlich verwundern müssen." Franziska selbst schrieb an den Großvater, sie habe sich nun „der göttlichen Providenz gänzlich resigniert und entschlossen, mit christlicher Gelassenheit und beruhigtem gemüthe anzunehmen, was dessen heilicher wille mir zutheilt. In diesem Vertrauen embrassiere ich die vorgeschlagene Parthie mit des Herrn Pfalzgrafen Philipp Wilhelms Liebden nach Eurer Gnad und in kindlicher submission ganz willig." Ihre Gelassenheit fand aber ein Ende, als ihr angesonnen wurde, die Verwaltung ihres Vermögens dem künftigen Gatten zu überlassen. Sie weigerte sich dessen ganz entschieden, und als ihr vorgestellt wurde, daß ihre Schwester sich das nämliche Zugeständnis habe gefallen lassen müssen, erwiderte sie „spitz und scharf", die beiden Fälle könnten nicht miteinander verglichen werden. Ihre Schwester habe den zum Gatten bekommen, den sie selbst gewollt habe; da sei es auch ein leichtes gewesen, sie zu allem möglichen zu persuadieren; man brauchte ja nur zu drohen, daß sich sonst die Heirat zerschlagen werde. Sie selbst aber nehme einen Mann zum Gatten, den sie gar nicht kenne, — da dürfe man doch nicht „tendresse oder

confidence oder dergleichen" verlangen. Sie habe nur endlich dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, wisse aber noch nicht, ob nicht jene bösen Mäuler recht gehabt hätten, die sich dahin vernehmen ließen, „sie hätte unter allen ihren Freyern, die sich angemeldet, keine schlimmere Parthie als diese erkiesen können". Um so fester werde sie jetzt auf ihrem Willen bestehen, zumal sie die üblen Folgen der Nachgiebigkeit ihrer Schwester vor Augen habe, „daß nemblich des Herrn Markgrafen Leuthe alles pro libitu und mit höchster unordnung thun, ohne sie im geringsten zu fragen oder befehl anzunehmen; item, daß des Herrn Markgrafen Durchlaucht sich publice erklärt, daß Sie zwar vom Capital selbsten nichts zu consumieren, danebens aber auch von den revenues nichts zu sparen gedächte". Wenn nun doch einmal die jüngere Schwester „in unterschiedlichen stücken vor ihr, der elteren, avantages" habe, so wolle sie wenigstens, solange sie lebe, Patronin ihrer Habe bleiben.

Dies alles wurde „mit so viel energia und présence d'esprit" vorgetragen, daß Imhof davon „gänzlich commoviert" war und sowohl den Herzog, als die Vertreter der kurfürstlichen Familie bewog, dem Willen der Braut sich zu fügen.

Am 23. Juli kam Prinz Philipp Wilhelm nach Sulzbach, um dem Großvater seiner Braut die erste Visite abzustatten. Nach Tisch zeigte ihm der Herzog das Porträt Franziskas; es wurde, wie Christian seinem Bruder schreibt, „nur indifferement" angesehen, doch beeilte sich der Hofmeister Mr. Marci abends zu berichten, der Prinz habe das Bild „sehr angenehm" gefunden. „Der Prinz", schreibt Christian an Imhof, „zeigt nach seinem alter so 22 jahr, guten conspect, ist nit heßlich, fröhlich, doch moderate, . . . ohne hoffart, gibt keinen trinker noch begierigen spieler,

geschweige einen flucher, — also hab ich ihn bißhero verspühret, hoffe, er gefalle meiner Franziska."

Inwieweit diese Hoffnung erfüllt wurde, entzieht sich unsrer Kenntnis; die Prinzessin widersetzte sich wenigstens nicht der Verlobung, noch im August sollte die Hochzeit stattfinden. Die Erkrankung und dann das Ableben des Vaters des Bräutigams, des Kurfürsten von der Pfalz, machten jedoch einen Aufschub notwendig. Erst am 29. Oktober 1690 wurde auf Schloß Raudnitz der Ehevertrag abgeschlossen; darauf folgte die Trauung. „Von fremden Gästen", schrieb der Herzog von Sagan, „ist ganz niemand darzu geladen, außer ex parte der Prinzessin die Fräulein Miedl Werschowizin, so mit ihrer Schönheit das beylager ziehren wird. Die gute Prinzessin ist wieder ganz inwerschowizirt und geschieht nichts ohne ihr anordnung, und kommen also wohl oft ungereumte sachen hervor." Auf die schmucklose Hochzeit fiel jedoch heller Glanz durch das Eintreffen der Nachricht von dem glorreichen Sieg, den Markgraf Ludwig über Tököly an der Moldau davongetragen hatte.

Weniger glücklich auch im Felde war Prinz Eugen. Ihm war im Feldzug von 1690 die Aufgabe zugefallen, dem Herzog von Savoyen ein kaiserliches Hilfskorps zuzuführen. Während die Truppen noch durch Graubünden zogen, eilte Eugen voraus, um seinem von Catinat schwerbedrängten Vetter wenigstens den eigenen Degen zur Verfügung zu stellen. Trotz der Abmahnung Eugens ließ sich Viktor Amadeus bei Staffarda auf ein Treffen ein, wurde aber aufs Haupt geschlagen. Nur den geschickten Operationen Prinz Eugens hatte der Herzog die Möglichkeit eines geordneten Rückzugs zu danken, und so diente auch die unglückliche Katastrophe zur Erhöhung des Kriegsruhms des „edlen Ritters".

Über den weiteren Lebenslauf der Gattin des Prinzen Philipp Wilhelm besitzen wir nur dürftige Nachrichten. Die Ehe war von kurzer Dauer; der Prinz starb schon am 5. April 1693. Am 2. Juli vermählte sich die Witwe mit Gian Gaston von Medici. 1723 folgte dieser seinem Vater Cosimo als Großherzog von Toskana, so daß noch der heiße Wunsch seiner Gattin, regierende Fürstin zu werden, in Erfüllung ging. Elisabeth Charlotte von Orleans entwirft ein wenig freundliches Bild von der Lebensgefährtin des letzten Medizäers. „Printz Gaston", schreibt sie an die Raugräfin Luise, „hat verstandt, verzehlt seiner gemahlin leben gar possirlich. Er sagt, seine gemahlin trage einen silbernen gürttel, woran gar viel schlüssel hencken undt auch die küchen- undt kellerschlüssel undt speycher(schlüssel), wie eine beschlißerin, daß ist gar nicht fürstlich; der Hertzog von Saxen-Lauenburg muß einen liederlichen hoff gehalten haben, jedoch, so sagt man, daß die margraffin von Baden wohl erzogen sein solle." Auf einer uns erhaltenen Medaille zeigt das Bildnis Franziskas nicht unschöne, energische Züge. „Hat Haar auf die Zähn," schreibt Imhof nach dem unliebsamen Abenteuer seines Kollegen Steinhoff, „ist nicht gut Kirschen mit ihr zu essen."

Eine Episode aus dem Leben der Grande Mademoiselle.

Zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten des siècle Louis XIV zählt Anne Marie, Herzogin von Montpensier, bekannter unter dem Namen la grande mademoiselle, oder richtiger gesagt, sie ist eine charakteristische Vertreterin des Interregnums zwischen Ludwig XIII. und Ludwig XIV., der Zeit des Bürgerkriegs der Fronde, in dessen Feldschlachten und Straßenkämpfen sie ja selbst eine Hauptrolle gespielt hat. Im Versailles Ludwigs XIV. finden wir nur noch den Schatten der grande mademoiselle. Während sie, das Urbild der Précieuse, in jungen Jahren nur für das Ungewöhnliche, Auffallende, Hochfliegende Interesse zeigt, bald Kaiserin oder Königin werden, bald ins Kloster gehen will, ganz ihren bizarren Launen sich hingebend, ganz unterworfen dem Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, von den Zeitgenossen ob ihres Selbständigkeitsdranges, ihres Mutes, ihres Witzes bewundert, erscheint sie nach ihrer Rückkehr aus der Verbannung als ein fremder, wunderlicher Gast in Versailles, wo inzwischen ganz andere Götter eingezogen waren. Als sie vollends in sehr vorgerücktem Lebensalter nochmals ihr Herz entdeckte und, wie sie selbst spottet, „die

Enkelin eines Heinrichs IV., die Muhme eines Ludwigs XIV.", einen sehr jungen, unbedeutenden Gardehauptmann, Herrn von Lauzun, heiratete, war ihre Rolle in der großen Welt ausgespielt. Sie hatte fortan nur noch mit Höflingen zu kämpfen, die ihre Vorrechte einer Prinzessin von königlichem Geblüt nicht mehr gelten lassen wollten, und sie fand den einzigen Trost in Abfassung von boshaften Schlüsselromanen und ruhmredigen Denkwürdigkeiten. Die Feder dient ihr als Degen, um an den Widersachern Vergeltung zu üben. Da sich die Gegenwart ihr gleichgültig und geringschätzig gegenüberstellt, will sie wenigstens der Nachwelt für ihre wirklichen und angeblichen Heldentaten Teilnahme einflößen.

Mit breiter Ausführlichkeit und erstaunlicher Rücksichtslosigkeit erzählt sie in ihren Memoiren von den zahlreichen Werbungen, die sie abzuweisen die Freude hatte. Sie dachte in jüngeren Jahren sehr gering von Neigungsheiraten. Rang, Reichtum, Ruhm der Freier waren die Faktoren, die in ihren Augen einzig und allein Geltung hatten. Immer wieder betont sie, wie töricht es sei, auf die flüchtigste aller menschlichen Leidenschaften, die Liebe, eine Ehe zu gründen; niemals dürfe man die Größe und die Interessen des Hauses und die eigene Stellung vergessen. Als Neunzehnjährige setzte sie sich in den Kopf, den eben verwitweten Kaiser Ferdinand III. zu heiraten, und da die Königin Anna, wie sie offen äußerte, um die Prinzessin Wirbelwind vom Hofe zu entfernen, den Plan begünstigte, wurde darüber eine Zeitlang ernstlich, jedoch vergeblich in Wien verhandelt. Den jungen König hatte sie ja schon in frühester Jugend als joujou so zärtlich behandelt, daß Richelieu die zeitweilige Entfernung der Prinzessin vom Hofe für nötig fand. Als die Familie Orleans während des Krieges der zweiten Fronde, der „Fronde der Prinzen",

sich an Condé anschloß, scheint Mazarin eine Zeitlang wirklich zum Zweck der Aussöhnung der beiden Linien des Königshauses eine Verlobung des jungen Königs mit der Tochter Gastons von Orleans beabsichtigt zu haben, doch der Plan scheiterte am Widerstand der Königin Anna. Anne Marie selbst würde damals eine andere Verbindung vorgezogen haben. Im Prinzen von Condé, der von den Zeitgenossen mit Cäsar und Alexander verglichen wurde und in der Tat in der Reihe der großen Feldherren zwischen Gustav Adolph und Friedrich II. eine bedeutsame Stellung einnimmt, im Sieger von Rocroy und Allersheim, sah sie jene Eigenschaften verkörpert, die sie in den schwärmerisch verehrten Ritterromanen kennen gelernt hatte. Im Straßenkampf in der Vorstadt St. Antoine und in Orleans hatte sie ihm Leben und Freiheit gerettet; dafür scheint er ihr nicht bloß Dankbarkeit, sondern eine gewisse Neigung entgegengebracht zu haben. Der von beiden gewünschten Verbindung stand jedoch ein Hindernis entgegen: Condé war schon verheiratet. Freilich schien der kränklichen Prinzessin Condé kein langes Leben beschieden zu sein. Vielleicht bot sich einmal eine glückliche Wendung, aber auch nur vielleicht, man mußte warten. — — — Inzwischen tauchten zahlreiche andre Freier auf. Der Kriegsruhm der Prinzessin wird sie wohl weniger angelockt haben, als das ungeheure Vermögen, das nach dem Tode ihrer Mutter, der Erbin des Hauses Montpensier, auf sie übergegangen war. Der Prinz von Wales meldete sich an, der Graf von Soissons, der Kardinalinfant von Spanien, — keiner war nach ihrem Sinn. Da kam eines Tages, so erzählt sie in den Memoiren, ein deutscher Jesuitenpater, der ihr schon ein halbes Jahr überall hin nachgereist war, nach Schloß St. Fargeau, um ihr ein neues Eheprojekt vorzuschlagen; einen Prinzen

von Neuburg gelüstete es, sich einen Korb zu holen. Herzog Gaston von Orleans riet seiner Tochter dringend, diesen Antrag anzunehmen. „Entweder“, erwiderte sie, „muß ich glauben, Monseigneur, daß Sie sich über mich lustig machen wollen, oder Sie haben, seitdem Sie nicht mehr bei Hofe verkehren dürfen, vergessen, wer Sie sind! Wie kann man mir zumuten, einen kleinen deutschen Fürsten zu heiraten!“ Als der Vater einwendete, daß diese kleinen deutschen Fürsten von jeher sich Gattinnen aus kaiserlichen und königlichen Häusern geholt hätten, antwortete sie: „Andere mögen heiraten, wen sie wollen; ich aber werde niemals eine solche Mißheirat eingehen!“ Der Jesuit hatte aber nicht bloß den Vater und die Mutter für sein Vorhaben gewonnen. Auch die Vertraute der Prinzessin, die Gräfin von Fiesque, war eine Bundesgenossin des Herzogs von Neuburg. „Sie mögen sagen, was Sie wollen, der Herzog ist eine gute Partie; er ist ein Prinz aus dem alten Hause Bayern, ist erst dreißig Jahre alt, ein Mann von respektabler Erscheinung, nicht ohne Geist und Verdienst, seine Staaten sind höchst ansehnlich, seine Hauptstadt Düsseldorf ist sehr hübsch gelegen und von Frankreich nicht allzuweit entfernt. Er ist ein Fürst, der es noch weit bringen, der vielleicht eines Tages Kaiser werden kann. Überlegen Sie recht ernstlich: Ihre Entzweiung mit dem Hofe wird in Frankreich jeden Freier von Ihnen fernhalten! Wenn Sie nun auch wieder den Herzog von Neuburg ausschlagen, wird alle Welt sagen: Sie ist heimlich mit dem Condé verlobt! Ihr Herr Vater selbst hat diese Besorgnis ausgesprochen!“ Doch alle Vorstellungen der Freundin blieben erfolglos. „Ich bin eine Tochter des königlichen Hauses, für meinesgleichen ist der Herzog von Neuburg keine passende Partie. Ich nehme ihn unter gar keinen

Umständen. An Condé denke ich nicht. Wir haben uns keineswegs versprochen. Wenn die Prinzessin Condé stürbe, und wenn der Prinz vom König wieder in Gnaden aufgenommen würde, und wenn es dann der Wunsch des Königs wäre, daß ich ihn heiraten möchte, dann würde ich allerdings gern gehorchen, denn an ihm ist alles groß und heldenhaft und würdig des Namens, den er trägt. Wenn man aber glaubt, daß so ein holder Amadis nur zu kommen braucht, um mich, wie Orianne, auf einem Zelter abzuholen, dann irrt man sehr, und ich kann es nur für eine Beleidigung ansehen, daß man solches von mir glauben kann!" Die Gräfin ließ trotzdem nicht nach, ihre Herrin zu bestürmen, sie möchte sich eines Besseren besinnen, sie möchte einem so treu ergebenen Freier Gehör schenken. Sie übergab auch einen Brief des Herzogs, worin er mit viel galanten Redensarten seinen heißen Herzenswunsch zu erkennen gibt und die Prinzessin bittet, sich von dem hochwürdigen Pater Antonius die Versicherungen unbegrenzter Ergebenheit und Verehrung zu Füßen legen zu lassen. „Schreibt er nicht hübsch?" rief die Gräfin, „ist er nicht ein Mann von Geist!" Die Prinzessin begnügte sich, zu antworten, daß sie sich auf Liebesbriefe nicht verstehe und auch kein Gewicht darauf lege. Nun bearbeitete die Gräfin den Vertrauten der Prinzessin, den Haushofmeister Prefontaine, damit auch er seinen Einfluß zugunsten des Herzogs aufbiete. Auf Anraten Prefontaines zeigte sich Dame Porzia endlich bereit, den Jesuiten als Brautwerber zu empfangen. „Wenn man es nur so einrichten könnte," meinte die Fiesque, „daß der Pater von niemand gesehen wird!" „Das ließe sich machen," sagte die Prinzessin, um einen riesigen Spaß in Szene zu setzen, „ich habe, als ich das ganze Schloß durchwanderte, bemerkt, daß es Dachstübchen gibt, deren Türen freilich so klein sind,

daß kaum die Dachdecker durchschlüpfen können; von diesen Dachstübchen aus läßt sich, wenn man einige vermauerte Türen durchbricht, in mein Kabinett gelangen!“ Die Gräfin fand den Vorschlag bewundernswert, und so kam nachmittags der Pater auf dem angegebenen Wege in das Gemach der Fürstin. „Er hätte fast den Hals dabei gebrochen.“ Die Prinzessin versteckte ihre Hofdame, Frau von Frontenac, unter dem Tisch, damit sie alles mit anhören könne, und öffnete nach langem Zögern endlich die Türe. „Der Eintritt des deutschen Jesuitenpaters war so spaßhaft wie möglich. Man denke! ein Jesuit in Stiefeln und Reisekleidern und von einem wahrhaft grotesken Aussehen! Er hielt seinen Mantel mit beiden Händen, sein ganzes Auftreten war unglaublich lächerlich! Als er sich mir näherte, drückte er ein Auge halb zu, vielleicht, um mich besser sehen zu können, — ich mußte alle meine Kraft aufwenden, um nicht in helles Lachen auszubrechen! Prefontaine aber konnte sich nicht mehr halten; er erreichte gerade noch die Türe, ehe er herausplatzte.“ Nun entledigte sich der Jesuit seines Auftrags, was die Dame aber nur aufs neue zum Lachen reizte. „Der Herr Herzog“, erwiderte sie schließlich, „erweist mir zu viel Ehre, ich kann ihm dafür gar nicht dankbar genug sein! Ich kann mich aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht entschließen zu heiraten. Mein Vater hat sich mit dem königlichen Hofe überworfen, der Prinz von Condé ist aus Frankreich verbannt; es könnten also nicht alle Mitglieder meines Hauses bei der Hochzeit sich einfinden; ich habe mir aber vorgenommen, mich nicht zu verheiraten, wenn nicht die ganze Familie an der Hochzeit teilnehmen könnte, die besser gar nicht gefeiert wird, als daß sie nicht mit allem Glanz und aller Würde vor sich ginge!“ Darauf zog der Pater ein Porträt des Herzogs aus der

Tasche und sagte: „Ist er nicht hübsch? Und er ist auch der beste Mann von der Welt! O, wie glücklich werden Sie mit ihm sein! Seine erste Frau, eine Schwester des Königs von Polen, starb vor Freude beim Wiedersehen, als er von einer Reise heimkehrte." „O, Sie machen mir Angst," sagte die Prinzessin, „ich müßte also immer fürchten, ihn zu sehr zu lieben und dann zu sterben, — da will ich ihn doch lieber gar nicht heiraten!" Der Pater ließ sich aber nicht abtreiben, sondern schwatzte noch eine volle Stunde auf mich ein. Schließlich sagte er: „Halten Sie sich etwa für zu jung, um zu heiraten?" Ich antwortete, daß ich mich nicht für zu jung hielte, aber für jung genug, um es noch nicht nötig zu haben, mich zu übereilen. Als er sah, daß nichts von allem, was er vorbrachte, mich umzustimmen vermöge, verabschiedete er sich endlich. Er blieb noch einen Tag oder ein paar Tage in St. Fargeau, um mit der Gräfin Fiesque weiter zu verhandeln. Ich sah ihn aber nicht mehr."

Damit schließt die Erzählung, die, obwohl sie sich wie eine Operettenszene liest, nach mehr als einer Richtung Interesse bietet. Auffällig ist der Mangel an Respekt vor dem Jesuitenpater, der für die emanzipierte Dame nur eine komische Person ist, gut genug, um an ihm ihr Mütchen zu kühlen. Auffällig ist auch die unverhohlene Mißachtung, welche die Prinzessin der Bewerbung des Herzogs von Neuburg entgegenbringt, der geringschätzige Ton, in welchem sie im allgemeinen von den deutschen Fürsten spricht, der sie als Beleidigung empfinden läßt, daß einer von den Schluckern seine Augen zur Tochter einer Nebenlinie des Hauses Bourbon aufzuschlagen wagt.

Entspricht nun aber der Bericht der Memoiren der Wahrheit? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht unwichtig für die

Geschichte des ehrgeizigen Philipp Wilhelm, der ja auch in vollem Ernst daran dachte, als Bewerber um die Kaiserkrone aufzutreten, und sich tatsächlich um die polnische Königskrone bewarb; sie ist auch ein Beitrag zur Kritik der viel benützten Memoiren der Montpensier.

Glücklicherweise bot sich eine günstige Gelegenheit, der Frage näher zu treten. Das geh. Hausarchiv in München verwahrt einen umfangreichen Akt über die Werbung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm um die Tochter des Prinzen Gaston von Orleans. Erst vor kurzem, also nach zweihundertfünfzig Jahren, wurden die Siegel von diesem Akt genommen. Es fanden sich darin nicht bloß die auf die Werbung bezüglichen Briefe des Herzogs an die grande mademoiselle, an ihre Eltern und andere Mitglieder des königlichen Hauses, sondern auch zahlreiche und sehr ausführliche Berichte des Brautwerbers P. Johann Antonius, die — abgesehen von dem Freiergeschäft — ein eigentümliches, fesselndes Bild von den Zuständen in Frankreich und speziell am französischen Hofe nach der Niederwerfung der Fronde gewähren. Auf Grund dieser Briefe und Berichte läßt sich erkennen, daß die Erzählung der lächerlich eitlen Dame wohl in den Hauptzügen richtig sein kann, jedenfalls aber in grobe Übertreibungen verfällt und das Wichtigste einfach wegläßt.

Es war nichts Seltenes, daß katholische Fürsten jenes Zeitalters Theologen, insbesondere Mitglieder der Gesellschaft Jesu, als Gesandte und Agenten verwendeten. Zwar war den Mitgliedern des Ordens jede Einmischung in weltliche Geschäfte durch die Satzungen untersagt, allein das Verbot wurde nicht beachtet. Auch entbehrten manche Missionen, die nur weltlichen Charakter zu tragen schienen,

in jener Zeit nicht einer wesentlichen Bedeutung für Religion und Kirche. Diese Beobachtung können wir auch in vorliegendem Falle machen. Nicht bloß versichert der zur Brautwerbung gebrauchte Neuburger Pater immer wieder, daß sein Orden für die vielen Wohltaten des pfalz-neuburgischen Hauses nicht besser seine Dankbarkeit beweisen könne, als durch treue Dienste zur Kräftigung des Herzogtums Neuburg, sondern unter den Gründen, womit er den Widerstand der Prinzessin zu besiegen sucht, wird auch als wichtigster angeführt: Einfluß und Vermögen der Braut sollen dazu dienen, auch in Jülich und Berg die Alleinherrschaft des katholischen Bekenntnisses wieder aufzurichten. Die Gräfin von Fiesque gewinnt er hauptsächlich durch die Vorstellung, daß die vorgeschlagene Heirat die Mittel bieten soll, aus den großenteils noch in der Nacht des Irrtums befindlichen Staaten des Bräutigams ein einheitliches, gut katholisches Fürstentum zu bilden, und daß deshalb jeder, der sich um den Plan verdient mache, Anspruch auf Gottes Lohn erwerbe. Der Herzog selbst sagt: „Was würde dem Questenberg (damit ist die Montpensier gemeint) vor eine Glorie, auch ihme vor Gott und der Welt vor ein meriten sein, wann durch dessen Bibliothek des Liskirchen (d. h. durch die Heirat mit Philipp Wilhelm) so vihl importierende Strittichkeiten (mit Feinden der wahren Kirche) und dadurch so vihle sehlen khonnten gewonnen werden!" Übrigens scheint im Jesuitenkonvent in Neuburg die Mission des Ordensbruders nicht mit günstigen Augen betrachtet worden zu sein; wenigstens äußert Pater Antoni wiederholt die Besorgnis, er werde in seinem Kloster unfreundliche Aufnahme finden, und er bestürmt den Herzog, er möge im Jesuitenkonvikt um gutes Wetter für ihn beten, damit es „nit gar zu arg einschlagt, weil ich tempus vacationis gar

freventlich überschritten habe". „Das incrementum rei catholicae wird culpam meam restringiren!"

Lange genug wurde P. Antoni durch die wunderliche Mission in Atem gehalten. Der erste vorhandene Bericht an Philipp Wilhelm ist in Zabern am 20. Juni 1652 geschrieben, der letzte „aus der Rinchianischen Residenz", d. h. aus Orleans, am 13. Mai 1653. In der Zwischenzeit zog er beständig in Lothringen und Frankreich hin und her, um teils bei den fürstlichen Persönlichkeiten selbst, teils bei einflußreichen Höflingen und Hoftheologen seine Sache zu vertreten. Nicht alle Berichte gelangten in die Hände des Herzogs, nicht alle Briefe des Herzogs in Besitz des Agenten. Wiederholt klagt der Pater, daß seine Briefe verloren gegangen sein müßten; zweimal wurde er bis aufs Hemd ausgeplündert; auch alle Briefschaften wurden ihm abgenommen. Überhaupt war die Reise des Paters nicht bloß verwünscht unbequem, sondern geradezu gefährlich, denn ganz Frankreich wimmelte noch von Freibeutern, die nach Beendigung des Kriegs der Fronde dem fröhlichen Räuberhandwerk frönten. Die Briefe bieten eine lebendige Schilderung dieser Zustände. Die Reisen nach Blois und St. Fargeau und Orleans und Paris, wohin er der Prinzessin nachzog oder um andrer Besuche willen gehen mußte, wären überhaupt kaum durchzuführen gewesen, wenn nicht dem Pater in allen Klöstern bereitwillige Aufnahme und von den Jesuitenkonvikten manche Förderung zuteil geworden wäre. Da auch der Postverkehr so unsicher wie denkbar war, bedienten sich der Herzog und sein Diener einer Art Geheimschrift. Es war kein leichtes Stück Arbeit, die Bedeutung dieser Chiffren zu ergründen; allmählich ließ sich jedoch so ziemlich für alle die richtige Erklärung finden. Philipp Wilhelm heißt Lißkirchen, Pater Antoni der Schaffner, die grande mademoiselle Questen-

berg, Ludwig XIV. Lennep, der Herzog von Orleans Rinchius, die Herzogin von Orleans Mylia, Kardinal Mazarin der Brüelsche Gast usw. Besonders treffend ist das Wort eheliche Verbindung durch Kaufhandel ersetzt. Bei einigen Chiffren ist die Erklärung unmöglich oder bleibt wenigstens zweifelhaft. Unter dem „Pädagogen", der häufig die Vermittlung zwischen der Prinzessin und dem Pater übernimmt, mag der Haushofmeister Presontaine zu verstehen sein, doch ist es nicht mit Sicherheit festzustellen. Auch wer die savoyischen Kaufleute sind, ist nicht zu deuten; es handelt sich wohl um Agenten eines italienischen Prinzen, der sich ebenfalls um die Hand der Prinzessin bewerben wollte. Um das Verständnis der Briefe zu erschweren — dieser Grund wird einmal ausdrücklich angeführt, — bedient sich der Pater auch verschiedener Sprachen. In einem Satze spricht er deutsch, lateinisch, französisch und italienisch. Insbesondere die deutschen Redewendungen entbehren nicht eines gewissen Humors. „Ich bekenn," sagt er einmal, „daß ich in Frankreich den Glauben fast verlernte, die Geduld aber hab ich lernen üben, hab' ein Haut bekommen wie ein afrikanisches Schuppentier, kann mir mein Leben lang ersprießlich sein!"

Es sei nur noch in Kürze die Erzählung in den Memoiren mit dem Inhalt der Briefe verglichen. Aus den Berichten des Jesuiten, wie aus den Briefen des Herzogs Gaston von Orleans, des Herzogs Franz von Lothringen und andrer erhellt, daß nicht bloß, wie es in den Memoiren heißt, einige bestochene Höflinge, sondern auch die Eltern der Prinzessin, die Königin-Mutter und Kardinal Mazarin das neuburgische Eheprojekt begünstigten. Die Angaben über die Audienz, oder vielmehr über die Audienzen, denn P. Antoni berichtet haarklein über wenigstens zwei Audienzen, weichen in den beiden Quellen erheblich ab. Jedenfalls

ist dem Pater nicht aufgefallen, daß die Prinzessin ihn übermütig behandelt habe oder gar ihr Spiel mit ihm habe treiben wollen. Sie unterhält sich mit ihm über die Gemälde in ihrem Zimmer, über die Schauspielaufführungen in St. Fargeau, über ihre kunstvollen Stickarbeiten, über die Reiseabenteuer des Paters usw. Über den Hauptpunkt gibt sie allerdings nur ausweichende Antworten, doch ist von einer Abweisung keine Rede. Jedenfalls hat die stolze Dame das Eheprojekt in Erwägung gezogen, denn unmittelbar nach der ersten Zusammenkunft schickte sie ihre Begleiterin zu Pater Antoni, um ihn zur Vorlage einer Beschreibung der Staaten des Herzogs von Neuburg, ihres Umfanges, ihrer Volkszahl, ihres Steuerertrags usw. aufzufordern. Auch nach der letzten Audienz, denn sie hat ihn wiederholt empfangen, ist der Pater noch immer guter Dinge; er hofft auf günstigen Erfolg des Unternehmens. „Domina Questenberg“, schreibt er noch am 8. April 1653, „non tantum in literis domini paedagogi, quarum copiam vidit dominus Liskirchen, ostendit affectum erga bibliothecam, sed et coram me et alibi.“ „Wer's Glück hat, führt die Braut heim, — me felicem, me felicissimum!“ Erst später werden Äußerungen des Kleinmuts und des Zweifels laut. Der Beichtvater der Prinzessin ist gestorben. P. Antoni beklagt dies als schweren Verlust. „Er hat immer mit Questenberg und Mylia, sowie auch mit Lennepia (der Königin) geredet und allen guten Willen bei ihnen befunden und angefacht.“ Am 26. April schreibt er: „Man hat Briefe aufgefangen von dem Condéer an Questenberg; diesen forcht ich am allermeisten.“ „Also muß Schaffner mit großer melancholie und unaussprechlicher Geduld abwarten.“ „Jetz concipiere ich“, schreibt er am 29. April, „einen neuen Brief zu Questenberg, und zwar

den letzten, setze hinein nucleum omnium argumentorum, und wie sie keinen anderen Brief von mir behalten, werde ich auch disen mir zurücknehmen. Wann sie sich darauff nit resolvirt, muß ich sie lassen fahren, und wird es dann der Wille Gottes nit seyn." Doch nicht von Condé, wie der Pater befürchtet hatte, sondern von andrer Seite drohte die größte Gefahr. Ein nicht genannter Sekretär der Prinzessin, den sie schon einmal wegen törichter Streiche davongejagt hatte, wußte sich wieder ihr Vertrauen zu erschmeicheln und zwar, wie der Pädagoge dem Pater erzählt, hauptsächlich durch die Vorspiegelung, der König selbst denke an eine Vermählung mit seiner Nichte. Umsonst schrieb Antoni nochmals an die Prinzessin, „daß Questenberg sich bey seinesgleichen halten und das ob Lennepium et similes für eitel Lug, und auch nicht anderem sich zuneigen möge, welcher dem Lennepius zuwider ist und meines Erachtens in disem Handel lapis seu petra offensionis ist." Am 13. Mai zeigt Antoni trübselig seine Abreise an. Die Eltern der Prinzessin haben ihm zwar geraten, zu bleiben, aber er kann sich keinen Vorteil davon versprechen. Insbesondere der Herzogin von Orleans läge alles daran, daß der Herzog sein Ziel erreiche, aber durch die Rücksicht auf den König sei auch sie gehindert. „Vexilla regis prodeunt, da muß auch Liskirchen retiriren."

Herzog Philipp Wilhelm war schon längst der langwierigen Brautwerbung überdrüssig. „Was soll das heißen," schreibt er in einem undatierten französischen Brief an Antoni, „daß man über meine Staaten nähere Aufklärung fordert? Als ob in Frankreich niemand wäre, der im Krieg oder anderswo Kenntnis davon gewonnen hätte! Man brauchte ja nur in der Geschichte nachzulesen! Das sind Ausflüchte! Ich will mich bewerben, aber nicht wegwerfen! Machen Sie also ein Ende, so oder so!" Und

schon am 14. Januar schreibt er: „Wann der Herr Schaffner sehen sollte, daß der Lennep oder der bruelische Gast ihne ab Herode ad Pilatum weisen wollten, so kann er wohl sagen, daß einmal der Liskirchen wissen möchte, woran er seye, und wann man ihn gar zu lange mit der resolution aufhalten wurde, müßte er keine resolution oder deren gar zu lange Protraktion vor eine negativam halten und seine anderwerts sich erzeigende fortun in acht nehmen .... Man mues dann denken losfahren, was nicht bleiben will, es seindt der muetter kinder noch viel!"

Der Herzog scheint denn auch schon vor der Rückkehr Pater Antonis eine andere Verbindung geplant zu haben. Nach dem bisher Mitgeteilten müßte es füglich überraschen, daß der Herzog eine protestantische Prinzessin ins Auge faßte, Elisabeth Amalia, die Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Am 11. August 1653 wurde der Ehekontrakt unterzeichnet. Philipp Wilhelm erließ eine eigene Erklärung, daß er seine künftige Gemahlin „in ihrem Gewissen, Religion und deren exercitia nicht molestieren", auch die Mitführung eines eigenen Augsburgischen Hofpredigers gestatten wolle. Die überraschende Duldsamkeit des Herzogs findet aber wohl darin eine Erklärung, daß Elisabeth Amalie unmittelbar nach der Hochzeit der Augsburgischen Konfession absagte und am Feste Allerheiligen in Gegenwart und zu Handen des Erzbischofs Maximilian Heinrich von Köln das katholische Glaubensbekenntnis ablegte. Über die Einzelheiten dieser Werbung fehlen uns aufklärende Papiere. Vielleicht spielte Pater Antoni auch in dieser Episode eine Rolle; wenigstens liegt den Ehepakten ein Kreditiv bei, wodurch Papst Alexander VII. die Erhebung des P. Johannes Antoni zum Rektor des Jesuitenkollegiums in Fulda bestätigt.

Eine altbayerische Herzogstadt.

(Landshut an der Isar.)

Wer altbayerisches Stadtleben kennen lernen will, darf es heutzutage nicht mehr in München suchen. Das massenhafte Eindringen fremder Elemente hat den Volkscharakter dieser Stadt völlig verändert; sogar Sendlingerstraße und Tal sind nicht ganz immun geblieben. Dagegen ist unverfälschtes Bajuwarentum noch heimisch in Landshut, Straubing und einigen Innstädten, und auf ihre Bewohner paßt im allgemeinen noch heute die klassische Schilderung, die Aventin vor nahezu vier Jahrhunderten vom Volkstum seiner Landsleute entworfen hat.

Wie wenige Münchener kennen diese in wenigen Stunden erreichbaren Nachbarorte — und doch wäre insbesondere ein Besuch der alten Herzogsstadt an der Isar nach mehr als einer Richtung lohnend!

In manchem erinnert Landshut an Altheidelberg, nur sind am Isarstrand Natur und Menschenwerk schlichter, derber, urwüchsiger. Während der Neckar ruhig und friedlich durch fruchtbares Gefilde gleitet, eilt die Isar jähen Laufes in kiesigem Bett dahin, und die zahllosen angeschwemmten Sandinseln zeugen von der Launenhaftigkeit

des wilden Gebirgskindes. Hier wie dort begleiten den Fluß grüne Waldberge, deren Reiz jedem ans Herz geht, der die Schönheit einer Landschaft nicht nach Metern zu messen pflegt. An künstlerischem Wert freilich ist die Trausnitz nicht mit dem Heidelberger Schloß zu vergleichen, doch auch die alte Burg auf dem Hofberg belebt ungemein wirkungsvoll die Landschaft. Mit ihren vielen Türmen, Basteien und Söllern fügt sie sich der Umgebung so harmonisch an, daß das Ganze den Eindruck des Selbstverständlichen, Traulichen, längst Bekannten gewährt.

Der Bahnhof ist ziemlich weit von der Stadt abgelegen, ist aber bereits mit ihr durch eine Häuserzeile verbunden. Über die Isarbrücke, die am 21. April 1809 den Rückzug der bei Abensberg geschlagenen Österreicher sah, gelangt man an der stattlichen gotischen Hl.-Geistkirche vorüber in die ungewöhnlich breite Hauptstraße. Hier stehen noch fast lauter hohe Giebelhäuser; an vielen haben sich auch die alten Lauben mit prachtvollen Gewölberippen erhalten; noch fehlen die riesigen Schaufenster der modernen Großstadt; sogar in bezug auf die Pflasterung sind, was dem einziehenden Gast am wenigsten wünschenswert erscheinen mag, den Anforderungen der Neuzeit nur geringe Zugeständnisse gemacht worden. So hat die Altstadt bis zum heutigen Tag im großen und ganzen ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt.

Landshut verdankt der hoch über Häusern und Kirchtürmen ragenden Burg Entstehung und Namen. Der um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts lebende Chronist Veit Arnpeck, ein Landshuter Stadtkind, weiß zu berichten, Herzog Ludwig der Kelheimer habe, weil die Kaufleute auf der Straße an der Isar durch Räuber beunruhigt worden seien, eine Warte gebaut, die, weil zum Schutz der Land-

und Wasserstraßen bestimmt, den Namen Landeshut, Schirm oder Hut des Landes, erhalten habe. Erst im sechzehnten Jahrhundert tritt für das Schloß der Name Trausnitz (Truwesniht = Trau' dessen nicht!) auf, ohne daß festzustellen wäre, weshalb dieser Name der bekannten Feste im bayerischen Nordgau, in welcher Friedrich der Schöne nach der Schlacht bei Mühldorf gefangen saß, auf die Herzogsburg an der Isar übertragen wurde. Arnpecks Erklärung des Stadtnamens dürfte, weil sie die einfachste ist, die beste sein; nur muß die Erbauung der Burg schon früher erfolgt sein, weil schon 1183 der erste Herzog aus Wittelsbachischem Hause, Otto I., „apud Landishutam“ eine Urkunde ausstellte. Aus jener ältesten Bauperiode stammt die Georgskapelle auf der Burg, ein wahres Schmuckkästchen romanischen Stils. Es ruhen eigentlich zwei Kapellen übereinander, die eine für die fürstliche Familie, die andere für die übrigen Burgbewohner bestimmt. Nahe beim Eingang ist ein Votivbild in altertümlicher Schnitzerei, den hl. Georg darstellend, angebracht. Das Spruchband erinnert daran, daß die Kapelle der Pietät König Ludwigs II. ihre Wiederherstellung dankt.

Die Anlage der Stadt am Fuße des Schloßberges, d. h. die Ummauerung einer vermutlich schon vorhandenen Dorfmark, erfolgte nach zuverlässigen Nachrichten im Jahre 1204. Die Marktfreiheit, welche der Landesherr, hier zugleich auch Grundherr, verlieh, zog Handwerker und Handelsleute an; das rasche Anwachsen der Bevölkerung läßt sich aus der steigenden Zahl der Urkunden über Kauf-, Tausch- und Stiftungsverträge von Bürgern erkennen. Was die politische Bedeutung des Bayerlandes aufs schwerste schädigte, verhalf der Stadt zu erhöhtem Ansehen: seit der ersten Landesteilung von 1255 war Landshut der Hauptort des

Herzogtums Niederbayern und die Residenz der jüngeren herzoglichen Linie. Die Herzoge wohnten auf der Burg; erst im sechzehnten Jahrhundert erbaute sich Herzog Ludwig X. von Niederbayern in der Hauptstraße der Stadt einen Palast in einfachem italienischen Renaissancestil. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses von dem Mantuaner Antonelli und dem Deutschen Sigismund Walch nach dem Vorbild des Palazzo del Te in Mantua errichteten, mit interessanten Fresken geschmückten Bauwerkes ist jüngst durch eine Monographie von Bassermann-Jordan „Die dekorative Malerei der Renaissance am bayrischen Hofe" in helleres Licht gerückt worden.

Das der Residenz gegenüberliegende Rathaus ist um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der unseligen Periode der Herrschaft der Heydeloffischen Gotik restauriert, d. h. verunstaltet worden.

Welch farbenreiches Bild mag der Platz vor dem Rathaus 1475 geboten haben, als aus Anlaß der berühmten Hochzeit Herzog Georgs des Reichen mit Hedwig von Polen ein glänzendes Turnier abgehalten wurde! Tausende von Gästen waren dazu nach Landshut gekommen; Markgraf Albrecht von Brandenburg allein führte 1500 Pferde mit sich. Und neben den Geladenen „seindt auch sonst viel guette Leith auf der Hochzeit gwest auf ihr selbst Abendtheuer, die all gefuettert und gespeist worden seint vom Hofe."

Wie kräftig sich schon im fünfzehnten Jahrhundert der Gemeingeist der Bürgerschaft entwickelt hatte, beweisen die wirklich großartigen Schöpfungen der christlichen Baukunst in Landshut aus jener Periode. Die nahe beim Rathaus gelegene St. Martinskirche kann als das Muster eines imposanten Ziegelbaues bezeichnet werden. Der 454 Fuß hohe Turm ruht gleichsam nur auf zwei Mauern,

da mittendurch das große Hauptportal gebrochen ist. Das Sterngurtgewölbe der dreischiffigen Hallenkirche wird nur durch einige wenige Pfeiler von schlankem Wuchs und schwindelnder Höhe getragen, so daß die Fachleute „dem keckſten Bau in seiner Art“ immer ihre Bewunderung gezollt haben. Mit stolzer Befriedigung rühmt Veit Arnpeck in seiner 1493 geschriebenen Chronik, daß der damals noch im Bau begriffene Turm nach seiner Vollendung im Deutschen Reiche nicht seinesgleichen haben werde, und es haben ja auch nur wenige Münstertürme dem Landshuter den Vorrang abgewonnen. An der Südwand von St. Martin ist die originelle Porträtbüste des „meisters der kirchen“ angebracht, des ersten Baumeisters Hans Stetthamer von Burghausen, „Stainmaiß und Maler, auch Bürger zu Landshut“, der sich demütig als Konsole des leidenden Heilands dargestellt hat (gestorben 1432). Von Meister Hans ist auch die prächtige Spitalkirche erbaut, sowie die einfachere St. Niklaskirche.

Von den Gebäuden der hinter St. Martin gelegenen Neustadt ist das ehemalige Dominikanerkloster bemerkenswert, weil es in den Jahren 1802 bis 1826 Sitz der von Ingolstadt hierher verlegten bayrischen Hochschule war. Schon 1779, als die Regierung in Landshut aufgelöst wurde, regte Kurfürst Karl Theodor die Frage an, ob nicht zur Entschädigung der loyalen Stadt die Universität dorthin verpflanzt werden sollte, doch erst unter dem Nachfolger Max Joseph erfolgte „die Flucht aus dem Kerker“, die Verlegung der Hochschule aus der Festungsstadt nach dem gastlicheren Landshut. Große Anziehungskraft war dem neuen Musensitz nicht beschieden; er zählte im ersten Jahre auffallend wenige akademische Bürger, 146 Inländer und 26 Ausländer. Und doch wirkten in Landshut sehr tüchtige

Lehrer, es sei nur an die großen Juristen Savigny, Gönner, Feuerbach erinnert. In Savignys Haus war Bettina von Arnim ein gern gesehener Gast. Ihr Bruder Clemens Brentano schwärmte für „das liebe Landshut mit den geweißten Giebelhäusern und dem geblackten Kirchturm, mit dem Springbrunnen, aus dessen Röhren nur sparsam das Wasser lief und um den die Studenten bei nächtlicher Weile ihre Sprünge machten und sanft mit Flöte und Guitarre akkompagnierten und dann aus fernen Straßen ihr Gut' Nacht hören ließen". Ein weniger friedliches Bild gewähren die Zwistigkeiten im Schoße des Lehrerkollegiums, die aus dem kleinstädtischen Klatsch immer neue Nahrung zogen und nicht zur Ruhe kamen, bis König Ludwig I. in richtiger Erkenntnis der wahren Ursache des Tiefstandes der Hochschule die Verlegung in die Hauptstadt des Landes anordnete.

Seitdem sind die Straßen nicht mehr durch fröhliche Musensöhne belebt. Die Erinnerung an die Landshuter Zeit erhielt sich nur noch durch den Güterbesitz der Universität in der Umgebung der niederbayrischen Stadt. Bis vor wenigen Jahrzehnten befanden sich darunter — Weinberge, denn damals wurde noch der Besucher des Hofberges, wie ein Landshuter Chronist wohlwollend schreibt, „durch die sauersüße Pracht und Lust des Weinstocks an Deutschlands mildere Zonen gemahnt." Der Jesuit Balde drückt sich in einem Verschen auf den Landshuter Hofberg weniger galant aus:

„Wo natürlichen Essig weint das Rebengelände" . . . .

Auf einem mit Ziegelsteinen gepflasterten, von Nußbäumen beschatteten Pfade geht es ziemlich steil empor zur Herzogsburg. Eine jetzt gemauerte Brücke führt über den

Schloßgraben zu einem stattlichen, von zwei Türmen flankierten Torgebäude. Auch sonst fehlt es nicht an Türmen und Basteien, Wehrgängen und Falkonettzwingern; die aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Bauten tragen natürlich verschiedenartiges Gepräge, und doch mutet das Ganze wie auf einen Ton zusammengestimmt an. Im Innern gibt es gar vieles zu schauen. Durch hallende Gänge gelangen wir in eine Flucht von Bankettsälen und kleinen Wohnstuben, doch fehlen die Polstersitze und Teppiche, Anrichten und Wandleuchter, die den Aufenthalt in diesen Räumen erst behaglich machten; nur da und dort erinnert noch ein Marmorkamin an die entschwundene Pracht.

Am 21. August 1869 erhielten diese Gemächer überraschenden Besuch. König Ludwig II. weilte einen Tag und eine Nacht in der Burg seiner Väter. Das Künstlerauge des jugendlichen Fürsten scheint an dem Reiz der Herzogsstadt mit ihrer Trausnitz Gefallen gefunden zu haben, denn er gab Befehl, im zweiten Stockwerk der Burg ein Absteigequartier einzurichten. Unverzüglich wurden einige Gelasse mehr prunk- als geschmackvoll ausgestattet, doch Ludwig kam niemals wieder nach Landshut. Der Königsbesuch war nur ein flüchtiger Traum der alten Herzogsburg. — —

Von den Königsgemächern tritt man hinaus auf den Söller, dessen Bogenöffnungen herrlichen Überblick gewähren über die zu Füßen liegende Stadt und die weithin sich dehnende, waldumsäumte Ebene.

Nun kehren wir ins Erdgeschoß zurück auf der schneckenartig um einen zierlichen Säulenbau sich windenden „Narrenstiege". Der Name rührt her von den Wandgemälden, lebensgroßen Bildern aus der altitalienischen Komödie. Da sehen wir den verliebten alten Polterer, Herrn Pantalon, mit seinem klugen Diener Zanni, den glücklicheren Liebhaber

Polidoro, die listenreiche Camilla und andre lustige Leute! Die Bilder, vermutlich von dem Münchener Maler Hans Bocksberger gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführt, sind so gräßlich übermalt, daß in diesem Falle unbedenklich eine Restaurierung zu empfehlen wäre. —

Es dämmerte schon, als ich bei meinem jüngsten Besuche der Herzogsburg abends das Schwedentor durchschritt, um durch den Hofgarten und über den Hofberg in die Stadt zurückzukehren.

Schon 1452 erscheint unter dem Namen Haag ein zu Füßen der Burg angelegter Tiergarten, in welchem sich die Fürsten mit ihrem Gefolge des „edlen" Gejaids erfreuten. Jetzt dehnt sich hier weithin ein prächtiger Park, durch fürstliche Huld dem allgemeinen Besuche geöffnet.

Hier ist es immer schön, im Lenz beim Erwachen der Natur vom Winterschlaf, im Sommer, wenn ein dichtes Laubdach kühlen Schatten spendet, und später, wenn

„der Maler Herbst mit schimmernder Palette
Streift ab vom dunklen Wald das ernste Grün,
Und gießt der Farben bunte Wechselspiele
Aus vollen Schalen neckend drüber hin" . . . .

Wie oft saß ich — 's ist freilich lange her — unter diesen Wipfeln und lauschte dem Sang eines Waldvögleins oder schmiedete wohl gar verliebte Verse, die Tags darauf verdientermaßen das Geschick der Kinder Saturns ereilte.

In diesem Garten gibt es nicht bloß Buchen und Ulmen von ungewöhnlicher Pracht; hier gedeihen auch die echte Kastanie, der Tulpenbaum, die virginische Zeder und andere Pflanzen der südlicheren Zone. Und neben der reichen Flora ergötzt den Lustwandelnden eine Fülle überraschender Ausblicke, bald auf die schlanke Spitze des Martinsturmes, bald auf das gewaltige Massiv der Trausnitz, bald

auf das Isartal, dessen Linien sich allmählich in Farbe und Duft verlieren. — —

Kaum hatte ich den dämmernden Garten verlassen, wurde es rings um mich her laut und lebendig. In den Wirtsgärten des Hofberges drängte sich eine lärmende Menge. Eine Sonntagsfeier im Geschmack der Teniers! Eine Musikbande gab ein Konzert, das ganz geeignet war, Steine zu erweichen, Menschen rasend zu machen, doch je falscher die Trompeten schmetterten, desto höher stieg die Lust der in langen Reihen an den Biertischen sitzenden Gäste. Des Singens und Jauchzens war kein Ende. Auf der Kegelbahn mußte sich ein Streit entsponnen haben, denn von dort her erschollen helle Zornesrufe — da wurde es plötzlich still, — vom Martinsturm drang tiefer Glockenton herüber, andre Glocken fielen ein, — im Garten, wie auf der Kegelbahn verstummten Lärm und Gesang — doch kaum war der letzte Ton des Aveläutens verhallt, begann der Lärm aufs neue, und immer höher stieg die bacchische Lust.

„Das baierisch volk," schreibt Aventin, „gemainlich davon zu reden, ist geistlich, schlecht und gerecht, läuft gern kirchferten, hat auch viel kirchfart, . . . pleipt gern dahaim, reist nit fast auß in frembde land, trinkt ser, macht vil kinder, ist etwas unfreuntlicher und ainmutiger (einfacher, weniger gewandt, weniger umgänglich), alß die (indem sie) nit viel außkommen" usw.

Derb sinnlich, aber gesund, so läßt sich mit kurzem Schlagwort das niederbayerische Volkstum kennzeichnen. Das von Goethe in einem Briefe an Sulpiz Boisserée auf die Bayern geprägte Wort: „Menschenkinder von einer mittleren Unschuld" bietet nur einen scheinbaren Widerspruch. Auch wer die Übertreibungen der modernen Temperenzler verlacht, kann nur beklagen, daß der Kultus des Steinkruges in

diesen Gauen mit so ausschweifenden Trankopfern verbunden ist. Doch hüte man sich, das bittere Urteil schablonenhaft auf die ganze Bevölkerung auszudehnen! Dankbar bekenne ich, daß ich während meines Landshuter Aufenthalts in vielen Häusern anmutiges deutsches Familienleben und in Vereinen regsame Betätigung an Kunst und Wissenschaft kennen gelernt habe. Freilich kann sich auch der unbefangene und wohlwollende Beobachter nicht verhehlen, daß in Handel und Wandel eine gewisse Rückständigkeit zu beklagen ist und in manchen Kreisen ein selbstgenügsames Philistertum sich breit macht, — eine Wahrnehmung, die mir auch in jüngster Zeit von Einheimischen bestätigt worden ist. Man kann gewiß nur dankbar begrüßen, daß die liebliche Stadt am Isargestade zurzeit noch vom nervösen, großstädtischen Getriebe verschont ist; man kann nur wünschen, daß sich das ehrwürdige Handwerk wenigstens hier noch längere Zeit im freien Spiel der Kräfte behaupten möge. Bei alledem ist aber nicht abzusehen, weshalb sich nicht daneben ein frischerer Großbetrieb der Industrie entfalten sollte, — hat doch die gütige Natur selbst dazu eingeladen durch Erfüllung aller nötigen Vorbedingungen! Im Wettstreit der Städte muß heute jedes Gemeinwesen mit Aufgebot aller Kräfte vorwärts schreiten, wenn es nicht trotz des Besitzes malerischer Burgen und gotischer Rathäuser in beschämender Weise zurückbleiben will.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804.

Wenn ich befragt würde, welches von den zahllosen Büchern über Napoleon I. ich für das beste hielte, würde ich unbedenklich Lanfreys Werk nennen. Lanfrey scheint mir ein anschaulicheres und vor allem ein richtigeres Bild vom Leben und Schaffen des großen Kaisers zu bieten, als das weitschweifige Werk von Adolphe Thiers. Einseitig ist aber Lanfrey in nicht geringerem Maße, als Thiers. Wie dieser jedes Mittel anwendet, um den Despotismus und Egoismus seines Helden zu beschönigen, so wird das Urteil Lanfreys durch den Haß irregeführt; ihm ist jeder ein „Tor" oder „Wicht", der am Bonapartischen „Trugwerk" Anteil hat, und jeder ein Held, der den Tyrannen mit Wort oder Schwert bekämpft hat.

Es ist sicherlich ungerecht, wenn Lanfrey die Sache so darstellt, als sei Napoleon Bonaparte nur durch die nackte Gewalt zum Thron emporgekommen, als habe ihm niemals das Volk, das wirkliche Volk, zugejubelt, sondern immer nur eine von Savary oder Fouché gedungene Menge, als habe er kein Anrecht gehabt, sich den Erkorenen der Nation zu nennen.

Dagegen ist durch zahlreiche unverdächtige Zeugnisse von Zeitgenossen aus allen Parteilagern festgestellt, daß die große Mehrheit des französischen Volkes im Staatsstreich vom 18. Brumaire, der dem ersten Konsul die leitende Stellung im Staat einräumte, eine Erlösung erblickte. Und diese Stimmung erhielt sich auch während des Konsulats. Die Staatsklugheit, welche Napoleon und seine einflußreichsten Freunde und Diener bewährten, die Wiederherstellung von Ordnung und Ruhe in Kirche und Staat, das Aufhören des längst verhaßten revolutionären Spektakels und vor allem der unvergleichliche Ruhm, der auf die französischen Heere unter Bonapartes Führung niederrauschte, — alle diese Momente zusammenwirkend wandelten den weitaus größten Teil des Volkes in Bewunderer und Anhänger der Konsularregierung.

Um so leidenschaftlicher wuchs die Erbitterung der Gegner im royalistischen wie im republikanischen Lager, und da sich immer deutlicher kundgab, daß der siegreiche Emporkömmling nicht bloß die Macht, sondern auch die Stellung und den Namen eines Fürsten haben wolle, wendeten sich die zahlreichen Verschwörungen gegen des Regenten eigene Person.

Der gefährlichste Anschlag ging von dem vendeeischen Offizier Georges Cadoudal aus. Er trat mit dem grollenden Pichegru und anderen Mißvergnügten und Verbannten in Verbindung; bis zum Fanatismus waghalsig, wollte er über der Leiche Bonapartes die absolute Monarchie wieder aufrichten; dem durch Bonapartes Ehrgeiz zurückgedrängten Moreau sollte die Rolle eines Generals Monk zufallen.

Lanfrey meint, der ganze Plan sei nur von Bonapartischen Lockspitzeln eingefädelt worden. Das ist eine unerwiesene Behauptung, aber so viel steht fest, daß die

Polizei alle Fäden der Verschwörung in Händen hatte und das Netz nur so lange offen ließ, bis sie sich aller Mitschuldigen bemächtigen konnte. Am 9. März 1804 wurde Cadoudal in seinem Pariser Versteck aufgehoben, wegen Mordanschlags auf das Staatsoberhaupt zum Tode verurteilt und mit elf Genossen der Guillotine überliefert. Pichegru wurde in den Temple gebracht; bald darauf fand man ihn mit seinem Halstuch erdrosselt auf dem Bette liegen. Moreau wurde zu zweijähriger Kerkerstrafe verurteilt, doch Bonaparte „begnadigte" den alten Kriegskameraden zur Deportation nach Amerika. Bonaparte soll, so wurde versichert, beim Unterschreiben dieses Urteilsspruches heiße Tränen vergossen haben; man braucht daran wohl ebensowenig zu glauben, wie an den Klatsch, daß der Selbstmord Pichegrus in Wahrheit eine vom Leibmamelucken Napoleons kunstvoll ausgeführte Hinrichtung nach türkischem Geschmack gewesen sei. Man wird aber begreiflich finden, daß der erste Konsul alles tat, um sein Leben und damit zugleich die Ruhe des Staates zu sichern. Das war sein Recht und seine Pflicht. Doch er begnügte sich nicht damit, die Meuterei der Feinde vereitelt zu sehen; in seinem Geiste setzte sich, den ersten Schrecken und den ersten Zorn überdauernd, die politische Berechnung fest: Es muß diesen jakobinisch gesinnten Prinzen ein für allemal das Handwerk gelegt, es muß ein Exempel statuiert werden! Dieser leidenschaftliche Wunsch verführte ihn zu einer Tat, die auch sein begeistertster Bewunderer nur bedauern kann.

Die wertvollste Beute, der Graf von Artois und der Herzog von Berry, war, da sie, rechtzeitig gewarnt, die beabsichtigte Landung in Frankreich aufgegeben hatten, der Konsularpolizei entschlüpft. Doch noch ein anderer Bourbon, so wird dem Konsul hinterbracht, hat sich mit

Georges Cadoudal eingelassen, und dieser, wenn auch auf neutralem Gebiet sich für gesichert haltend, ist der Gewalt des Konsuls erreichbar. Der zweiunddreißigjährige Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien, wohnte seit einigen Monaten in dem badischen Städtchen Ettenheim, das sich an liebliche Rebenhügel auf dem rechten Rheinufer anlehnt. Der junge Herzog hatte im Emigrantenkorps seines Großvaters, des Prinzen von Condé, 1793 am Rhein gefochten, war später in russische Dienste getreten und hatte sich besonders bei der Verteidigung von Konstanz ausgezeichnet. Seit dem Friedensschluß von 1801 lebte er als Privatmann von einem kleinen Jahresgehalt, den ihm die englische Regierung angewiesen hatte. Nachdem er sich, einer aufrichtigen Herzensneigung folgend, mit der in Ettenheim wohnenden Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort — der dürftigen Vermögensverhältnisse wegen insgeheim — vermählt hatte, siedelte auch er nach dem badischen Städtchen über. Bei Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England bot er dem englischen Hofe seine Dienste an. In seinem Schreiben an Sir Charles Stuart (15. Februar 1804) bezeichnete er die Franzosen als „unversöhnliche Feinde" und den Dienst in den Reihen der Engländer als „die Bahn der Ehre". Das sind für ein französisches Ohr unerträgliche Worte, und es ist denn auch von patriotischen Franzosen der Meinung Ausdruck gegeben worden, daß der Herzog schon um jener verräterischen Kundgebung willen den Tod verdient habe. Bei gerechter Erwägung aller Verhältnisse wird man aber zugeben müssen, daß ein Bourbon nicht anders denken und sprechen konnte; der König weilte im englischen Lager, also konnte auch der königstreue Enghien in den Leuten der republikanischen Regierung nur Rebellen und Feinde erblicken. Dagegen steht fest, daß der Herzog an der Ver-

schwörung Cadoudals und Pichegrus nicht den geringsten Anteil hatte. „Das sind übel riechende Torheiten (un tas de bêtises puantes)," sagte er zu seinem Kammerdiener Canone, „ich werde mich niemals einmischen! Ich verachte alle diese Anschläge! Geradeaus soll immer mein Weg gehen! Wenn es gilt, für unsern König das Leben in die Schanze zu schlagen: ich hab's getan und werde es immer tun, und niemals werde ich mich feig verkriechen! Aber ich kann meinem König nicht im Frack dienen, es wäre denn, daß der Frack zur Uniform der Vendee erklärt würde!"

Doch während der Prinz harmlos und unbefangen in den großen Forsten um Ettenheim der Jagd oblag, zog sich um ihn selbst fest und fester das Jagdgarn. Die Agenten Bonapartes wußten allerlei verdächtige Tatsachen ausfindig zu machen. Der verbannte Dumouriez sollte sich in Ettenheim aufgehalten haben; ein englischer Offizier Smith sollte erst kürzlich angekommen sein; der Herzog selbst war wiederholt in Straßburg gesehen worden. Freilich erwiesen sich alle diese Verdachtsgründe bei genauerer Untersuchung als unhaltbar. Nicht Dumouriez, sondern ein Herr von Thumery war in Ettenheim gewesen; der englische Offizier entpuppte sich als ein deutscher Leutnant Schmidt aus dem benachbarten Freiburg; der Herzog hatte sich zwar wiederholt nach Straßburg begeben, aber nur um Aufführungen einer französischen Schauspieltruppe beizuwohnen. Trotzdem erhielt sich bei Bonaparte und seinen Leuten der Argwohn, daß vom Wühlernest Ettenheim aus die Herrschaft, ja, das Leben des Konsuls bedroht werde. Ein kleiner diplomatischer und militärischer Feldzug wurde in Szene gesetzt, um die drohende Gefahr abzuwenden. Dabei ist vor allen Talleyrand in seinem Element. Keiner ist eifriger bemüht, das Vaterland zu retten, und keiner weiß

besser, dem Konsul begreiflich zu machen, daß der Sieger von Mantua und Marengo ohne seinen treuen, klugen Diener ein verlorener Mann wäre. In den auf St. Helena diktierten Denkwürdigkeiten schiebt Napoleon geradezu die Hauptschuld an der Katastrophe von 1804 auf Talleyrand, dem es darum zu tun gewesen sei, dem Konsul ein für allemal eine Aussöhnung mit den Bourbons unmöglich zu machen. Wahrscheinlich klingt die Behauptung nicht. Napoleon war nicht der Mann, sich durch fremde Ratschläge zu einem so wichtigen Schritt fortreißen zu lassen. Die Behauptung wird auch dadurch nicht glaublicher, daß der Adjutant des Konsuls, Gendarmerieoberst Savary, die Beschuldigung Napoleons bestätigte; auch ihm mußte es darum zu tun sein, die eigene unsaubere Beteiligung am frevelhaften Handel zu beschönigen. Nur der Kollege Bonapartes, Cambacérès, riet in der entscheidenden Sitzung am 10. März von der Gefangennehmung Enghiens ab, da sie die Royalisten von Verschwörungen und Attentaten nicht zurückhalten, sondern eher noch dazu anfeuern werde. Die Warnung wurde von Bonaparte ohne Ungeduld angehört; dann erklärte er aber in seiner bestimmten, jeden weiteren Widerspruch abschneidenden Weise, er werde den Herzog von Enghien in Haft bringen lassen.

Brutal, wie der Entschluß, war auch die Ausführung. Am 15. März um Mitternacht brach eine Abteilung Dragoner aus Schlettstadt auf, setzte über den Rhein und umzingelte das Städtchen Ettenheim. Der Überfall bedeutete eine gewalttätige Verletzung des deutschen Gebiets mitten im Frieden, allein was kümmerte das Bonaparte, um dessen Gunst alle deutschen Fürsten wetteifernd buhlten! — Dem Herzog waren wiederholt Anzeigen zugegangen, daß ein Anschlag auf ihn geplant werde; er hatte aber, wie sein Kammerdiener Canone erzählt, kein Gewicht darauf gelegt;

man werde, meinte er, höchstens ein paar Banditen auf ihn loslassen, deren er sich leicht erwehren könne. Am 15. März früh morgens wird er geweckt. Das Haus ist auf allen Seiten von Gendarmen und Soldaten umschlossen! Den Rat, durch das Fenster eines Dienerzimmers zu fliehen, weist der Herzog zurück; den Plan einer Verteidigung muß er als nutzlos aufgeben; die Türen werden erbrochen; Gendarmen stürzen ins Gemach; Enghien muß seinen Degen ausliefern; es wird ihm nicht einmal gestattet, Kleider anzuziehen; in Nachtgewand und Pantoffeln wird er abgeführt, in eine Postkutsche geschleppt, und fort geht's nach Straßburg, wo der Gefangene in der Zitadelle untergebracht wird.

Trotz des Überfalles war der Herzog guten Mutes und ahnte nichts Schlimmes. „Wenn man meine Papiere untersucht," schrieb er aus Straßburg an seine Gattin, „wenn man die Briefe meiner Eltern und des Königs und die Abschriften meiner Briefe finden wird, so kann mich dies alles nicht in schlimmerer Weise bloßstellen, als schon mein Name und mein Verhalten im Verlauf der Revolution!" Als ihm der mitleidige Festungskommandant die Erlaubnis gab, im Hausgarten sich zu beschäftigen, sagte der Herzog hocherfreut zu seinem Diener: „Morgen ist Sonntag, da wollen wir die Messe hören, am Montag wollen wir zu graben beginnen!"

Doch nicht der Herzog sollte graben im Straßburger Garten, sondern für den Herzog sollte am Festungswall zu Vincennes gegraben werden — ein Grab! —

Thiers weiß zu berichten, daß Bonaparte in diesen Tagen furchtbar erregt gewesen sei, daß er acht Tage lang keinen Brief habe schreiben können! Dagegen hat Lanfrey nachgewiesen, daß der Konsul in der Woche zwischen Verhaftung und Hinrichtung seines Gegners mindestens 27 Briefe

geschrieben oder diktiert habe, darunter sehr ausführliche über neue Kanonenboote für den Hafen von Boulogne und über neue Mörser für Fort Rouge. — — —

Aus den in Ettenheim gefundenen Papieren ließ sich ersehen, daß Enghien weder mit Dumouriez noch mit Cadoudal in Verbindung gestanden habe, doch auch dieses Ergebnis vermochte Bonaparte nicht zu beruhigen. „Er ist ein Spießgeselle der Engländer, — dies genügt.“ — —

Als Joseph Bonaparte in Paris Gerüchte von der Aufhebung eines bourbonischen Prinzen hörte, eilte er nach Schloß Malmaison. Madame Josephine erzählte ihm, was sie von der Sache wußte; sie habe, so versicherte sie, ihren Gatten flehentlich beschworen, das Leben des Prinzen zu schonen. „Doch diesen Hinkebein fürchte ich,“ rief sie, indem sie auf Talleyrand wies, der mit dem Konsul im Garten wandelte, „lassen Sie die Unterredung mit diesem Menschen nicht mehr länger dauern!“ Joseph gab sich nun alle Mühe, den Bruder versöhnlich zu stimmen, indem er ihn daran erinnerte, welche Verehrung sie beide als Knaben dem Prinzen Condé, dem Großvater Enghiens, gewidmet hätten, — umsonst! Napoleon erwiderte bündig: „Wenn die Rücksicht auf das Wohl des Staates spricht, haben alle anderen Stimmen zu schweigen!“ Auch der wiederholte Versuch Josephinens zugunsten des Verhafteten wurde barsch zurückgewiesen: „Weiber haben sich nicht in Geschäfte einzumischen!“

Am Vorabend der Katastrophe spielte Bonaparte mit Frau von Remusat, der ersten Palastdame seines konsularischen Hofes, eine Partie Schach. Er war offenbar zerstreut, und plötzlich begann er mit halblauter Stimme allerlei Verse zu zitieren. Deutlich wiederholte er das berühmte Wort, das Corneille dem Augustus in den Mund legt: „Laß uns

Freunde sein, Cinna!“ Dann deklamierte er die Verse Guzmans aus Voltaires „Alzire“:

„Du siehst den Unterschied der Götter, die wir ehren:
Die deinen konnten dich nur Mord und Rache lehren,
Doch ob dein Arm den Mordstreich auch nach mir getan,
So treibt mein Gott mich doch zu Huld und Mitleid an!“

Dabei lächelte der Gewaltige. Frau von Remusat glaubte nicht anders, als daß der Konsul beschlossen habe, eine rührende Versöhnungsfeier in Szene zu setzen. Da trat plötzlich General Hulin ein, der erste Konsul schob das Schachbrett zurück, trat in ein Nebengemach und verbrachte sodann die ganze Nacht in Beratung mit Hulin, Murat und Savary. Auf diese Leute durfte er sich unbedingt verlassen; durch sie wurde alles vorbereitet, um den Prozeß zu raschem und erwünschtem Ende zu führen.

Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg war Enghien in einer verschlossenen Kutsche nach Vincennes gebracht worden (20. März). Der Name Vincennes wäre dazu angetan gewesen, in einem Bourbon trübe Erinnerungen zu wecken: 1627 hatte Richelieu den Prinzen Heinrich Condé, 1650 hatte Mazarin den großen Condé hier eingekerkert! Der junge Herzog ließ sich aber durch seine Haft die Laune nicht verderben. Er kenne kein höheres Vergnügen als die Jagd, sagte er zum Kommandanten Havel. „Wenn mir gestattet würde, in der Umgebung ein bißchen zu jagen, so dürften Sie sich darauf verlassen, daß ich niemals durchgehen werde!“ Dann schlief er ruhig und fest, bis er zum Verhör geführt wurde. Das Kriegsgericht bestand aus sieben höheren Offizieren unter Vorsitz des Generals Hulin. Der Herzog antwortete auf die an ihn gestellten Fragen, wie ein Bourbon antworten mußte; er beteuerte, weder an der Verschwörung Cadoudals, noch an irgend einem

anderen Anschlag gegen die Republik beteiligt gewesen zu sein, gestand aber freimütig ein, daß er sich mit der Absicht getragen habe, in die englische Armee einzutreten und sich mit dem Degen den Weg ins Vaterland wieder zu erschließen. Savary versichert in seiner Rechtfertigungsschrift, der Herzog habe zugeben müssen, von der englischen Regierung den Auftrag zu einem Streifzug über den Rhein erhalten zu haben. Die Aussage findet sich aber nicht in den Akten, und die Vermutung Hulins, daß ein Teil des Protokolls beiseite geschafft worden sei, klingt wenig wahrscheinlich. Dagegen ist richtig, daß der Vorsitzende, wie er in einem 1823 veröffentlichten Memorandum versicherte, dem Angeklagten nahe legte, seine Worte sorgfältiger abzuwägen; der Herzog wiederholte aber die Erklärung, er habe sich tatsächlich mit der Absicht getragen, an der Seite der Engländer zu fechten.

Dieses Wort genügte.

Nach den Gesetzen der Republik war auf Teilnahme eines Bürgers am Krieg in den Reihen der Landesfeinde die Todesstrafe gesetzt. „Ich gebe zu," sagt Hulin, „ein Condé konnte nicht anders als mit dem Degen in der Hand den Boden Frankreichs betreten, aber für uns Richter gab es nach dieser Erklärung keine andere Möglichkeit, als über den Unglücklichen das Todesurteil zu fällen." Einstimmig fällten denn auch die Richter das Urteil. Da der Verrat des Louis Antoine von Bourbon offen zu Tage liegt, soll er vom Leben zum Tode befördert werden! Der Spruch des Kriegsgerichts schien aber den Getreuen des Konsuls in Malmaison doch etwas gar zu formlos und wurde deshalb durch einen ausführlicher begründeten ersetzt; diese zweite Redaktion wurde im „Moniteur" veröffentlicht.

Hulin erzählt, er habe nach Schluß der Sitzung, von Mitleid mit dem armen Verurteilten erfüllt, an Bonaparte

schreiben wollen, daß der Prinz um eine Unterredung mit dem Staatsoberhaupt bitten lasse, da sei ein Mann, der sich schon während der Sitzung auffällig im Saal herumgetrieben habe, zu ihm herangetreten mit den Worten: „Was machen Sie da? Ihr Geschäft ist beendigt, das übrige ist meine Obliegenheit!“ Darauf habe er den Saal verlassen, da sei schon, während er noch in der Vorhalle auf seinen Wagen wartete, ein Schuß gefallen, der alle erstarren machte! „Ich schwöre im Namen meiner Kollegen: an einer so übereilten Exekution tragen wir nicht die Schuld; unser Urteilsspruch hätte erst noch dem Kriegsministerium, dem Oberrichter, dem Justizminister, dem Gouverneur von Paris mitgeteilt werden sollen, — da kündigte der Schuß uns an, daß alles schon zu Ende sei!“ Mit dem Manne, der den Vorsitzenden abgehalten haben soll, den Verurteilten der Gnade des Konsuls zu empfehlen, ist Savary gemeint. Dieser selbst aber beteuert, den Gerichtssaal schon vor Beendigung der Sitzung verlassen und den Urteilsspruch erst zwei Stunden später erfahren zu haben. Es ist nicht nötig, auf die Widersprüche in den feierlichen Erklärungen der Selbstverteidiger näher einzugehen; ihre Aussagen können um so weniger ins Gewicht fallen, als wir heute wissen, daß der Befehl, für den nach Vincennes gebrachten Hochverräter ein Grab bereit zu halten, schon vor der Entscheidung des Kriegsgerichts erteilt worden ist. Es liegen der Bericht Havels und die Angaben der dabei beschäftigten Arbeiter vor. Auch das Originalurteil der sieben Beisitzer hat sich erhalten. Es besteht nur aus 16 Zeilen und schließt mit den Worten: „On a appliqué l'article ... de la loi .... ainsi conçu ... et en conséquence l'a condamné à la peine de mort.“ Es haben also sieben Männer, sagt Henry Welschinger, einen Menschen zum Tode verurteilt, ohne das Gesetz, wonach die

Handlung des Angeklagten als Verbrechen anzusehen war, ohne die Bestimmung, die ein solches Verbrechen mit dem Tode bestraft wissen will, auch nur zitieren zu können! Sie erklären ihn für schuldig, aber welches Verbrechens er schuldig sei können sie nicht sagen, weil sie es nicht wissen!"

Napoleon versicherte auf St. Helena dem Grafen Las Cases, er bedaure lebhaft, einen Brief des Herzogs von Enghien nicht rechtzeitig erhalten zu haben; das Gnadengesuch sei ihm, Gott wisse, aus welchen Gründen, von Talleyrand erst nach dem Tode des Prinzen übergeben worden, sonst wäre der Unglückliche sicher begnadigt worden. Von einem Briefe des Herzogs an den Konsul ist aber sonst nirgend die Rede, ja, die Vorgänge in den wenigen Stunden zwischen Verurteilung und Hinrichtung schließen die Möglichkeit, daß Enghien ein Gnadengesuch geschrieben habe, fast völlig aus. Savary weiß sogar zu berichten, Napoleon habe sich tatsächlich schon für Begnadigung entschieden und den Staatsrat Real nach Vincennes geschickt, um mit Enghien nochmals ein Verhör anzustellen; Real habe aber verschlafen und sei deshalb zu spät gekommen. Boulay de la Meurthe mißt der Erzählung Savarys Glauben bei; Welschinger hat jedoch durch genaueste Untersuchung aller dafür und dawider sprechenden Gründe überzeugend nachgewiesen: die Sendung Reals nach Vincennes ist eine Legende, Bonaparte hat sich niemals ernstlich mit der Absicht einer Begnadigung Enghiens getragen. Übrigens hat Napoleon selbst nur zeitweise versucht, die Schuld an der Katastrophe von Vincennes von sich abzulenken. Kurz vor seinem Tode hat er die volle Verantwortung stolzen Sinnes auf sich genommen. Während er, von entsetzlichen Leiden gepeinigt, zu Bette lag, wurde ihm eine aus englischer Feder stammende heftige Kritik des Verfahrens gegen Enghien vorgelesen. Da ließ er sich noch-

mals sein Testament reichen und schrieb zwischen die Zeilen folgende Worte: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen lassen, weil dies nötig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes. Es geschah in jenen Tagen, da der Graf von Artois nach eigenem Geständnis 60 Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich auf die nämliche Weise wieder handeln." —

Auch nach dem Verhör stieg im Herzog noch immer nicht der Gedanke auf, daß sein Leben bedroht sei. Er unterhielt sich mit dem Offizier, der ihn in den Kerker zurückbrachte, mit harmlosen Scherzen. Das einfache Abendessen teilte er mit seinem zärtlich geliebten Hündchen, das man ihn auf dringendes Bitten von Ettenheim hatte mitnehmen lassen. Plötzlich erschien der Kommandant Havel in der Zelle und lud, ohne eine weitere Aufklärung zu geben, den Gefangenen ein, ihm zu folgen. Nach kurzer Wanderung durch den Festungsgraben sah sich der Herzog gegenüber dem von Savary aufgestellten Pikett Gendarmen. Es war den Leuten erst kurz vorher eröffnet worden, daß sie einen Verräter, der für Frankreich wieder die Zeit Robespierres heraufbeschwören wolle, durch ihre Kugeln vom Leben zum Tode befördern sollten. Mit ruhiger Fassung hörte Enghien der Verlesung des Urteilsspruches zu. Die Bitte um Beistand eines Geistlichen wurde abgeschlagen. Savary soll höhnisch gerufen haben: „Wollt Ihr denn wie ein Kapuziner sterben?" In seiner Rechtfertigungsschrift erklärt er: „Selbst wenn es sich wirklich so verhielte, daß geistlicher Beistand verweigert wurde, so konnte das Gesuch des Prinzen nicht an mich gerichtet werden, denn ich hatte hierin weder etwas zu bewilligen, noch zu versagen." Damit ist aber nicht in Abrede gestellt, daß jenes abscheuliche Wort nicht

gesprochen, daß ein Braver, der schon in zwanzig Schlachten dem Tod in die Augen geblickt hatte, verhöhnt worden ist. Andere gegen Savary, den „gensdarme à tout faire“ gerichtete Vorwürfe, daß er dem armen Opfer die Uhr entrissen, daß er an die Brust Enghiens eine Laterne als Zielscheibe befestigt habe usw., scheinen auf Erfindung zu beruhen. Die Bitte des Herzogs, sich eine Haarflechte abschneiden zu dürfen, wurde bewilligt; er übergab die Flechte und einen Ring dem Offizier des Piketts zur Übermittlung an seine Gattin. Das Erinnerungszeichen gelangte aber nicht in den Besitz der Prinzessin, sondern blieb in den Akten des Pariser Polizeiarchivs, bis es unter der Regierung Napoleons III. verschwand. „Wie schrecklich ist es, von der Hand von Franzosen den Tod erleiden zu müssen!“ Das waren die letzten Worte des Herzogs. Auf das verabredete Zeichen — der Offizier legte die Hand an seinen Hut — gaben die Soldaten Feuer. Der Herzog war sofort tot. Die Leiche wurde unmittelbar darauf am Fuße des Pavillon de la Reine verscharrt. Um drei Uhr morgens war alles zu Ende. „Ich beehre mich anzuzeigen,“ schrieb Kommandant Havel mit brutaler Bündigkeit an Real, „daß das Individuum, das am 20. März Abends 1/2 6 Uhr in Vincennes ankam, im Verlaufe der Nacht von einer militärischen Kommission abgeurteilt, um 3 Uhr morgens erschossen und auf dem Platze, den zu befehligen ich die Ehre habe, begraben worden ist.“ — —

Die erste Kunde von der Bluttat in Vincennes rief in Paris allgemeine Aufregung, wilden Schrecken, stumme Entrüstung hervor. Im Staatsrat erschien Bonaparte selbst, um das Vorgehen gegen den Bourbon zu rechtfertigen. Die Rücksicht auf das Staatswohl, erklärte er, habe die rasche Hinrichtung des Verräters geboten. „Was

die öffentliche Meinung betrifft, so muß man ihr Urteil ehren, aber ihre Launen verachten! Im übrigen verfüge ich über 50 000 Mann, um, wenn es nötig sein sollte, den Willen der Nation zur Geltung zu bringen!" Der „Moniteur" brachte am ersten Tage nur ein Schreiben des Papstes an seinen „vielgeliebten Sohn Napoleon Bonaparte" mit Vorschlägen in bezug auf die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, sowie die Nachricht, daß ein bourbonischer Prinz in verdächtiger Weise Emigranten auf dem rechten Rheinufer um sich sammle, — kein Wort über Vincennes. Am folgenden Tage brachte das offizielle Blatt — die wenigen übrigen Zeitungen durften den Fall gar nicht erwähnen! — an der Spitze einen Hirtenbrief des Bischofs von Coutances, der den Soldaten vor Augen stellte, wie gottergeben täglich der große Bonaparte im Gebet die Siegerstirn vor dem Kreuz beuge, — wer denkt nicht an Richard III. inmitten der Bischöfe? — dann folgt an unscheinbarer Stelle das Urteil des Militärgerichts über einen „soi-disant Louis Antoine Henri de Bourbon" — wohlgemerkt, ein gefälschtes Urteil, denn der Wortlaut des echten war in Malmaison gar zu roh und wortkarg befunden worden. —

Wenn Einwände gegen die Hinrichtung des Bourbon erhoben würden, schrieb Talleyrand schon am 19. März, also zwei Tage vor der Katastrophe, an den Gesandten in Wien, Champagny, und wenn wegen der Verletzung des neutralen Bodens Berufung an das Völkerrecht eingelegt werden sollte, möge er solche Reden „même avec moquerie" einfach zurückweisen; wenn das Heil eines Staates auf dem Spiel stehe, könne man Schutzvorkehrungen nicht mit dem Zirkel abmessen. Es liegt noch das Konzept einer anderen Depesche Talleyrands vor, welche die dreiste Lüge enthält, daß Enghien „mit den Waffen in der Hand" ergriffen

worden sei; sie scheint aber nicht abgeschickt worden zu sein. Nichts kann die demütigende Lage, in welcher sich schon damals die deutschen Fürsten gegenüber dem eigentlichen Gebieter Frankreichs befanden, drastischer kennzeichnen als der Brief, den Talleyrand aus Anlaß der Verhaftung Enghiens an den badischen Minister Baron Edelsheim richtete: „Der erste Konsul hat erfahren, daß der Herzog von Enghien und der General Dumouriez sich in Ettenheim befinden, und, da es unmöglich ist, daß sie ohne Erlaubnis Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht sich dort befinden, nicht ohne den tiefsten Schmerz gesehen, daß ein Fürst, dem er die ausgezeichnetsten Wirkungen seiner Freundschaft hat angedeihen lassen, seinen grausamsten Feinden einen Zufluchtsort eingeräumt hat und zugibt, daß sie ungestört die unerhörtesten Verschwörungen anzetteln. Darum hat der erste Konsul kleinen Truppenabteilungen den Befehl gegeben, die Urheber eines Verbrechens, das seiner Natur nach alle Teilnehmer außer das Völkerrecht setzt, gefangen zu nehmen. Der General Caulaincourt ist vom ersten Konsul mit seinen Befehlen zu diesem Zweck beauftragt. Sie werden nich bezweifeln, daß er bei ihrer Ausführung nicht alle die Rücksicht anwenden wird, die Seine Hoheit verlangen können."

Durch Einschüchterung der europäischen Höfe wurde tatsächlich erreicht, daß weder in Wien noch in Regensburg, weder in Madrid noch in Neapel ein offenes Wort des Tadels laut wurde.

Um so unbedingter und unbeschränkter hat die Geschichte das Vorgehen gegen Enghien verurteilt. Von einer rechtlichen Begründung kann ja gar nicht gesprochen werden. Waren die Richter zuständig? Die Frage ist kaum zu bejahen. War die Verhaftung zulässig? Gewiß nicht. Waren die Zeugenaussagen belastend? Es gab keine Zeugen.

Kam der Verteidiger seiner Verpflichtung nach? Es gab keinen Verteidiger. War der Urteilsspruch nach bestem Wissen und Gewissen gefällt? Er war schon vor der Sitzung in blanco abgefaßt.

Das Ganze war also nicht eine auf Grund gerichtlicher Entscheidung vollzogene Hinrichtung, sondern ein Mord.

Der sogenannte Nymphenburger Vertrag vom 22. Mai 1741.

Dank der langen Friedenszeit haben sich in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich viele Militärs der kriegs- und heeresgeschichtlichen Forschung gewidmet. Ohne Zweifel hat die Geschichtswissenschaft aus dieser erhöhten literarischen Tätigkeit von Offizieren aller Staaten und jeder Waffe Nutzen gezogen. Einzelne Werke gehören zu den bedeutendsten der modernen historischen Literatur.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß — immer Ausnahmen zugegeben! — militärische Schriftsteller in der Behandlung rein politischer oder kulturhistorischer Vorgänge weniger glücklich sind als in der Darstellung und Beurteilung militärischer Begebenheiten, daß sich bei manchen in der Untersuchung nichtmilitärischer Dinge ein Mangel an kritischer Methode bemerkbar macht, eine Unsicherheit in den Handgriffen der wissenschaftlichen Disziplin, die wie alles in der Welt erlernt, schrittweise erworben werden müssen. Ich verweise auf einen Ausspruch des klassischen Militärschriftstellers Generals Jomini: „Seit vielen Jahrhunderten", schreibt er im Jahre 1837, „besitzt die politisch-militärische Geschichte nur ein beachtenswertes Werk, das Friedrichs des

Großen: Geschichte meiner Zeit. Diese Darstellungsgattung, welche sowohl einen gewandten Stil, als auch tiefe und ausgebreitete Kenntnisse verlangt, fordert außerdem militärisches Verständnis, um die Ereignisse richtig beurteilen zu können. Man müßte imstande sein, die Beziehungen und die Interessen der Staaten wie Ancillon zu beschreiben und den Hergang der Schlachten wie Napoleon und Friedrich zu erzählen, um ein Meisterstück in dieser Gattung zu liefern."

Der militärische Schriftsteller kann sich mit dem Bewußtsein trösten, daß es ihm leichter werden dürfte, die Beziehungen und die Interessen der Staaten wie Ancillon zu beschreiben, als dem Laien, den Hergang der Schlachten wie Napoleon und Friedrich zu schildern.

Auch das ersichtliche Bemühen sehr vieler Militärs, die Gründlichkeit und Fülle ihrer Studien im Buche selbst darzutun, beeinträchtigt die Leistungen. Über der Gewissenhaftigkeit des Forschers vernachlässigen diese Verfasser die Kunst des Geschichtschreibers. Bei der Arbeit kann ja der Forscher nicht wißbegierig genug sein, doch wenn er im Buche, dem Produkt seiner Arbeit, alles sagt, was er weiß, statt sich auf das Wesentliche einer Begebenheit und das Charakteristische einer Persönlichkeit zu beschränken, wird er den Leser von Bildung jetzt ermüden, jetzt verstimmen. Der Geschichtschreiber darf nicht auf die Geduld des Publikums bauen, noch ein unwissendes Publikum voraussetzen. Auch den rühmlichen Unternehmungen gereicht der Mangel an künstlerischem Maß zum Nachteil. Zu den verdienstlichsten Werken auf kriegsgeschichtlichem Gebiet gehört z. B. das vom k. u. k. Kriegsarchiv in Wien herausgegebene: „Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen". Insbesondere diejenigen Teile, welche dem jüngst verstorbenen Feldmarschalleutnant von Wetzer unmittelbar oder mittel-

bar ihre Entstehung verdanken, sind nach vielen Richtungen als mustergültig zu bezeichnen. Aber zwanzig mächtige Bände in Großoktav! Dieser gewaltige Umfang gefährdet nicht den Wert, wohl aber die Wirkung des Werkes. Es wird sehr viel Lob und Bewunderung, aber schwerlich die vielen Leser finden, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes und die darauf verwandte Mühe verdienen würden.

Beängstigend droht auch die vom k. u. k. Kriegsarchiv herausgegebene Geschichte des Österreichischen Erbfolgekriegs anzuschwellen. Mit dem vierten, 968 Seiten umfassenden Bande ist das Werk erst beim Vormarsch des Prinzen Karl von Lothringen an den Rhein im Juli 1743 angelangt. Gewiß, wir erhalten auch durch diesen letzten, von den Hauptleuten Oskar Criste und August Porges herausgegebenen Band eine Fülle von Belehrung über die Zustände in den Heeren Österreichs wie der anderen am Kriege beteiligten Mächte, doch zum Nachteil des Ganzen wird mit der gleichen Ausführlichkeit wie das lehrreiche Neue auch das längst und allgemein Bekannte vorgetragen. Ob es notwendig war, auf die kleinsten taktischen Einzelheiten unbedeutender militärischer Vorgänge einzugehen, entzieht sich meiner Einsicht; sehr wohl indes vermag ich zu beurteilen, daß die Politik der Mächte in diesem Bande unnötigerweise auf das breiteste dargelegt wird, unnötigerweise, weil der Verfasser weder auf neue Quellen sich stützt, noch vor seinen zahlreichen Vorgängern durch schärfere Kritik oder lichtvollere Darstellung sich auszeichnet.

Doch nicht über das Buch im allgemeinen soll hier berichtet, nur ein einzelner Abschnitt soll beleuchtet werden, das mit anspruchsvoller Ausführlichkeit behandelte Kapitel über den sogenannten Nymphenburger Vertrag.

Ist am 22. Mai 1741 zwischen Frankreich und Bayern in Nymphenburg jener Vertrag wirklich abgeschlossen worden, dessen angeblicher Text einige Monate später in der Presse der feindlichen Staaten zur allgemeinen Kenntnis gebracht wurde?

Uns schien die Frage gründlich erörtert, gewissenhaft entschieden und, Gott sei Dank!, abgetan zu sein. Criste ist anderer Meinung.

„Am 22. Mai 1741", sagt er, „kam der Nymphenburger Vertrag zustande; derselbe, zehn Artikel und fünf geheime Zusätze enthaltend, lautet usw." Darauf bietet er im vollen Wortlaut den Extrait du traité, den schon Schlosser nach einer Abschrift im Archive des affaires étrangères in Paris kopiert und später Arnold Schäfer in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde (Jahrgang 1865, 280) veröffentlicht hat. Weshalb Criste den Wortlaut des Vertrages, ja auch noch eine deutsche Übersetzung (!!) mitteilt, ist unverständlich, denn nach seiner eigenen Angabe ist auch die Vorlage für diesen neuen Abdruck nur „eine ununterschriebene Kopie im Ministerium des Äußern in Paris in dem Bande Bavière, 1745, Nr. 130, auf Seite 376—383". „Dieser Band", fährt Criste fort, „wurde nach Angabe der Pariser Archivdirektion gleich den anderen Bänden, welche Daten aus dem Österreichischen Erbfolgekriege enthalten, in den Jahren 1760 bis 1770 gesammelt, in welchen die einzelnen, auf diesen Krieg bezug habenden Originale und Kopien chronologisch in ziemlich umfangreiche, sehr solide, aus starkem Schweinsleder hergestellte, auf den drei Außenseiten mit dem bourbonischen Wappen geschmückte Bände gebunden waren."

Wie aus dieser Schilderung hervorgeht, legt Criste darauf Gewicht, daß die Abschrift noch aus dem 18. Jahr-

hundert stammt. Welchen Wert soll aber diese Tatsache haben? Das wußten wir ja schon, daß Abschriften und auch gedruckte Exemplare des angeblichen Traktats schon im August 1741 in Umlauf waren; sie befinden sich als Beilagen in zahlreichen diplomatischen Korrespondenzen jener Zeit. Das kgl. geheime Staatsarchiv in München verwahrt deren drei, im k. allgemeinen Reichsarchiv dürften sich unter den Archivalien ehemaliger reichsunmittelbarer Stände noch mehrere auffinden lassen.

Von den drei Abschriften im Staatsarchiv stammt eine aus der Zeit Karls VII., während eine andere aus dem Jahre 1818 herrührt, unzweifelhaft jene Abschrift, welche Zschokke aus dem Pariser Archiv erhielt und später, wie er in seiner „Selbstschau" erzählt, dem Münchener Archiv übersandte. Denn eben dieser Abschrift liegen drei Briefe bei, die sich auf Zschokkes Nachforschung im Pariser Archiv beziehen, Briefe, die auch für uns noch beachtenswert sind. Der Vorstand des Pariser Archivs, Graf Hauterive, schreibt (ohne Datum) an Guizot, der während der zweiten bourbonischen Restauration Staatsrat war: „Ich teile Ihnen, teurer Kollege, hiemit das Ergebnis der auf Antrag des Herrn Zschokke in den Archiven angestellten Nachforschungen mit; daraus erhellt, daß es, was er auch sagen mag, einen Vertrag vom 18. Mai nicht gibt. Marschall Bellisle war sicherlich der schreibseligste Mensch seiner Zeit (le plus grand écrivassier de son temps). Seine diplomatische Korrespondenz beläuft sich für 18 Monate seiner Tätigkeit auf mehr als 40 Foliobände; man hat sie für die von Herrn Zschokke bezeichneten Zeiträume zu Rate gezogen, hat aber nichts finden können, was zur Annahme berechtigte, daß ein solcher Vertrag abgeschlossen worden wäre; es finden sich darin sogar Briefe vom 18. und 24. Mai aus jenem Ort, wo

angeblich der Vertrag zustande gekommen sein soll, und er versichert, daß in dieser Zwischenzeit sich nichts ereignet hat, was sich darauf in irgend einer Weise beziehen könnte (et il assure que dans cette intervalle de temps il ne s'est rien passé qui puisse s'y rapporter en aucune manière). Übrigens Herr . . . (Hier ist vom Blatt der Streifen mit dem laufenden Text — offenbar nur einer Zeile — weggeschnitten; auf der anderen Seite heißt es weiter:) . . . alle Persönlichkeiten, die für Sie Interesse haben; das wird in meiner Macht liegen." (Folgen nun Mitteilungen über private Angelegenheiten.)

Ein zweiter, „Dienstag, den 18. November" datierter Brief ist von Guizot und, wenn auch die Adresse fehlt, jedenfalls an den damals in Paris lebenden Schweizer Gelehrten Philipp Stapfer gerichtet. Er ist der Begleitbrief des obigen und lautet: „Ich sende Ihnen, lieber Freund, die Antwort des Herrn von Hauterive über das Ergebnis der Nachforschung, die auf meine Bitte in den Archiven angestellt wurde. Es scheint festzustehen, daß der Vertrag vom 18. Mai 1741 nicht existiert und nicht existiert hat."

Stapfer beruhigte sich damit noch nicht, denn aus dem nächsten Jahre liegt ein Brief vor, d. d. „Paris, den 14. Weinmonat 1818, Rue des Jeuneurs No. 4" an Herrn Oberbergrat Zschokke in Aarau: „Ich benütze die erste Gelegenheit, die sich darbietet, um Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, die Abschrift des Bündnisses von 1741 zwischen Frankreich und Bayern zuzuschicken, die ich so lange vergebens mir für Sie ausgebeten hatte. Zum Beweise, daß es nicht an mir gelegen, daß Sie dieses Aktenstück nicht früher erhielten, lege ich hier des Grafen d'Hauterive Ableugnung bey, auf der er bis auf diesen Herbst beharrte. Endlich hat er unseren Bitten um genauere Nachforschung

noch einmal nachgegeben, und siehe da! ein Traktat, dessen Existenz zweifelhaft schien, und Schoell nie in Erfahrung hatte bringen können, brach aus seiner unfruchtbaren Einsamkeit hervor. Ich habe jedoch Grund, zu fürchten, daß dieses Document mit dem, das Sie von Graf Rechberg haben, ganz einerley sey. Allein, da d'Hauterive betheuert, daß die hier beygelegte Copie der wahre geheime Traktat ist, und läugnet, daß unterm Datum, 18. May, in irgend einem Winkel des Archivs irgend ein Buchstabe zu finden sey, so glaube ich mich der Gefahr aussetzen zu müssen, indem ich Ihnen das mitgetheilte mit H(aut) und Haar zuschicke, wie es mir zugestellt ward, Sie mit einem bloßen Doppel zu beschenken." (Folgen noch Privatmitteilungen.)

Zum Verständnis des Stapferschen Briefes muß man wissen, daß Zschokke eine neue Hypothese bezüglich des Nymphenburger Vertrags aufgestellt hatte. Ohne sich auf eine Quelle berufen zu können, nimmt er an (Bairische Geschichten, IV, 68), daß in Nymphenburg zwei verschiedene Verträge aufgesetzt worden seien, am 18. Mai ein Teilungsvertrag und am 22. Mai ein Bündnisvertrag. Der letztere sei wirklich ratifiziert worden, der ältere Vertrag aber, wonach das habsburgische Erbe zwischen Bayern, Sachsen, Spanien, Preußen usw. geteilt werden sollte, sei, „da andere Mächte späterhin mit den darin enthaltenen Verfügungen unzufrieden waren, wie z. B. der scharfsichtige König von Preußen, ungenehmigt und bloßer Entwurf geblieben."

Von dem „Teilungsvertrag" vom 18. Mai ist aber überhaupt niemals ein Tüpfelchen in die Öffentlichkeit gekommen, und der Vertrag vom 22. Mai, der, wie Stapfer frohlockend berichtet, plötzlich „aus seiner unfruchtbaren Einsamkeit" im Pariser Archiv „hervorbrach", sagt nichts anderes,

als was schon 1741 in diplomatischen Korrespondenzen und in der Presse berichtet wurde, und ist nichts anderes als ein Abklatsch der angeblichen „Abschriften“, deren Text von Criste nun wieder aufgetischt wird. Eine Vergleichung ergab, daß die Münchener Handschrift nur in ganz unwesentlichen, wohl auf Schreibverstoß beruhenden Einzelheiten vom Cristeschen Text abweicht.

Schoell, dem wir eine Neubearbeitung des großen diplomatischen Werkes von Koch, des Abrégé de l'histoire des traités de paix entre les puissances de l'Europe, verdanken, gibt als Datum des Bündnisvertrages, den er im übrigen als eine Fälschung betrachtet, den 18. Mai 1741 an.

Wie man auf dieses Datum geraten konnte, läßt sich, glaube ich, aus einer Abschrift erklären, welche der preußische Gesandte Raesfeldt am 24. Oktober 1741 an König Friedrich schickte und welche Droysen in seinen „Abhandlungen“ (S. 256) veröffentlichte. Hier ist nämlich den 10 Artikeln und 5 Geheimartikeln eine Einleitung vorangeschickt, worin über den Abschluß des Vertrages Aufschluß erteilt wird. Darin kommt der Satz vor: . . . . „le comte de Belleisle maréchal de France et son ambassadeur et plénipotentiaire, qui s'étant présenté en cette qualité auprès de S. Altesse Electorale le 18 Mai 1741 a fait, conclu et signé . . . le traité suivant . . .“

Die Übersetzung darf natürlich nur lauten: „Der sich in dieser Eigenschaft am 18. Mai 1741 Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht vorstellte, hat den folgenden Vertrag geschlossen usw.“ Bei flüchtigem Lesen kann man aber leicht irrtümlich übersetzen: „hat am 18. Mai 1741 den folgenden Vertrag geschlossen,“ freilich nur, wenn man den vorletzten Satz der Urkunde nicht beachtet, wo es ausdrücklich heißt, die

drei Minister (von Frankreich, Spanien und Bayern) hätten den Vertrag abgeschlossen „am 22. Mai 1741“.

Früher wurde der Umstand, daß ein Original des Nymphenburger Traktats bisher nirgend und von niemand aufgespürt werden konnte, als Hauptbeweis gegen die Echtheit angesehen. Criste ist um eine Erklärung dieses Umstandes nicht verlegen. Sie ist allerdings nicht neu, sondern schon weiland von Pajol ausgetüftelt worden. „Von den zwei Exemplaren“, meint Criste, „sei das eine im Besitz Belleisles gewesen, . . ., von ihm selbst gelegentlich seiner Gefangennahme in Elbingerode mit seiner ganzen Korrespondenz vernichtet worden.“

Dann müßte man annehmen, daß Belleisle den im Mai 1741 abgeschlossenen Vertrag drei Jahre hindurch — in diese Zeit fallen seine Rückkehr nach Versailles, sein Aufenthalt auf dem Frankfurter Wahltag, seine Feldzüge in Böhmen, seine Gesandtschaftsreisen im Interesse des Frankfurter Bündnisses — immer bei sich geführt, oder daß er die Urkunde eigens zur Fahrt nach Berlin mitgenommen habe, auf welcher er am 20. Dezember 1744 wegen Mangels eines Passes in der hannoverschen Enklave Elbingerode verhaftet wurde. Das eine ist so unglaublich wie das andere.

„Daß das zweite (Exemplar)“, fährt Criste fort, „bis jetzt noch niemand zugänglich gemacht wurde, könnte freilich verwundern, wenn die strenge Absperrung des bayerischen Haus- und Staatsarchivs nicht bekannt wäre.“

Mit einem ungerechten Vorwurf wird nichts klargestellt. Im Münchener Staatsarchiv wurde früher den Privatpersonen die Einsicht in gewisse Archivalien nicht gestattet. Das war aber auch anderswo, auch in Wien. Herr Hauptmann Criste möge sich nur erinnern, daß er selbst noch in seiner Schrift über den Rastatter Gesandtenmord zahlreichen

Schriftstücken die Bemerkung „Bisher sekretiert" anfügte. Mit jenem veralteten Absperrungssystem hat man in Wien zuerst gebrochen. Das wird von jedem Historiker dankbar anerkannt. Doch seither sind auch die Münchener Archive in liberalster Weise der Forschung zugänglich gemacht, und die Herren Mitarbeiter an den Publikationen des k. und k. Kriegsarchivs werden schwerlich über Mangel an Entgegenkommen klagen können.

Es sei an sich nicht wunderbar, meint Criste, daß man in Frankreich und Bayern sowohl den Inhalt als auch die Existenz dieses Vertrags überhaupt zu verleugnen suchte, da ja das Bekanntwerden in Holland, England und Deutschland den übelsten Eindruck machen mußte.

Insofern hat ja Criste recht: Wenn der Vertrag existierte, war die Ableugnung Belleisles und der französischen Regierung beim ersten Auftauchen der Nachricht erklärlich. Doch schon nach wenigen Jahren lag die Sache anders. Durch den Füssener Frieden setzte sich die bayerische Politik in entschiedenen Gegensatz zur französischen Regierung, und seither — es sei nur an die Jahre 1813, 1832, 1840, 1870 erinnert! — stand Bayern häufig auf seiten der Gegner Frankreichs. Und trotzdem sollte auf französischer Seite immer so zarte Rücksicht auf Bayern genommen worden sein? Um einen bayerischen Fürsten nicht bloßzustellen, hätte man bis heute bei der Ableugnung jenes Vertrages verharrt? Alle Sünden der Ludwige und Napoleone wurden schonungslos aufgedeckt, aber für die sämtlichen königlichen und kaiserlichen, revolutionären und republikanischen Regierungen Frankreichs soll es ein unverbrüchliches Gebot geblieben sein, das Andenken Karl Alberts von Bayern zu schonen? Kann man ernsthaft solches glauben?

Die Verheimlichung des Traktats, sagt Criste, sei um so leichter möglich gewesen, da außer dem König von Frankreich und dem bayerischen Kurfürsten und außer Fleury, Belleisle und Törring niemand um den Handel wußte. Auch Ranke habe diese Ansicht geteilt. „Jedermann weiß," bemerkt Ranke, „daß Ludwig XV. auch sonst hinter dem Rücken seiner Minister politische Verhandlungen zu pflegen liebte. Einer der Männer seines Vertrauens war damals Belleisle, dem man es zuschrieb, wenn der König und Kardinal Fleury auf die Pläne gegen Österreich eingingen. Mir will nun scheinen, als ob der Traktat von Nymphenburg das Produkt einer solchen Verhandlung sei."

Ganz recht, Ludwig XV. verhandelte nicht ungern hinter dem Rücken seines Ministeriums; daß aber der König über einen Vertrag, der den Staat zur Aufstellung großer Heere und zur Zahlung ungeheurer Summen verpflichtet und eine radikale Änderung des Territorialbestandes in Aussicht stellt, den leitenden Minister des Auswärtigen, Amelot, in völliger Unkenntnis gelassen habe, ist unglaublich.

Und wenn gesagt wird, die Geheimhaltung sei dadurch erleichtert worden, daß von den Fürsten nur drei Personen ins Vertrauen gezogen waren, kann man kurz und gut erwidern, daß unter solchen Umständen das Bekanntwerden der Abmachung erst recht ein Rätsel sei. Wie denkt sich Criste diesen Vorgang? Wenn der Vertrag sogar vor dem Minister des Auswärtigen geheim gehalten werden sollte, werden die Wissenden doch alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, um eine Entwendung oder eine Abschrift der Urkunde zu verhindern. Wann tauchte die Kunde von Karl Alberts reichsverräterischem Einverständnis mit Frankreich zum erstenmal auf? Als mit der Besetzung Passaus und mit dem Vormarsch der Bayern in Oberösterreich die

Feindseligkeiten gegen Österreich eröffnet waren, die ersten französischen Kolonnen schon den Rhein überschritten hatten und der Freundschaftsbund zwischen König Ludwig und dem künftigen deutschen Kaiser in der Wahlstadt Frankfurt demonstrativ gefeiert wurde, erschienen die ersten Abschriften eines Vertrags, dessen Geheimartikel geradezu ungeheuerliche Zugeständnisse an Frankreich enthielten. Allerdings leiht Frankreich dem Verbündeten dafür nicht nur seine Soldaten, sondern auch bares Geld. Ein Jahr und einige Monate lang erhält Bayern monatlich nicht weniger als zwei Millionen Livres von der französischen Regierung vorgestreckt! Dreißig Millionen auf Borg! Ein großmütiger Gläubiger? Nein, denn Frankreich soll alles von seinen Truppen besetzte Land, alle mit Güte oder Gewalt eingenommenen Städte des Reiches, desgleichen in den Niederlanden alles eroberte Gebiet mit Einschluß der Grenzfestungen für ewige Zeiten behalten dürfen! Also ein wucherischer, ruchloser Gläubiger, ein Freund, vor dem einen der Himmel behüten möge!

Belleisle legte sofort gegen die „Fälschung“ Verwahrung ein, der französische Hof ließ gegen Absatz und Verkauf des „von Anfang bis zu Ende betrügerischen Machwerks“ Protest erheben, die Vertreter der Generalstaaten gaben eine Erklärung ab, der Druck sei wider ihr Wissen und Wollen bewerkstelligt worden, und sie seien der Überzeugung, daß alles Lug und Trug und eine grobe Fälschung sei.

Dies alles war nach Cristes Auffassung nur Spiegelfechterei, um die öffentliche Meinung irrezuführen.

Der preußische Minister v. Podewils erwiderte dem Gesandten Raesfeldt im Haag, der eine Abschrift an ihn gesandt hatte, „man müsse in öffentlichen Geschäften wenig bewandert sein, wollte man dieses Aktenstück für echt halten“.

„Es bedarf wohl keines weiteren Beweises," sagt Criste, „daß ein in dieser Frage ganz und gar parteiischer Mann wie Podewils um so weniger als Autorität gelten kann, als er seine Behauptung offenbar nur auf die einzelnen Irrtümer und Falschheiten gründete, die in den in Umlauf gesetzten Abschriften dieses Vertrages vorkamen."

Will uns aber Criste nicht auch sagen, weshalb Podewils als ein „in dieser Frage ganz und gar parteiischer Mann" gelten soll? Soll er vom König von Frankreich oder vom Kurfürsten bestochen gewesen sein? Oder soll er diese verbündeten Fürsten so sehr ins Herz geschlossen haben, daß er, um sie weiß zu waschen, vor seinem Landsmann, vor dem Gesandten und Stellvertreter seines Königs falsches Zeugnis ablegte?

Oder glaubt Criste, daß König Friedrich einen Vertrag gebilligt und geduldet hätte, der für die Franzosen ein Freipaß war, von deutschem Land nach Herzenslust zu raffen und zu rauben? —

„Diese Unrichtigkeiten (in den Abschriften)", fährt Criste fort, „waren es auch, die später willkommene Handhabe boten, die Echtheit des . . . . Vertrags anzuzweifeln, weiterhin aber mit Hilfe einiger Aktenstücke, aus denen sich mit einem Schein von Berechtigung einige Beweise ableiten ließen, den ganzen Vertrag in den Bereich der „Fabel" zu verweisen."

Das geht auf Droysen, weil dieser in der Einleitung der von ihm mitgeteilten Raesfeldtschen „Abschrift" zahlreiche Irrtümer und Unklarheiten nachwies.

„Selbst wenn Droysens Bemerkungen alle richtig wären, was nicht der Fall ist, so richten sie sich doch nur gegen die von dem preußischen Gesandten Raesfeldt an sein Ministerium gesandte Kopie dieses Vertrages; in der

im Pariser Archiv befindlichen Kopie fehlt aber diese Einleitung."

Mit oder ohne Einleitung — die Kopie im Pariser Archiv an sich hat ebensowenig urkundlichen Wert, wie die Kopie Raesfeldts. Außerdem hat Droysen nicht bloß in der „Einleitung" Unrichtigkeiten und Widersprüche nachgewiesen. Das wird von Criste mit Schweigen übergangen. Der fünfte Separatartikel z. B. besagt, daß der spanische Gesandte im Auftrag seines Herrn gebeten habe, die Krone Spanien in diesen Vertrag mit einzuschließen, und daß zwischen den drei Bevollmächtigten die und die Bestimmungen verabredet worden seien, — Bestimmungen, welche den Resolutionen in dem am 28. Mai zu Nymphenburg wirklich abgeschlossenen spanisch-bayerischen Vertrage in sehr wesentlichen Punkten widersprachen. Der Separatartikel sagt, die spanische Regierung werde dem Kurfürsten für 12 000 Mann, die er nach Italien schicken soll, monatlich 20 000 Pistolen, d. h. also 192 000 Gulden zahlen; im spanisch-bayerischen Vertrag ist nur von 6000 Mann die Rede, für welche Spanien 80 000 Gulden in Aussicht stellt. „Um die Seltsamkeit zu erhöhen," sagt Droysen, „heißt es am Schlusse dieses Separatartikels, daß die drei Bevollmächtigten nicht etwa bloß diesen Artikel, sondern den ganzen Vertrag unterzeichnet haben: ont fait, arrêté et conclu et signé le présent traité au nom des Rois leurs maîtres", obenein eine seltsame Bezeichnung für zwei Könige und einen Kurfürsten." Criste geht darauf gar nicht ein, sucht dagegen eine von mir beanstandete Stelle zu verteidigen. Ich hatte erklärt, daß mir jene Bestimmung ganz besonders das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit zu tragen scheine, welche die Zumutung enthält, daß der Kurfürst, der nicht einmal zum Einfall in das österreichische Gebiet eine ge-

nügende Streitmacht besaß, zur Eroberung der italienischen Provinzen für den König von Sizilien ein verhältnismäßig bedeutendes Korps abgeben sollte. Seltsam möge diese Forderung erscheinen, das gibt Criste zu, „aber in dem spanisch-bayerischen Vertrag, dessen Echtheit von niemand mehr bezweifelt wird, auch nicht von Heigel, heißt es ausdrücklich (Artikel 9), daß der Churfürst von Bayern sich verpflichte, 5000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie zu der geplanten Diversion in Italien beizustellen." Diese Behauptung ist aber nicht richtig. Allerdings forderte Graf Montijo bei den Verhandlungen in Nymphenburg, daß der Kurfürst mit seinen eigenen Truppen die Unternehmungen in Italien zur Erwerbung der italienisch-habsburgischen Besitzungen für Spanien unterstützen sollte; diesem Ansinnen widersetzte sich aber Graf Törring, und auf den freundschaftlichen Rat Belleisles wurde vereinbart, daß die spanische Krone dem Kurfürsten zur Anwerbung von 6000 Mann — im gefälschten Traktat ist von 12 000 die Rede — monatlich 80 000 Gulden — nicht 192 000 Gulden — zur Verfügung stellen sollte; das genannte Korps sollte auch, falls es für nötig befunden würde, zur Unterstützung der spanischen Kriegsoperationen Verwendung finden. Die Sendung nach Italien war also nicht zur Bedingung gemacht. —

Ich habe seinerzeit auch auf das Unwahrscheinliche hingewiesen, daß der mehr als sparsame Fleury dem Kurfürsten 30 Millionen Livres zugesprochen habe — in den diplomatischen Korrespondenzen, die wir später unter die Lupe nehmen werden, ist nur von viel geringerer Geldhilfe die Rede. Criste übergeht auch dies.

Von Droysen und mir wurde hervorgehoben, daß von allem dem, was angeblich am 22. Mai gewissermaßen als Grundlage der französisch-bayerischen Kriegführung und

Politik festgesetzt wurde, soviel wie nichts zur Ausführung kam.

Nach Artikel 6 sollten die Franzosen erst über den Rhein gehen, wenn die Armee des Kurfürsten mindestens in einer Stärke von 30 000 Mann schlagfertig stände und der Feldzug bereits tatsächlich eröffnet wäre. Tatsächlich verfügte Karl Albert bei Beginn des Feldzuges kaum über 20 000 Mann, und die Festung Passau, deren er sich in den letzten Julitagen bemächtigte, war nicht „in Feindesland". Ranke hat dagegen eingewendet: „Die unvollständige Ausführung eines Versprechens, hindert an sich nicht, daß dies wirklich gegeben wäre." Zugegeben, aber die Sache gewinnt denn doch ein anderes Ansehen, wenn sich zeigt, daß auch bezüglich aller übrigen Bestimmungen zwischen Vertrag und Wirklichkeit keine Übereinstimmung besteht.

Criste glaubt zwar, eine solche nachweisen zu können. In Artikel 1, sagt er, verpflichtet sich der König von Frankreich, innerhalb drei Monaten 12 000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter zu Hilfe zu senden. Wirklich finde sich dieser Zeitraum schon in einem Memoire Amelots im April 1741 in Aussicht gestellt: erst im Monat August könne der Abmarsch erfolgen.

Nun, wenn der Traktat, wie ich annehme, eine im August 1741 hergestellte Fälschung war, fiel es nicht schwer, zu sagen, bis zu welchem Zeitpunkt die Franzosen einrücken würden.

Dagegen besteht eine erhebliche Differenz in bezug auf die Stärke des in Aussicht gestellten Hilfskorps. Der angebliche Vertrag spricht nur von 16 000 Mann; Amelot und Belleisle aber versprechen im April 30 000 Mann und erklären, mit weniger als 50 000 Mann dürfe die französisch-

bayerische Armee nicht ins Feld rücken. Wo ist hier die Übereinstimmung?

Noch dringlicher ist diese Frage aufzuwerfen in bezug auf den ungeheuerlichen dritten Separatartikel, der Frankreich das Recht einräumte, alle von französischen Truppen eingenommenen „Länder und Städte“ auch nach Beendigung des Krieges zu behalten.

Ich wies schon früher darauf hin, daß nichts uns berechtigt, Karl Albert des nackten Verrats am Reich für fähig zu halten, trotz seiner Vorliebe für französisches Wesen und seiner Abhängigkeit vom französischen Kabinett, daß nichts in seinen geheimsten diplomatischen Briefschaften für ein derartiges verächtliches Entgegenkommen zeugt, daß er im Gegenteil nicht bloß in seiner öffentlichen Erklärung, sondern auch in allen seinen Privatbriefen mit der Entschiedenheit eines wahrhaften Mannes beteuert, niemals an eine Abtretung deutschen Landes gedacht, geschweige denn sie versprochen zu haben. Dem Grafen Seinsheim, der im Sommer 1742 mit den Engländern und Holländern unterhandelte, um für den Kaiser Frieden zu gewinnen, versicherte er aufs bündigste, er habe vollkommen reine Hände und könne sich, wenn Frankreich nichts mehr für ihn tun wolle, ruhigen Gewissens von König Ludwig trennen. „Lord Stair möge wissen, daß ich nicht ein Dorf an Frankreich als Lohn versprochen habe, daß diese Krone nur um meinetwillen sich in den Krieg einließ.“

Dies ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob sich Frankreichs leitender Minister für Kaiser Karl nur um seiner von Frau Rat Goethe so gerühmten schönen blauen Augen willen in den Krieg eingelassen hätte. In Paris wollte man an der Spitze des Deutschen Reiches einen mit Frankreich verbündeten und infolge unzureichender eigener

Machtmittel von Frankreich abhängigen Kaiser haben, und außerdem war der Hintergedanke, daß es gut sei, wenn das Landesgebiet des alten Gegners Österreich zugunsten von drei oder vier kleineren Staaten ausgeschlachtet würde, eine starke Lockung.

Wie verhält sich nun aber der geschichtliche Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges zu der Fabel von der Abtretung aller Eroberungen? Die Bevölkerung der oberösterreichischen und böhmischen Gebiete, welche Franzosen und Bayern besetzen, wird gezwungen, die Herrschaft des Kurfürsten von Bayern als des rechtmäßigen Erben des habsburgischen Hauses anzuerkennen. Aber auch aus den westdeutschen Gebieten, welche die Franzosen allein durchzogen, hört man nichts, daß sie irgend welche Anstalt gemacht hätten, für Frankreich diesen Besitz zu sichern.

Und ebensowenig stimmt der Wortlaut des Separatartikels 4 zu den Tatsachen. Nach jenem sollte alles von Franzosen in den österreichischen Niederlanden eroberte Gebiet mit Einschluß der Barriereplätze bei Frankreich verbleiben. Insbesondere die Festen an der Grenze waren für Frankreich wichtig. Man hätte also nach dem angeblichen Vertrag erwarten müssen, daß die Franzosen sogleich ihren Vorteil wahrnehmen, die Bevölkerung vereidigen, die festen Plätze mit den Ihrigen besetzen würden.

In Wirklichkeit geschah nichts dergleichen. Fleury tat im Gegenteil alles, um die Holländer zu beruhigen. Nicht bloß ihnen, sondern auch den österreichischen Niederlanden wurde die Begünstigung neutraler Mächte gewährleistet, Dünkirchen sogar einer staatischen Besatzung anvertraut.

Von allen diesen, teils von Droysen, teils von mir angeführten Tatsachen macht Criste einfach keine Erwähnung. Ebenso übergeht er eine andere, für die Kritik des Vertrages

sehr nützliche Mitteilung in meiner zweiten Abhandlung über den Nymphenburger Traktat.

Kurz vorher hatte ich das Tagebuch Karls VII. aufgefunden und herausgegeben. Der Kaiser bespricht darin ausführlich die Vorgänge während der Anwesenheit Belleisles in Nymphenburg. Seine Erzählung stimmt genau mit den Berichten Belleisles an Fleury und Amelot überein. Er spricht von den Verhandlungen wegen des künftigen Feldzuges, von den Bemühungen, Sachsens und Preußens Hilfe zu gewinnen, vom Abschlusse des spanisch-bayerischen Vertrags mit Graf Montijo, — kein Wort von einem Vertrag zwischen Frankreich und Bayern!

Nun wird zwar Criste einwenden, Karl werde wohl Bedenken getragen haben, eine Handlungsweise, die ihn vor Mit- und Nachwelt bloßstellte, seinem Tagebuch anzuvertrauen. Allein Karl spricht an anderen Stellen so offen und rückhaltlos von seiner Abhängigkeit von Frankreich, gibt sich so gar keine Mühe, dieselbe zu beschönigen oder zu bemänteln, daß sich mit Sicherheit annehmen läßt, er würde, falls der Aufenthalt Belleisles ein so wichtiges Ereignis gezeitigt hätte, auch dieses nicht stillschweigend übergangen haben. —

Das Hauptgewicht legte ich auf die internen Vorgänge in Versailles. Ich konnte dartun, daß „gerade in den Monaten Mai und Juni das französische Kabinett keineswegs gesonnen war, sich zur Unterstützung des Kurfürsten in einen Krieg mit Österreich einzulassen, und daß seine dilatorische Politik erst im Juli einen faktischen Umschwung erfuhr". Nur die Hauptpunkte meiner Beweisführung seien in Kürze wiederholt.

Von Doppelzüngigkeit ist der Leiter der französischen Politik nicht freizusprechen. Noch am 26. März 1741 schrieb Fleury an Maria Theresia, er sei nach wie vor der

willigste Verteidiger der pragmatischen Sanktion und werde sowohl die Tochter Karls VI. gegen alle Feinde schützen, als auch ihrem Gemahl zum Kaiserthrone verhelfen; nur die Scheu, der unbefugten Einmischung in deutsche Reichsverhältnisse bezichtigt zu werden, binde ihm bislang die Hände. Dabei hatte er schon am 6. März dem Kurfürsten von Bayern die Versicherung gegeben, daß „der König nichts versäumen werde, um Ihre Erhebung zum Kaiser zu betreiben, die von Seiner Majestät nicht minder herbeigesehnt wird, als von Ihnen selbst, und daß ich nur dann zufrieden sterben kann, wenn ich dazu beigetragen haben werde. Nach meiner Auffassung ist die Ehre Frankreichs dabei ebenso im Spiel wie die Wohlfahrt des Reiches, ja, ich sehe darin das wichtigste Ziel, Deutschland endlich von dem Drucke zu befreien, den das Haus Österreich seit mehr denn drei Jahrhunderten ausgeübt, und der noch schwerer lasten würde, wenn man dieses Haus in der Person des Großherzogs durch Verleihung der Kaiserkrone wieder auferstehen ließe." Ende März ging das französische Kabinett einen Schritt weiter. Am 30. nämlich teilte König Ludwig dem bayerischen Gesandten Prinzen Grimberghen mit, er habe sich nun entschlossen, dem Kurfürsten zur Beitreibung seiner Ansprüche gegen Österreich ein Korps von 30 000 Mann und eine Million Livres zur Verfügung zu stellen. Am 12. April sprach Karl Albert dafür seinen Dank aus. Es wurden 31 Fragen nach München gerichtet, auf die man Antwort zu haben wünsche: über die Zahl der Truppen, die der Kurfürst selbst stellen könne, über seine Aussichten, unter den Reichsfürsten Bundesgenossen zu finden, über die Wege, welche die französischen Hilfstruppen einschlagen sollten, über ihre Verpflegung usw. Vor Ablauf von drei Monaten werde der Übergang über den Rhein nicht erfolgen können.

Mit dem Grafen Belleisle, der demnächst am bayerischen Hofe erscheine, würde wegen der Kriegsvorbereitungen alles Nähere vereinbart, inzwischen auch mit General Mortaigne darüber verhandelt werden. Letzterer kam am 6. April nach München; am 14. April wurde mit ihm ein provisorischer Feldzugsplan entworfen.

Daß aber das Kabinett von Versailles noch keineswegs zu sofortiger, tatkräftiger Unterstützung der bayerischen Ansprüche entschlossen war, daß man dort abwarten wollte, wie Preußen und Sachsen sich zur Erbfolge- und Kaiserfrage stellen würden, erhellt aus einem Briefe Törrings an Belleisle vom 5. Mai 1741. „Die letzten Briefe aus Paris verraten, daß alle Beschlüsse wieder suspendiert sind bis zum Eintreffen Ihrer Nachrichten, weil man dort ebenso den Gefühlen des sächsischen Hofes mißtraut, wie der Festigkeit des Königs von Preußen. Doch Ihre Geschäftsgewandtheit beruhigt mich, und ich verspreche mir großen Vorteil von dem zweiten Besuche, den Sie dem sächsischen Hofe abstatten wollen." Törring knüpft daran den Wunsch, Belleisle möge doch recht bald nach München kommen, um den Kurfürsten zu beruhigen, der durch die letzten Pariser Nachrichten aufs peinlichste überrascht worden sei.

Törrings Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die Rundreise Belleisles an den deutschen Höfen war von glücklichstem Erfolg begleitet. In Bonn und Ehrenbreitstein gelang es ihm, die freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich, die kurz vor ihm Graf Colloredo befestigt hatte, wieder in Frage zu stellen. Nicht minder günstig wirkte er am Dresdener Hofe gegen die beabsichtigte Verbindung mit Österreich, und auch König Friedrich von Preußen zeigte sich im allgemeinen geneigt, mit Frankreich und dem Schützling Frankreichs Hand

in Hand zu gehen; nur verschwieg Friedrich nicht, daß er zu dem wetterwendischen Fleury kein Vertrauen habe. Wenn es Fleury so ernst damit sei, den Kurfürsten von Bayern auf den Kaiserthron zu setzen, wie sei dann die Saumseligkeit zu erklären, mit der Frankreich die Kriegsrüstungen betreibe? Bevor er selbst endgültig für Karl Albert eintrete, müsse er eine Tat, eine entscheidende Tat Frankreichs und seines Schützlings vor Augen haben. „Ehe dies nicht geschieht, darf man auf mich nicht mehr rechnen als auf ein Baumblatt im Herbstwind!"

Vom preußischen Feldlager vor Brieg begab sich Belleisle nach Nymphenburg, wo Karl Albert Hof hielt. Am 19. Mai berichtete er nach Versailles über seine Aufnahme und an den folgenden Tagen über seine Unterredungen mit dem Kurfürsten und den bayerischen Ministern und Räten. Von einem Vertrag mit Frankreich wird keine Silbe erwähnt, nur der auf Belleisles Betreiben zwischen dem Kurfürsten und dem spanischen Gesandten vereinbarte Vertrag wird besprochen. Auch stellt Belleisle das nachdrückliche Verlangen, daß es zwischen Frankreich und Bayern endlich aus unsicheren Präliminarien zu festen Beschlüssen und klaren Verhältnissen kommen möge. Diese Angelegenheit sei im Conseil vor allem und möglichst bald zu beraten und zu erledigen. Und wenn die Entscheidung zugunsten Bayerns ausfalle, möge man sofort mobil machen.

„Ist es denkbar," schrieb ich in meiner zweiten Abhandlung, „daß ein Gesandter, der einen geheimen Vertrag mit einer fremden Macht abgeschlossen hätte, unmittelbar darauf an den Leiter der auswärtigen Angelegenheiten seines eigenen Staates die Aufforderung richten würde, doch endlich die Beziehungen zu eben jener fremden Macht zu ordnen? Daß er in militärische und finanzielle Details eingehen

würde, während schon alles durch den geheimen Vertrag genau geregelt wäre?" —

Ich muß das schon Gesagte wiederholen, weil ich es nicht besser zu sagen weiß und weil Criste meine Ausführungen so gut wie unbeachtet ließ. —

Nach einem überaus höflichen Brief (3. Juni) an König Ludwig, in dem Karl Albert von seinen schönen Hoffnungen auf festere Bande spricht, richtet er drei Tage später an Kardinal Fleury die dringende Bitte, ihn nicht länger in Ungewißheit zu lassen, inwieweit ihm Frankreich zum Besitz der habsburgischen Erbschaft verhelfen wolle; wenn Maria Theresia die Erbstaaten in ihrem vollen Umfang behalte, werde die Kaiserkrönung ihres Gemahls unausbleibliche Folge sein; es müsse also endlich mit der militärischen Aktion begonnen werden. Die nämliche Vorstellung macht Belleisle am nämlichen Tage in seinem Schlußbericht über seine diplomatische Tätigkeit an den deutschen Höfen. In Mainz, wie im preußischen Kabinett trage man nur deshalb Bedenken, die bayerische Bewerbung offen und entschieden zu unterstützen, weil über die Haltung Frankreichs noch immer Ungewißheit herrsche. Man möge also endlich in Versailles zu einem festen Beschluß kommen. Und wieder bittet er, diese Frage zuerst und möglichst bald im Conseil zu beraten. „Nach meiner Ansicht", sagt Belleisle wörtlich, „würde sich bezüglich der finanziellen Stipulationen empfehlen, daß der König eine Art Vertrag mit dem Kurfürsten abschließe, oder dieser doch überhaupt etwas Schriftliches über Vermehrung und Dauer der Subsidienzahlung erhalte."

Konnte der Kurfürst am 3., konnte Belleisle am 6. Juni sich in solchen Erörterungen ergehen und solche Wünsche aussprechen, wenn der Nymphenburger Traktat schon am 22. Mai abgeschlossen und am 3. Juni ratifiziert worden wäre?

Wie soll man den Widerspruch mit Separatartikel 2, der die finanziellen Leistungen des französischen Hofes genau bestimmt, sich erklären?

Und welche Antwort wird nun vom französischen Hofe gegeben? Am 21. Juni schreibt Amelot an Belleisle, an einen Feldzug, wie ihn Belleisle mit französischen Streitkräften zu unternehmen beabsichtige, sei schon mit Rücksicht auf die zweideutige Haltung Preußens und die vorgerückte Jahreszeit nicht zu denken. Höchstens könnte man dem Kurfürsten zwei Millionen Livres vorstrecken — man erinnere sich: im Nymphenburger Vertrag, Geheimartikel 2, ist gesagt: Frankreich wird fünfzehn Monate lang monatlich zwei Millionen Livres zahlen!! — und ein Hilfskorps von 20000 Mann — nach dem Nymphenburger Vertrag 72000 Mann!! — zu Verfügung stellen. „Wenn Seine Kurfürstliche Hoheit den Prinzen von Grimberghen mit Vollmacht ausrüsten wird, so wird auch mich Seine Majestät der König autorisieren, unter Bedingungen, die noch näher festzusetzen sind, einen Vertrag abzuschließen.“ —

Wenn Wiedemann und nun wieder Criste erklären, von einer ablehnenden Haltung des Versailler Kabinetts könne nicht die Rede sein angesichts des am 5. Juni mit Preußen geschlossenen Vertrags, so kann ich auch dieser Behauptung nicht im Sinne Cristes zustimmen.

Im vierten Separatartikel des preußisch-französischen Vertrags wird gesagt, der König von Frankreich habe sich in Berücksichtigung der gerechten Ansprüche des Kurfürsten von Bayern auf einige Staaten der habsburgischen Erbschaft dazu entschlossen, ihm alle zur Abwehr der österreichischen Bedrohung notwendigen Mittel zu liefern und zu seiner Unterstützung so viele Hilfstruppen zu senden, als

nötig sind, um sein Land gegen jeden Angriff zu sichern, und ihn für alle Fälle durch eine mächtige Diversion instand zu setzen, nichts von seinen Feinden befürchten zu müssen und die Gerechtigkeit seiner Ansprüche zu behaupten."

„Diese feierliche Zusage", schreibt Criste, „beweist nicht nur, wie fest entschlossen Frankreich zu einem Kriege mit Österreich war, sondern auch, daß das französische Kabinett dafür ebenso feierliche und bestimmte Zusicherungen von seiten Bayerns erhalten haben mußte."

Was den festen Entschluß Frankreichs zu einem Kriege mit Österreich betrifft, so habe ich den guten Willen Fleurys, den bayerischen Kurfürsten zu unterstützen und das Haus Habsburg zu schwächen, niemals in Abrede gestellt. Beweis für die kriegerischen Absichten sind die Verhandlungen mit den übrigen deutschen Höfen, die Sendung Mortaignes und Belleisles nach München, die freundschaftlichen Briefe König Ludwigs an den Kurfürsten.

Entschlossen waren König und Minister, doch zwischen Entschluß und Tat kann lange Zeit vergehen. Auch mit dem Vertrage vom 5. Juni war das gegenseitige Mißtrauen Friedrichs und Fleurys, der Beweggrund für die französische Zauderpolitik, keineswegs geschwunden. Alsbald unterhandelte König Friedrich wieder mit den Engländern, und da Belleisle ihn bedrängt, offen für Bayern einzutreten, schreibt er am 10. Juli an Fleury: „Erwarten Sie nichts von mir, ehe nicht Sie selbst die Operationen begonnen haben, und seien Sie überzeugt, daß ich, wenn ich dem Kurfürsten von Bayern meine Stimme geben soll, erst volle Gewißheit haben muß, daß seine Truppen in Aktion sind, und die französischen ihm in Deutschland zu Hilfe eilen. Hiernach mögen Sie Ihre Maßnahmen treffen!" —

Gänzlich unberücksichtigt läßt Criste die Sendung Beauvaus nach München, ebenso die Nachrichten des Herzogs von Broglie über die Vorgänge in Versailles zu Anfang Juli. Da Broglie die Mémoires inédits Belleisles und dessen Briefwechsel mit seinem Bruder benützen konnte, sind sie wichtig.

Durch die von mir seinerzeit im Wortlaut mitgeteilte „Instruction du Roy au. sr. mr. de Beauvau, brigadier des armées de sa Majesté, allant en qualité de son ministre plénipotentiaire auprès de l'électeur de Bavière, le 1. juilliet 1741" wurde Beauvau aufs genaueste unterrichtet über alle Verhandlungen, die bisher wegen der österreichischen Erbfrage zwischen Frankreich und Bayern gepflogen worden, besonders über das, was Belleisle während seiner Anwesenheit in Nymphenburg mit dem Kurfürsten, Törring und Montijo verabredet hatte, — ja, die Sendung Beauvaus wird geradezu eine „Fortsetzung" der Unterhandlungen Belleisles genannt. Insbesondere sollen über den Einmarsch der französischen Truppen genauere Bestimmungen getroffen werden. Auf den spanisch-bayerischen Vertrag vom 28. Mai wird ausdrücklich Bezug genommen, aber nirgend ein Wort von dem Vertrag vom 22. Mai.

Auch hierzu kann ich nur meine frühere Äußerung wiederholen: „Es wäre geradezu ein Nonsens, wollte man annehmen, daß mit dem Gesandten, dem eine so vertrauliche und wichtige Mission anvertraut war, Verstecken gespielt, daß ihm ein Vertrag, der den beiden Kontrahenten die wichtigsten Verpflichtungen auferlegte, verheimlicht worden wäre!"

Die Darstellung Broglies von den entscheidenden Verhandlungen in Versailles bestätigt meine Schilderung der französischen Kabinettspolitik in allen Stücken. Es gab im

Kronrat eine zahlreiche Partei, die von dem Wagnis eines Krieges mit Österreich nichts wissen wollte, allein gegen Belleisles glänzende Beredsamkeit kamen die Friedensfreunde mit ihren nüchternen Vernunftgründen nicht auf. Es sei zu bedauern, soll einer der königlichen Prinzen geäußert haben, daß man über eine schlechte Sache so gut sprechen könne.

Am 25. Juli meldete Belleisle dem Kurfürsten Karl Albert, sowie dem König Friedrich, daß sein Programm die allerhöchste Genehmigung gefunden habe und am 15. August eine französische Armee den Rhein überschreiten werde, um mit den Bayern vereint die Erblande zu bekriegen.

Karl Albert indes, durch die bisher so zweideutige Haltung des französischen Kabinetts in seinem Vertrauen erschüttert, wollte wissen, ob er auch auf ausreichende Hilfe rechnen könne, und was ihm beim glücklichen wie bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges gewährleistet würde. Er ließ also in Versailles den Entwurf eines Vertrags vorlegen, der die gegenseitigen Leistungen und Verpflichtungen festsetzte.

Wohl bemerkt, der Kurfürst, dem denn doch der Inhalt des Nymphenburger Traktates hätte bekannt sein müssen, wünschte ein solches schriftliches Übereinkommen.

Darauf erwiderte aber Amelot am 9. August in einem Briefe an den Prinzen von Grimberghen, ein Vertrag sei dem König nicht genehm und nicht vonnöten. „Seine Majestät der König hat den Entwurf gelesen, glaubt aber nicht, daß angesichts der feierlichen und rechtsgültigen Verträge, die er mit dem Kurfürsten schon eingegangen hat und denen er jetzt in so ausgedehntem Maße nachkommt, ein neuer Vertrag vonnöten sei. Der in den alten Traktaten vorgesehene Fall ist eingetreten, und Seine Majestät bedarf

keiner neuen Beweggründe, um seine Versprechungen zugunsten eines Fürsten, dessen Interessen ihm so teuer sind, zu erfüllen. Es handelt sich jetzt nur um ein Übereinkommen in bezug auf die Sicherheit und die Unternehmungen der Truppen, die der König Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Hilfe sendet."

Dementsprechend wurden am 16. August zwischen Amelot und Grimberghen „Neun Artikel" festgesetzt, die sich aber nur auf Kommando, Verpflegung und Marschroute der Hilfstruppen beziehen, welche Frankreich ins Feld stellt, „indem es den Bedingungen der früher zwischen dem König von Frankreich und dem Kurfürsten von Bayern geschlossenen Verträge, namentlich (spécialement) des zu Fontainebleau am 12. November 1727 unterzeichneten Traktats nachkommt."

In dieser Begründung der Ablehnung sah ich und sehe heute noch einen neuen Beweis gegen die Echtheit des Nymphenburger Vertrags. Criste hinwieder findet gerade in Amelots Worten die Bestätigung seiner Ansicht. Der König begründe ja seine Weigerung sehr richtig durch die Bemerkung, daß neue Verabredungen überflüssig seien, nachdem er und der Kurfürst bereits feierliche und bindende Verträge eingegangen seien. „Nach Abschluß des Nymphenburger Vertrags, der in diesem Schreiben allerdings nicht genannt wird, aber ebensowenig die Verträge der Jahre 1727, 1730 und 1738, war doch wahrhaftig ein neuer Vertrag für Frankreich nicht mehr vonnöten." Und wenn in den Neun Artikeln nur der Vertrag von 1727 namhaft gemacht werde, nicht aber der Nymphenburger Traktat, so sei auch dieser Umstand bedeutungslos, denn es werde ja auch von den Verträgen vom 15. November 1733 und vom 16. Mai 1738 nicht gesprochen.

Da muß ich denn doch darauf bestehen, daß man die „alten“ Verträge nicht ohne weiteres in einen Topf werfe, sondern die von der Logik gebotenen Umstände gelten lasse.

Nehmen wir einmal an, im Jahre 1858 wäre zwischen Frankreich und Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen worden, im Mai 1866 sodann ein Vertrag, der für den Ausbruch eines Krieges zwischen Österreich und Preußen die Zahl der Hilfstruppen bestimmt, welche Frankreich zu stellen hat, die Verpflegungs- und Führungsfrage für diese Truppen regelt und endlich Österreichs Gegenleistungen für die französische Unterstützung festsetzt. Wäre es nun möglich, daß einige Wochen nach solchem klaren und bündigen Vertrag der Kaiser von Österreich einen neuen zur Bekräftigung derselben gegenseitigen Verpflichtungen verlangt haben würde? Und wenn er es getan hätte, würde ihn Frankreich nur an das Schutz- und Trutzbündnis von 1858 oder an das erst kürzlich getroffene Übereinkommen erinnert haben?!

Ich bleibe dabei: wenn im Mai 1741 ein Vertrag geschlossen worden wäre, hätte Kurfürst Karl Albert nun und nimmer im Juni eine schriftliche Auseinandersetzung verlangt, und wenn dies dennoch geschehen wäre, würde das französische Kabinett nicht auf 1727, sondern auf den 22. Mai 1741 verwiesen haben. —

Auch in den späteren Briefschaften zwischen München und Versailles wird niemals eines am 22. Mai 1741 geschlossenen Abkommens gedacht. Am 31. August schrieb Graf Törring an den Prinzen von Grimberghen, der Kurfürst sei höchst unangenehm berührt, daß in den Neun Artikeln gerade auf die wichtigsten Bestimmungen des Vertrags von 1727 keine Rücksicht genommen sei. Es sei nicht einmal ausgesprochen, daß der König von Frankreich

den Unterhalt seiner Hilfstruppen übernehme (im Nymphenburger Traktat ist in Artikel 2 ausdrücklich festgesetzt, daß der Kurfürst den Unterhalt der Hilfstruppen zu bestreiten habe!). Sodann klagt Törring, daß die Neun Artikel nichts davon sagen, welche Teile der österreichischen Erbstaaten denn in bayerischen Besitz gebracht werden sollen. Der Prinz von Grimberghen möge also darauf dringen, daß man darüber etwas schwarz auf weiß erhalte, denn man könne nicht vorsichtig genug sein angesichts der Tatsache, daß das französische Kabinett trotz der Versprechungen, die es dem Kurfürsten gegeben, 1739 plötzlich und hinterrücks ein Bündnis mit dem Kaiser abgeschlossen habe. —

Über die Aufteilung der österreichischen Erbstaaten wurden dann im September wirklich zwischen Frankreich, Spanien, Preußen, Sachsen und Bayern Abmachungen getroffen. In keinem dieser Traktate ist vom Nymphenburger die Rede, in keinem wird auch nur angedeutet, daß Frankreich einen Anteil an der Beute haben wolle.

Ich kann nur wiederholen: Wenn Belleisles Programm mit vollem Erfolg ausgeführt, der von Versailles abhängige Karl Albert zum Deutschen Kaiser gekrönt und Österreich gründlich geschwächt wurde, war für Frankreich der Gewinn an Macht und Einfluß allein schon die Opfer wert, die ihm der Krieg um die Erbfolge auferlegte. Schon Droysen hat auf einen Ausspruch des Marquis d'Argenson, der im November 1744 Minister des Auswärtigen wurde, über seinen Amtsvorgänger Amelot hingewiesen. Amelot habe das berühmte Projekt Heinrichs IV. verwirklichen wollen: das Haus Habsburg wird aus dem Konzert der europäischen Großmächte hinausgedrängt und auf die Herrscherrolle in Ungarn beschränkt; Frankreich als Schiedsrichter verteilt die Erbstaaten nach gerechtem Maß und politischer Erwägung,

nimmt aber nichts für sich (et ne rien prendre pour nous)! Im Einklang mit dieser freilich nur scheinbaren Uneigennützigkeit, mit diesem nicht zeitgemäßen und darum verdächtigen Altruismus steht die Äußerung Fleurys vor dem österreichischen Gesandten im Juni 1741: Frankreichs Verhalten widerspreche nicht seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen den Wiener Hof, Frankreich könne für den Hilferuf eines alten Freundes und Verbündeten, wie Bayern es sei, nicht taub sein, doch seine Regierung denke nicht im entferntesten daran, auch nur eine Handbreit Land für sich gewinnen zu wollen.

Criste scheint auf diese französischen Beteuerungen keinen Wert zu legen, da er sie gar nicht erwähnt. Das sei ihm unverwehrt. Ein anderes ist es, wenn er der Tatsache, daß in den Teilungsverträgen mit den Bundesgenossen der Nymphenburger Traktat mit keiner Silbe erwähnt und in keiner Hinsicht berücksichtigt wird, jede Beweiskraft gegen letzteren Vertrag bestreitet. Denn, sagt er und glaubt offenbar einen entscheidenden Schlag zu führen, denn es werde ja von offizieller französischer Seite selbst bestätigt, daß gewisse geheime Abmachungen bestünden, von denen außer dem Grafen Törring die bayerischen Minister keine Kenntnis besäßen. Wie der preußische Geschäftsträger in München seinem König berichtet, hätte der französische Gesandte Chavigny nach dem Tode Kaiser Karls VII. (1745) in einer Unterredung mit dem jungen bayerischen Kurfürsten die Äußerung getan: es gebe Verpflichtungen, die ein undurchdringliches Geheimnis verlangten und von welchen nur Graf Törring Kenntnis habe.

Diese Verbindlichkeiten, meint Criste und hat schon Ranke bemerkt, können nur in den Nymphenburger Abmachungen liegen.

Warum? Schon Droysen hat dagegen eingewendet, es könnten ebensogut Verpflichtungen darunter verstanden sein, die der von allen Seiten bedrängte und bedrohte Kaiser Karl im Herbst 1743 gegenüber Frankreich übernommen habe. Allein man braucht gar nicht zu dieser Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Auch von jenen mehrerwähnten „älteren" Verträgen zwischen Frankreich und Bayern, d. h. den Verträgen aus den Jahren 1727, 1733 und 1738 hatte außer einigen vertrauten Geheimschreibern nur Graf Törring Kenntnis.

Einen zweiten positiven Beweis für die Existenz des Nymphenburger Vertrags findet Criste in einem Briefe Belleisles an Amelot vom 27. Mai 1741: „Es hat sich bis heute nichts Bemerkenswertes bezüglich des Zeremoniells ereignet. Der Churfürst war mit nichts beschäftigt, als mir die Honneurs seines Hauses zu machen, und obwohl er sehr wohl die Eifersucht des Herrn von Montijo bemerkt hatte, zog er mich in das Vertrauen, damit ich ihm helfe, dieselbe zu vermindern, wozu ich um so lieber die Hand bot, als wir seiner bedurften, um zur Unterzeichnung des Traktats zu gelangen."

Aus dem Vorgang selbst, wie aus der Darstellung wird unwiderleglich klar, daß es sich nicht um einen französisch-bayerischen, sondern um den spanisch-bayerischen Vertrag handelte. Einzig und allein rätselhaft dünkt mich, daß Criste an dieser Stelle die Kenntnis Amelots vom Nymphenburger Traktat voraussetzt, während er auf der Seite vorher versichert, daß Amelot „bekanntlich von den Nymphenburger Abmachungen überhaupt keine Kenntnis hatte". Von zwei einander kontradiktorisch entgegengesetzten Behauptungen kann „bekanntlich" nur eine richtig sein.

Ferner verweist Criste auf zwei Briefe Belleisles, vom

1. und 16. August, an den Kurfürsten. In dem einen, der über die nächsten militärischen Bewegungen berichtet, lautet eine Wendung: „Im ersten Plan, den Eure Churfürstliche Hoheit entworfen hatten, als ich in Nymphenburg war." Im zweiten Brief spricht Belleisle von einer Landkarte, die bei den Beratungen in Nymphenburg vorgelegen und auf welcher der Kurfürst selbst die an Sachsen abzutretenden Gebietsteile mit Wachsklümpchen bezeichnet habe.

Diese Stellen beweisen aber nichts anderes, als daß in Nymphenburg von solchen Abtretungen die Rede war. Daran ließe sich auch dann nicht zweifeln, wenn wir nicht sogar genauere Kenntnis von den Verhandlungen zwischen Belleisle, Törring und dem sächsischen Gesandten Baron Loos hätten. Es wurde ein Bündnis zwischen Sachsen und Bayern und eine Teilung der österreichischen Erblande zwischen den zwei fürstlichen Bewerbern beraten; Karl Albert sollte außer anderen Provinzen Böhmen, Friedrich August Mähren, Oberschlesien und einen Teil Böhmens zur Verbindung mit Polen erhalten. Also auch die Karte mit den Wachsklümpchen beweist nichts für den Nymphenburger Vertrag!

Einen vorübergehenden Kummer bereitet dem Anwalt der Vertragsfabel das obenerwähnte Schreiben Törrings an den Prinzen von Grimberghen vom 31. August 1741. Törring beklagt sich im Namen seines Fürsten darüber, daß der König nicht mehr als zwei Millionen Livres Hilfsgelder gewähren will, und daß in den am 16. August unterzeichneten Artikeln nicht gesagt wird, wie lange der König seine Hilfstruppen zu unterhalten sich verpflichte. Das wären Klagen — gibt Criste zu —, „die angesichts der Artikel 2 und 3, dann des Geheimartikels 2 des Nymphenburger Vertrages grundlos sind".

Indes „bei aufmerksamerer Betrachtung", tröstet sich Criste, berechtigt auch dieser Punkt zu keinem Zweifel. Denn der Brief Törrings sei an den Prinzen von Grimberghen gerichtet, „also an eine Person, die bekanntlich von Fleury ausdrücklich als wenig vertrauenswürdig bezeichnet wurde, der man nur das Allernotwendigste mitteilen dürfe."

Ich bezweifle das „bekanntlich" und bestreite das „ausdrücklich". Criste kann sich für das schlimme Leumundszeugnis des bayerischen Gesandten in Versailles nur auf eine Bemerkung berufen, welche Kardinal Fleury in einem Schreiben an den Kurfürsten vom 14. März 1741 machte. „Ich hege kein Mißtrauen gegen Hrn. v. Grimberghen; er ist sehr anhänglich und voll Eifer für Sie; ich glaube aber doch, wenn Ew. Kurfürstliche Durchlaucht es billigen, daß es gut sein würde, wenn ich ihm nur das sagte, was er zu seiner Instruktion unbedingt wissen muß."

Niemand außer dem Vertragsanwalt wird den bayerischen Gesandten durch diesen diplomatischen Rückhalt Fleurys als eine „wenig vertrauenswürdige Persönlichkeit" gebrandmarkt finden. Und wenn sich Criste mit der weiteren Bemerkung beruhigt, jenes Schreiben Törrings beweise nichts anderes, als daß man am Münchener Hofe einige Bestimmungen des Nymphenburger Vertrags auch in die Artikel vom 16. August aufgenommen wünschte, so ist damit der Widerspruch nicht gelöst, daß die Neun Artikel ganz andere Bestimmungen enthalten, als der Nymphenburger Traktat. Es bleibt dabei: Von den beiden Schriftstücken schließt eins das andere aus.

Wenn endlich Criste den Nachweis verlangt: „wieso es einem Fälscher möglich wurde, seine erfundenen Bestimmungen in Einklang zu bringen mit einer Reihe authentischer

und wichtiger Aktenstücke, mit einer Reihe von Ereignissen, die dem ersten Auftauchen dieses Vertrages folgten", so möge er selbst zunächst uns sagen, was für Aktenstücke und was für Ereignisse gemeint sind? Die einzelnen Punkte, die positiven Forderungen der Aktenstücke, die im diplomatischen Verkehr zwischen Frankreich und Bayern gewechselt wurden, stimmen mit dem Nymphenburger Vertrage nicht überein, weder in betreff der Hilfstruppen und ihres Unterhalts, noch betreffs der Hilfsgelder. Daß Frankreich den bayerischen Kurfürsten mit Geld und Truppen unterstützen wolle, war längst vor der Bekanntmachung der Fälschung im August 1741 ein öffentliches Geheimnis, und auch der Aufenthalt Belleisles in Nymphenburg war der Welt nicht verborgen geblieben. Da gehörte also kein Genie, sondern nur Dreistigkeit dazu, um einen unwahrscheinlichen, aber sensationellen Vertrag zu erdichten, und wann hätte eine Verdächtigung keine Vermittler und kein Gehör gefunden!

Und wie steht es mit der Beweiskraft der Ereignisse? Der tatsächliche Verlauf der Dinge bietet der Behauptung, den Franzosen sei der Besitz aller von ihnen eingenommenen deutschen Gebiete gewährleistet worden, nicht den mindesten Anhalt, ebensowenig für eine gemeinsame Kriegshandlung sardinischer und bayerischer Truppen in Italien. In welchem Geschichtsbuch hat Criste die „Reihe von Ereignissen" gelesen, die mit dem Nymphenburger Abkommen im Einklang stehen?! —

Unter diesen Umständen ist auch belanglos der Hinweis Cristes auf die „traurigen Erfahrungen, die das Reich besonders um (sic) und seit dem Dreißigjährigen Kriege gemacht hat", und nach denen man eine Preisgabe deutschen Landes, wie sie im Vertrage bedungen sei, durchaus für möglich halten dürfe. Übrigens ist selbst während des

Dreißigjährigen Krieges einer fremden Macht niemals eine so unsinnige Zusage gemacht worden. Auch die hilfsbedürftigen, hart bedrängten Protestanten würden dem Schwedenkönig niemals zugestanden haben, daß „alle Länder und Städte, welche er einnehmen werde", an Schweden fallen.

Gewiß, Karl Albert, „der bayerische Anwärter (!) auf die Krone des römischen Reiches", war in trauriger Abhängigkeit von Frankreich, doch, wenn Criste in ihm nur den „Stellvertreter des Allerchristlichsten Königs" sieht, muß ich an seinem Willen, diese Persönlichkeit unparteiisch zu beurteilen, zweifeln. Im Sommer 1742 trat Karl Albert, weil Frankreich nur ungenügende Streitkräfte zu seiner Unterstützung aufbot, mit den Seemächten in Unterhandlung. „Sie können beifügen," schrieb er an seinen Vertreter, den bayerischen Gesandten im Haag, Graf Josef v. Seinsheim, am 18. Juli 1742, „daß Sie davon Kenntnis haben, daß ich allen Grund hätte, mit dem Verhalten Frankreichs unzufrieden zu sein, daß ich an diese Macht durchaus nicht so gebunden sei, wie man gewöhnlich annehme, und daß mir Frankreich selbst schon genugsam Gelegenheit gab und geben wird, mich zurückzuziehen, ohne daß ich dabei einen Treuebruch beginge, den ich mir mein Leben lang noch nie zu Schulden kommen ließ." Als das britische Kabinett die Forderung stellte, daß Karl nicht bloß auf fernere Unterstützung Frankreichs verzichte und sich von diesem Bundesgenossen gänzlich trenne, sondern daß er seine eigenen Truppen zur pragmatischen Armee stoßen lasse, um die ihm zu Hilfe gesandten Franzosen zurückzutreiben, wies Karl zwar diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück, betonte aber, wie schon erwähnt, ausdrücklich: „Der Lord (Stair) möge wissen, daß ich nicht ein Dorf an Frankreich als Lohn versprochen habe, daß diese Krone nur um meinetwillen sich in den Krieg einmischte . . ."

Hätte der Kaiser sich in solche Unterhandlungen mit England eingelassen, hätte er dabei eine solche Sprache führen können, wenn das französische Kabinett die Nymphenburger Urkunde in Händen gehabt hätte, einen wahren Teufelspakt, einen Blankowechsel auf deutschen Boden? —

Für mich war früher der Hauptbeweis gegen die Echtheit des Nymphenburger Vertrags die durch alle oben besprochenen diplomatischen Urkunden klargelegte Tatsache, daß Kardinal Fleury dem Abschluß eines neuen Vertrages mit Bayern sogar auswich, und daß sich das Versailler Kabinett nach langem Zaudern und Schwanken erst im Juni 1741 zu einer zielbewußten, aggressiven Politik entschloß. Ich gestehe aber, daß mich heute in meinem Urteil noch mehr der innere Unwert, die Blödigkeit des Machwerkes bestärkt. Solch ein Vertrag war unter vernünftigen Menschen unmöglich. Es ist eine ebenso plumpe wie niederträchtige Fälschung. Sie würde niemals Glauben gefunden haben, wenn man sich nicht gewöhnt hätte, in Karl VII. nicht bloß einen schwachen, sondern auch einen gewissenlosen Fürsten zu sehen. Ein leichtfertiges, ungerechtes Urteil! Die Memoiren Karl Alberts sind seine beste Ehrenrettung.

Wenn Criste den unglücklichen Fürsten einen Hochverräter am Reich nennt, entschuldigt ihn nur sein Glaube an die Echtheit des Nymphenburger Vertrags. Wenn er behauptet, ohne die kraftvolle Abwehr Maria Theresias wäre das Unheil nicht nur über die österreichischen Erblande, sondern auch über das Reich hereingebrochen, hat er insofern nicht unrecht, als die enge Verbindung des Kaisers mit Frankreich dem Reiche sicherlich nicht zum Heile gereicht haben würde. Wenn aber Criste den blanken Patriotismus Maria Theresias, ihre Sorge für Deutschlands Unabhängig-

keit vom französischen Hofe so hoch preist, muß ich ihn daran erinnern, daß es nicht an ihr gelegen hat, wenn französische Hilfstruppen nicht als Bundesgenossen Österreichs über den Rhein zogen, um dem Störenfried Friedrich auf den Leib zu rücken.

Criste selbst gibt zu, daß in bezug auf den berüchtigten Traktat noch nicht alles gelichtet sei. Das ist richtig. Die einschlägigen Urkunden, vor allem die sogenannten Memoiren Belleisles im Pariser Archiv müssen noch gründlicher durchforscht, im Haag die Gerichtsakten zu dem Prozeß wider Drucker und Herausgeber des Traktats aufgespürt werden. Dadurch kann noch manches, was bisher dunkel blieb oder nicht genügend festgestellt ist, in helleres Licht gerückt werden. Immerhin steht auch jetzt schon fest, daß der Nymphenburger Vertrag, der den häßlichen Verrat eines Kaisers an deutschem Gut und Blut bedeutet, aus der deutschen Geschichte zu streichen ist.

Die Preußen in Nürnberg im Jahre 1796.

Durch die Rheinbundsakte von 1806 wurde die altehrwürdige Reichsstadt Nürnberg dem Königreich Bayern einverleibt. Nach den Erfahrungen von hundert Jahren darf man sagen, daß die Willkür einmal doch das Richtige getroffen hat, der Machtspruch Napoleons sowohl für Bayern als für Nürnberg Gutes gebracht habe. Die Vereinigung, wie willkürlich sie auch verfügt wurde, entbehrte nicht der natürlichen, in der Stammeszugehörigkeit der Bevölkerung ruhenden Begründung.

Nürnberg kann sich einer so glänzenden Vergangenheit rühmen, wie kaum eine andere Stadt in deutschen Landen. Während eines halben Jahrtausends erkannte die Reichsstadt „keinen andern Herrn über sich, als den Höchsten in der Christenheit". Die Bürger freuten sich ihrer Selbständigkeit und schirmten sie tapfer in manchem harten Strauß. Oft war Nürnberg die Herberge der Kaiser. Die Burg sah unvergleichliche Feste. Die Kunst stand hier in edelstem Flor, es braucht nur an die Namen Dürer, Krafft, Vischer erinnert zu werden. Den lebendigen Mittelpunkt der Erde nennt Johannes Regiomontanus die Pegnitzstadt.

Doch es kam eine Zeit, da die Nebenbuhlerin der stolzesten welschen Republiken nach dem Worte eines Bürgers „abgedorrt war wie die Kaiserlinde im Burghof". Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Reichsstädte im allgemeinen, hatte auch das ehedem so reiche Nürnberg nicht mehr die Kraft, ihre Selbständigkeit zu behaupten. Da war es die einfachste, die natürliche Wendung, daß die von Bayern besiedelte Stadt mit dem Hauptlande des bayerischen Stammes vereinigt wurde.

Zehn Jahre früher hatte es aber den Anschein gehabt, als sollte das dynastische Moment den Anlaß bieten, daß Nürnberg seine Reichsunmittelbarkeit verliere, als sollten die Hohenzollern, die Nachkommen der alemannischen Grafen, denen im 12. Jahrhundert die Burghut von Nürnberg anvertraut gewesen war, wieder als Herren die Burg an der Pegnitz beziehen. Urkundlich war die Vereinigung sogar schon vollzogen. Doch auch politische Verträge haben oft nicht mehr Wert als allgemein menschliche Entschlüsse. Daß die Aneignung des Reichsgutes zum Bruch mit Kaiser und Reich führen werde, lag auf der Hand. Und Österreich hatte, wie gerade in jenen Tagen überzeugend hervortrat, an Erzherzog Karl einen hervorragend begabten und vom Glück begünstigten Feldherrn. Insbesondere diese Erwägung machte den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen dem Plan seines unternehmungslustigen Ministers Hardenberg abgünstig.

Ein weitaussehender Plan! Hardenberg hatte es nicht bloß auf Nürnberg abgesehen; auch die reichen, wohlkultivierten Hochstifte Würzburg und Bamberg sollten, mit den fränkischen Markgrafschaften vereinigt, unter das preußische Zepter kommen. Vor allem aber dünkte Nürnbergs Einverleibung dem preußischen Staatsmann wichtig. Im Besitz

dieser Stadt sollte die preußische Regierung einen Kanal zwischen Main und Altmühl anlegen, der Nürnberg unmittelbar mit norddeutschen Handelsstädten verbinden würde. „Mit Nürnberg und Danzig", erklärte Hardenberg, „kann der preußische Staat die erste Handelsmacht des Kontinents werden!"

Die Gelegenheit zur Erwerbung hätte nicht günstiger sein können. Die Brücke zur Verbindung Preußens mit dem deutschen Süden war der Anfall der fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Baireuth, die der letzte Markgraf Alexander 1791 an Friedrich Wilhelm II. abtrat. Damit gingen auch die Ansprüche, welche die fränkische Linie des brandenburgischen Hauses an Teile des nürnbergischen Landgebietes, also an ehemaliges burggräfliches Territorium erhob, an Preußen über. Fortan hatte der mit den Regierungsgeschäften in den Markgrafschaften betraute Minister Hardenberg Gelegenheit, aus nächster Nachbarschaft zu beobachten, in welch trauriger, unhaltbarer Lage sich die Reichsstadt Nürnberg befand.

Die ängstliche Abschließung der bis auf 23 herabgesunkenen ratsbürgerlichen Familien, das eifersüchtige Festhalten an den veralteten Formen des städtischen Regiments, der Nepotismus, die sogenannte Kettenfreundschaft, hatten in der kleinen Republik schädlich gewirkt. Dazu kam der Verfall der städtischen Finanzen, der sich immer trübseliger gestaltete, je mehr die Industrie und der Handel zurückgingen. Trotzdem hatte die Reichsstadt Nürnberg unverhältnismäßig hohe Beiträge zu den öffentlichen Anlagen des Reiches zu entrichten. Auch in den letzten Kriegen war Nürnberg stark mitgenommen worden. Zur Führung der zahlreichen Prozesse mit den Nachbarn waren nicht bloß viele Beamte nötig, sondern es mußten auch große Summen

nach Wien und Wetzlar wandern. Dazu kam, daß nirgend die Gegensätze in der Bürgerschaft selbst so schroff und feindselig aufeinanderstießen, wie in Nürnberg.

Aus diesen Zuständen erklärt sich, daß nach Ausbruch der französischen Revolution in Nürnberg die lebhaftesten Sympathien für die neue Freiheit wach wurden und das Verlangen nach gesunderen Staatsformen sich wiederholt in Unruhen und Aufläufen kundgab.

Wir sind heute darüber genauer unterrichtet durch die offizielle Publikation der gesamten Korrespondenz der französischen Agenten in den Revolutionsjahren, der Papiers de Barthélemy. Daraus erhellt, daß zwar ein Agent Rivalz wegen revolutionärer Propaganda aus Nürnberg ausgewiesen wurde, daß aber ein gewisser Probst sich glücklich dort behauptete; von ihm wurden regelmäßige Stimmungsberichte an den Wohlfahrtsausschuß gerichtet. Aus diesen Berichten erfahren wir, welche Bürger ausgesprochenermaßen als Freunde der französischen Republik und der demokratischen Regierungsform gelten konnten. Gerade die nämlichen Männer bildeten ein paar Jahre später den Kern der sogenannten preußischen Partei, ein neuer Beweis dafür, daß die Verwaltung der preußischen Lande im allgemeinen einen guten Ruf genoß und die Vereinigung mit einem größeren Staatskörper auch als ein Fortschritt im Sinn der individuellen Freiheit angesehen wurde.

Die traurige Lage der Reichsstadt war eine unwiderstehliche Einladung für die Nachbarn, ihre wirklich oder angeblich zu Recht bestehenden Ansprüche geltend zu machen. Schon 1792 wurden verschiedene Teile des nürnbergischen Gebiets von Preußen-Ansbach unter dem Vorwand, daß die Markgrafen von Brandenburg früher die hohe fraisliche Obrigkeit dort ausgeübt, in Besitz genommen. Im nächsten

Jahr beliebte es dem pfalzbayerischen Hofe, einen alten Prozeß wieder aufzunehmen, der die Zurückgabe derjenigen Pflegeämter bezweckte, die Nürnberg im Landshuter Erbfolgekrieg an sich gerissen hatte; wenigstens ein Teil davon wurde gewaltsam weggenommen. Bald darauf machte Preußen landeshoheitliche Rechte auf die nächste Umgebung der Reichsstadt bis an ihre Tore geltend. In einer Denkschrift vom 18. Dezember 1794 setzte Hardenberg zum erstenmal dem König sein Programm in bezug auf die Abrundung der Hohenzollernschen Lande in Franken auseinander; er suchte überzeugend darzulegen, daß insbesondere der Besitz der Reichsstadt Nürnberg trotz ihrer gegenwärtigen Finanzkalamität dem preußischen Staate große Vorteile bringen würde. Vorläufig wurde der preußischen Kreisdirektorialgesandtschaft in Nürnberg Auftrag erteilt, dem städtischen Finanzwesen volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und danach zu trachten, daß der Stadtrat im Drang der Not preußische, nicht kaiserliche Hilfe in Anspruch nehme.

Eine „K. preußische Erklärung über die Landeshoheitsirrungen in den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Baireuth“ war der Vorbote eines ernsteren Angriffs. Da sich der Stadtrat gegen jeden gütlichen Vergleich ablehnend verhielt, zeigte Hardenberg dem Stadtrat am 2. Juli 1796 an, daß der König gesonnen sei, die ihm bis an die Tore der Stadt zuständige Landeshoheit geltend zu machen. Zwei Tage später erschienen zwei preußische Regimenter mit Geschützen vor dem Frauentor. Die städtischen Posten wurden von der Bärenschanze und anderen Vorwerken verjagt, die Vorstadt Wöhrd, Gostenhof und andere Orte der Umgebung besetzt, überall Wappen mit dem preußischen Adler angeschlagen, die Untertanen dem König von Preußen zu Gehorsam verpflichtet.

An Gegenwehr war nicht zu denken; der Stadtrat mußte sich darauf beschränken, gegen die Vergewaltigung Protest zu erheben. Senator Stromer wurde nach Wien geschickt, um Klage beim Kaiser und beim Reichshofrat zu führen. Was half es aber, daß Kaiser Franz, was Stromer frohlockend nach Hause berichtet, das Vorgehen Preußens gegen Nürnberg eine „Teufelsgeschichte" nannte, und daß fast sämtliche Reichshofräte und Hofbeamte einig waren in der Verurteilung des widerrechtlichen Verfahrens des wohlbekannten Verräters an Kaiser und Reich? Zu wirklicher Hilfeleistung wollte niemand die Hand bieten. Der Reichsvizekanzler gab nur der Wahrheit die Ehre, wenn er zu Stromer sagte: „Sie haben ja mit Ihren Klagen vollständig recht, aber Sie können doch nicht verlangen, daß wir uns der Nürnberger wegen in einen Krieg mit Preußen stürzen sollen?"

Die Preußen blieben also ungestört im Besitz der okkupierten Gebiete, und der Nürnberger Bürger mußte nicht bloß täglich sehen, wie die preußischen Musketiere direkt vor der Stadtmauer exerzierten und flanierten, sondern mußte auch die hohen Zölle bezahlen, die von den preußischen Behörden sogar von allen Waren aus den noch nürnbergisch gebliebenen Pflegeämtern erhoben wurden. Die Teuerung stieg infolgedessen von Tag zu Tag. Gegen Ausschreibung einer neuen Kopfsteuer protestierte die Bürgerschaft, und da diese auf eine Vermögenssteuer drang, gab es unausgesetzt Mißhelligkeiten zwischen Rat und „Genannten".

Unter dem Druck dieser Verhältnisse bildete sich in der Bürgerschaft eine Partei, die, „den hohlen und dabei so kostspieligen Schimmer der Unabhängigkeit geringschätzend", in der Vereinigung mit den einer musterhaften Verwaltung sich erfreuenden Markgrafschaften die Rettung erblickte.

Insbesondere im Handelsstand war diese Anschauung zahlreich vertreten, und die Anhänger dieser Auffassung gewannen mehr und mehr an Zahl und Einfluß. Trotzdem war an eine Verwirklichung solcher Pläne vorerst nicht zu denken, da nicht bloß der patrizische Stadtrat in derartigen Ideen Hochverrat erblickte, sondern auch in den niederen Volksklassen die Abneigung gegen die Preußen und der Unmut über die von ihnen erlittene Unbill stärker wirkten, als Vernunftgründe.

In diesen Tagen rückten die Franzosen unter Jourdan vom Rhein her in den Fränkischen Kreis ein. Der Stadtrat von Nürnberg hatte wiederholt Anlaß genommen, mit der französischen Regierung republikanische Grüße auszutauschen, hatte auch längst das nürnbergische Kontingent vom Reichsheer abberufen. Jetzt entsandte er schleunigst eine Deputation ins französische Lager, um eine schonende Behandlung für sich zu erwirken, und es gelang auch, vom General Ernouf gegen namhafte Geschenke eine dahin zielende Konvention zu erlangen. Allein der Oberbefehlshaber Jourdan verwarf den Vertrag und ließ sofort Truppen in Nürnberg einrücken. Wie schamlos diese sich jede Gewalttat erlaubten, plünderten und stahlen, wird in allen gleichzeitigen Aufzeichnungen mit Entrüstung geschildert. Die Assignate, die von den Bürgern zum vollen Wert genommen werden mußten, galten in Frankreich selbst nur noch zwei v. H.; die kostbarsten Kunstschätze wanderten in die Tornister, und schließlich wurde der Stadt noch eine Kontribution von 2 500 000 Livres oder 1 145 833 Frank auferlegt samt ungeheuren Lieferungen von Lebensmitteln, Fourage und Kleidungsstücken.

Die Unmöglichkeit, diesen Forderungen nachzukommen, lag zutage; obwohl Bürger und Bürgerinnen mit freiwilligen Gaben nicht kargten und alle Staats- und Stiftungs-

kassen geleert wurden, konnte nicht einmal ein Viertel der Brandschatzung aufgebracht werden. Deshalb wurden 19 der angesehensten Bürger als Geiseln zur Sicherung der Leistungen weggeführt, und die französischen Armeekommissäre drohten mit noch härteren Zwangsmitteln.

Während so schwere Not auf den Bürgern der Reichsstadt lastete, waren die Bewohner der von den Preußen besetzten Nachbarorte völlig frei von Einquartierung und Kontributionen. Dieser Gegensatz machte natürlich großen Eindruck, und durch Vermittlung des Kreiskassiers Fürer, der wegen einer freimütigen Denkschrift über die Finanzlage Nürnbergs entlassen und dann in preußische Dienste gezogen worden war, suchte der Stadtrat selbst bei Hardenberg um Verwendung bei den französischen Kommissären nach.

Noch ehe es dazu kam, zwangen die siegreichen Erfolge der kaiserlichen Waffen die französischen Truppen, Nürnberg zu verlassen. Die Stadt wurde am 24. August von den Kaiserlichen besetzt. Allein dieser Wechsel bedeutete kaum eine Erleichterung. Die Österreicher bestanden nicht weniger gebieterisch auf ungeheuren Lieferungen, und besonders demütigend wurde empfunden, daß kaiserliche Offiziere das städtische Zeughaus ausleerten und die Geschütze und Waffen fortschleppen ließen.

Die peinliche Lage der Bürgerschaft gewann dem Gedanken: Nur die Anlehnung an einen Mächtigeren kann Rettung bringen! immer zahlreichere Freunde. Schon am 21. Juli übergaben 57 Bürger dem Stadtrat eine vom Ratskonsulenten Köhler verfaßte treugehorsamste Vorstellung; darin war gefordert, sich Sr. Königlich Preußischen Majestät gänzlich zu unterwerfen, freilich unter Bedingungen, auf deren Annahme niemals zu rechnen war. In so ernster Lage wie der gegenwärtigen könne der Stadtrat allein sich

nicht als ausreichende Vertretung der Stadt betrachten; es müsse also eine allgemeine Bürgerversammlung einberufen werden, und nur diese könne über Festhaltung oder Aufhebung der alten Verfassung entscheiden.

Die Vorstellung der 57 Bürger wurde im Rathaus sehr ungünstig aufgenommen; der Senat erblickte darin eine Auflehnung gegen die Obrigkeit und eine Verräterei gegen den Staat. Allein der Widerstand der Patrizier verringerte sich im nämlichen Maße, als die Lebensmittelnot und die Teuerung in der Stadt stiegen und die Zusammenrottungen unzufriedener Bürger sich mehrten. Allmählich befreundeten sich auch jene Kreise, die in Preußen einen Feind erblickten, mit dem Gedanken des Anschlusses. Hardenberg, der, um den Ereignissen näher zu stehen, zuerst nach Fürth, dann nach Gostenhof übergesiedelt war, schildert in seinen Berichten an das Berliner Kabinett aufs genaueste die nach seiner Darstellung ohne jegliche Beeinflussung erfolgten Annäherungsversuche.

Unter welchem Druck aber der Stadtrat schließlich seine Einwilligung zu einem Plebiszit erteilte, zeigt am besten der originelle Bericht des Kreis- und Kanzleisekretärs Isaak Pfahler über die Vorgänge im Rathaus in der Nacht vom 26. August. Abends 8 Uhr trat der Konsulent v. Pey, einer der Führer der preußischen Partei, ungestüm in die Ratsstube ein und fragte, ob das Antwortschreiben an Hardenberg, der die Befragung der gesamten Bürgerschaft verlangt hatte, noch immer nicht abgegangen sei. Darauf beauftragte der Bürgermeister den Kanzleisekretär Pfahler, den Entwurf des Antwortschreibens dem Genannten-Kollegium bekanntzugeben. Pfahler ging also in den großen Saal des oberen Stockwerkes, wo sich die Genannten zu versammeln pflegten. Heute war der Saal angefüllt mit

einer wie ein Hochwasser tobenden Menge. Am Vorstandstisch hatten außer v. Pey der Kaufmann v. Merz, Dr. Link und der Barbier Petitville Platz genommen. Merz hielt eine lange Rede voll bitterer Vorwürfe über die Haltung des Senats, der den preußischen Minister ungebührlich lange auf eine Antwort warten lasse, der in seinem unbändigen Stolz den preußischen Legationsrat Schuster unziemlich behandelt habe — aber dieser Stolz werde sich nun bald legen: es sei die höchste Zeit, die Bastille der alten, verrotteten nürnbergischen Verfassung zu Fall zu bringen! Bei mehreren Stellen der Rede erhob sich ein wütendes Geschrei: „Das ist schurkisch! Alle auf dem Rathaus sind Schurken! Werft sie zum Fenster hinaus! Schlagt die Staatsdiebe tot! Sie wollen nicht preußisch werden, weil sie merken, daß ihre Köpfe wackeln!“ So schrie alles durcheinander. Dem Herrn Kanzleisekretär wankten die Knie. Als das Antwortschreiben des Senats verlesen war, stieg die Raserei noch toller. „Wir verwerfen diesen elenden Wisch, dieses dumme Gewäsch! Wir lassen es nicht gelten! Ein anderes Schreiben muß abgehen! Der Achselträger Deinzer, der dies geschrieben, gehört ins Loch!“ Auch Pfahler selbst wurde mit Hinauswerfen und Totschlagen bedroht. Schließlich wurde er beauftragt, das Schreiben dem Rat zurückzugeben und ein anderes zu verlangen, „in welchem man mit Weglassung aller unnötigen Umstände positive erkläre, pure den königlich preußischen Schutz anzunehmen“. Ein donnerndes „Ja! So wollen wir's haben!“ machte den Schluß dieses einer Pariser Szene von 1793 ähnlichen Auftritts.

Es läßt sich an der Hand des archivalischen Materials nachweisen, wie nun Tag für Tag, Stunde für Stunde die Stimmung in den verschiedenen Volkskreisen wechselte.

Denn es fehlte auch nicht an entschlossenen Gegnern des Anschlusses. Der kaiserliche Gesandte Graf Schlick suchte nach Kräften diese Katastrophe zu verhindern; er war der Mittelpunkt der antipreußischen Bewegung in Nürnberg.

Immerhin fiel das Plebiszit am 28. August überaus günstig für die Unterwerfung unter Preußen aus. Es stimmten 3281 Bürger dafür, 373 dagegen; stimmberechtigt sollen nur 3715 Bürger gewesen sein. Die Listen liegen noch vor; sehr viele fügten ihrem Ja die Klausel bei: „Vorbehältlich der Genehmigung durch Kaiser und Reich". Mit diesem Vorbehalt stimmten auch die Mitglieder des Rats für den Anschluß, nachdem ihnen vorher durch Hardenberg zugesichert worden war, daß sie ihre bis 4000 Frank sich erstreckenden Gehälter auf jeden Fall fortbeziehen sollten. Viele setzten ihrem Ja noch ein ausdrückliches: „Nur aus Rücksicht auf den Notstand der Stadt" hinzu. Auch einzelne Bürgersfrauen figurieren in den Listen mit dem Eintrag: „Da ich die Gesinnung meines Eheherrn kenne" u.s.w.

Am Tage nach der Abstimmung rückten auf den Wunsch der beiden Kollegien preußische Truppen ein, angeblich „um tumultuarische Auftritte zu verhüten"; maßgebender war jedenfalls noch die Furcht vor einer Wiederkehr der Franzosen. Überdies versprach Hardenberg die Übernahme der nürnbergischen Schulden auf den preußischen Staat; alle übrigen Punkte sollten später vereinbart werden. Die Universität Altdorf sollte mit Erlangen vereinigt, das Lehrerpersonal teils dorthin berufen, teils mit Ruhegehältern bedacht werden.

Unter diesen Bedingungen wurde am 2. September in Gostenhof ein förmlicher „Subjektionsvertrag" von Hardenberg und den Vertretern beider Kollegien unterzeichnet. Noch am nämlichen Tage berichtete Hardenberg an den

König, welch köstliche Erwerbung für den preußischen Staat geglückt sei, und erbat Zustimmung zum Subjektionsvertrag und für sich Indemnität, weil er ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs abgeschlossen habe. Angesichts des ungeheuren Vorteils habe er aus Furcht, daß schon der nächste Tag das Geschäft vereiteln könnte, so rasch wie möglich zugegriffen. Gegen die Rechtmäßigkeit des Übereinkommens sei kein Zweifel zulässig; man brauche sich nur zur Fortzahlung der nürnbergischen Reichs- und Kreislasten zu verpflichten. Österreich habe bei Erwerbung von Trient und Brixen genau ebenso verfahren. Die Schuldenlast sei zwar allerdings sehr erheblich, aber durch Geltendmachung gesunder Administrationsgrundsätze werde zu erreichen sein, daß die Stadt selbst ohne allzuschwere Bedrückung der Einwohner ihre Schulden abzahle. Um den Platz emporzubringen, brauche man nur die Regnitz schiffbar zu machen und nach Nürnberg einen für Schiffe von 100 Zentnern ausreichenden Kanal zu bauen. „Ew. Königl. Majestät haben ohne Schwertschlag und Vergießung eines Tropfen Blutes die Eroberung eines Gebiets gemacht, dessen Umfang und Stärke manchem Fürstentum nichts nachgibt, das mehrere ansehnliche Plätze und eine Stadt enthält, die zur größten und wichtigsten Handelsstadt Deutschlands, zumal wenn Frankfurt unter französischer Regierung herunterkommen wird, mit Leichtigkeit emporgebracht werden kann." Die beigelegten Tabellen und Erörterungen über die Ursachen des Niedergangs der Industrie, des Handels, der Bevölkerung usw. und die Mittel zur Förderung der städtischen Finanzen lassen ersehen, wie gründlich von Hardenberg die Erwerbung vorbereitet worden war.

In Berlin rief jedoch die überraschende Nachricht nicht die von Hardenberg erwartete himmelhohe Freude hervor.

Der König legte die Frage: „Kann Nürnberg mit Übernehmung aller Reichsanlagen und Obliegenheiten Sr. Königlichen Majestät unterworfen und diese Unterwerfung nach der Regel und Verfassung ohne Bewilligung des Kaisers und Reiches rechtsbeständig erachtet werden?" seinem Kabinettsministerium vor. Alle drei Minister, Finkenstein, Haugwitz und Alvensleben, antworteten mit Nein. Ihre Gutachten betonen teils die Unzulässigkeit einer solchen Unterwerfung nach der Reichsverfassung, teils die Unzweckmäßigkeit gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt aus politischen Gesichtspunkten. So wurde denn Hardenberg angewiesen, dem Rat und der Bürgerschaft zu eröffnen, der König von Preußen könne sich aus besonderer Mäßigung und Skrupulosität nicht entschließen, jetzt schon die Unterwerfung der Stadt anzunehmen; es solle jedoch der Stadt nicht die Möglichkeit benommen werden, auf ihren ersten Schritt bei näher entwickelten Umständen, insbesondere nach klarerer Darlegung des Finanzwesens wieder zurückzukommen.

Umsonst bat Hardenberg, man möge ihn doch nicht so empfindlich bloßstellen und die gutgesinnten Nürnberger nicht vor den Kopf stoßen, man möge eine günstige Gelegenheit, den eignen Staat groß und reich zu machen, nicht aus einer wenig zeitgemäßen Rücksicht auf die verrottete Reichsverfassung sich entschlüpfen lassen. Das Ministerium blieb bei seinem Beschluß.

Da die Besetzung von Nürnberg durch preußische Truppen inzwischen schon durch die Zeitungen bekannt geworden war, rief die Nichtannahme des Subjektionsvertrags großes Aufsehen hervor. Sicherlich war dafür weniger die Rücksicht auf die Reichsverfassung maßgebend, als die ungünstigen Zeitläufte. Denn gerade in jenen Tagen erfocht Erzherzog Karl bei mehreren Zusammenstößen mit den

Franzosen unbestrittenen Sieg, und es mußte befürchtet werden, daß die Österreicher ihre vorteilhafte Lage dazu ausnutzen möchten, dem Beispiel Preußens folgend, die längst begehrte Beute, das ganze Bayern oder doch erhebliche Teile davon, an sich zu reißen. Oder es konnte dazu kommen, daß Frankreich als Garant des Westfälischen Friedens gegen die Annexion der Republik Nürnberg Einspruch erhob! Noch wahrscheinlicher war — diesen Beweggrund hielten die Nürnberger selbst für ausschlaggebend —, daß die Zarin nicht zulassen würde, daß das neutrale Preußen sich während des Kriegs mit deutschem Gebiet bereichere. Und endlich mochte auch die in den Gutachten der Minister stark hervorgehobene trostlose Finanzlage der Stadt Nürnberg den Besitz nicht so wünschenswert erscheinen lassen, wie es Hardenberg ausmalte.

Wohl oder übel mußte Hardenberg endlich den Nürnbergern die Ablehnung des Königs bekanntgeben. Der Stadtrat war offenbar hoch erfreut, daß eine so schwere Gefahr für die Unabhängigkeit der Stadt und für die Fortdauer der patrizischen Vorrechte glücklich beseitigt war. Senator Stromer in Wien war nach dem Plebiszit zugunsten Preußens angewiesen worden, den Protest der Stadt gegen die Vergewaltigung der Vorstädte fallen zu lassen; jetzt erhielt er Befehl, seiner alten Instruktion gemäß die Klage gegen Preußen wieder aufzunehmen und den gegen die Reichsverfassung verstoßenden Plan der Unterwerfung unter Preußen als eine durch äußeren und inneren Druck aufgenötigte Maßregel darzustellen.

In Nürnberg selbst erfolgte ein jäher Umschwung, und namentlich der Namenstag des Kaisers Franz (4. Oktober) bot Gelegenheit zu lärmenden Kundgebungen zugunsten der kaiserlichen Partei.

Hardenberg gab aber seinen Plan nicht auf. Immer wieder kam er in seinen Berichten an den König darauf zurück: Um die Übermacht Österreichs zu brechen, muß Preußen im deutschen Süden sein Gebiet erweitern, und dazu bildet die Einverleibung Nürnbergs die geeignetste Einleitung!

Schließlich kam auch das Berliner Kabinett zur Einsicht, daß es sich nicht bloß um eine Steigerung des preußischen Einflusses in Süddeutschland, sondern um eine Lebensfrage der brandenburgisch-fränkischen Fürstentümer handle; doch da war es zu spät. Inzwischen hatte in Bayern Montgelas die Leitung der auswärtigen Politik übernommen, ein wagemutiger und in der Wahl der Mittel nicht ängstlicher Staatsmann. Unbedenklich und rückhaltlos schloß er sich an den immer siegreichen Gebieter Frankreichs an. Die Folge war, daß nicht Preußen, sondern Bayern der Erbe der säkularisierten und mediatisierten Herren an Main und Altmühl und damit die einflußreichste Macht in Franken wurde.

Die letzten Tage der freien Reichsstadt Lindau im Bodensee.

Der alte sprichwörtliche Vergleich Lindaus mit Venedig ist heutzutage nicht so schmeichelhaft, wie es scheint. Dem Stolz auf eine herrliche Vergangenheit ist die Zuversicht auf eine fröhliche Zukunft entschieden vorzuziehen. Lindau hat keinen Markusplatz und Markusdom, aber auch keine zerbröckelnden Paläste und verödeten Lagerhäuser. Die wackeren Bürgermeister von Lindau hatten niemals neben ihrer rechtlichen Ehehälfte das schwäbische Meer zur Gemahlin, aber auch niemals einen geheimnisvollen Zehnerausschuß zum Tyrannen. Die Stadt mit dem freundlichen Namen und anmutigen Wappen bedarf überhaupt keines Vergleiches. Sie ist eine ausgesprochene Individualität. Mit ihren altertümlichen Türmen und Giebelhäusern bietet sie ein echt deutsches Stadtbild. Ringsum blaues, friedliches oder windbewegtes, rauschendes Gewässer, doch ganz nahe Rebengelände, waldige Hügel. Und als wirksamer Hintergrund ein Wall stolzer Berge, vom Gebhartsberg bis zum schneebedeckten Säntisgipfel. Eine herrliche, eine freudige Natur! Lindau, die Perle des Bodensees — mit dieser Metapher bin ich einverstanden.

Die Geschichte Lindaus ist inhaltsreicher als diejenige mancher Großstadt. Ein Buch mit vielen interessanten Kapiteln. Mit den Keltenstraßen könnte man beginnen, beim vielumstrittenen receptaculum Tiberii lange verweilen. Von der Blütezeit des adeligen Stiftes wie der freien Reichsstadt ließe sich vieles sagen, und Lindaus rührige Kaufherren und wagemutige Seefahrer verdienten ihren Biographen. Das bellum Lindaviense ist in der Geschichte der Diplomatik epochemachend, — aber nicht von alledem will ich erzählen; ich will meine Leser zurückführen in die Zeit des Verfalls und der Auflösung; denn so schmerzlich es ist, sich im Unglück an glückliche Tage zu erinnern, so herzerhebend ist es, auf überwundenes Leid, gesühnte Schuld und vergangenes Wirrsal zurückzublicken. Man kann auf die Lindauer Bürgerschaft das Wort des Faustschen Geisterchores anwenden: Ein tüchtiges Volk, bauten sie die Trümmer prächtiger auf!

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts war an nahe bevorstehender Auflösung des römischen Reiches deutscher Nation nicht mehr zu zweifeln. Auf dem Rastatter Kongreß beanspruchte Frankreich als der gebietende Herr für sich die deutschen Rheinlande, und angesichts der Zwietracht zwischen Österreich und Preußen und der Ohnmacht der übrigen Reichsstände war an Widerstand nicht zu denken. Die „erblichen", d. h. die weltlichen Stände, die ihre Gebiete auf dem linken Rheinufer abtreten mußten, sollten durch säkularisierte geistliche Gebiete entschädigt werden. Es war aber klar: die Einziehung der Stifter war für die Verfassung des Reiches überhaupt der Anfang vom Ende.

Als der neue Siegeslauf Bonapartes das Gleichgewicht und die Selbständigkeit der europäischen Staatenwelt noch mehr in Frage stellte und nicht wenige von den deutschen

Fürsten zweiten und dritten Ranges, neue Gebietsvergrößerung heischend, sich an das siegreiche Frankreich herandrängten, war auch an der Mediatisierung der Reichsstädte nicht mehr zu zweifeln. Das deutsche Reich war nur noch eine große Entschädigungsmasse, aus welcher einzelne Dynastien je nach dem Grad ihrer Beliebtheit bei dem ersten Konsul abgefunden werden sollten, und die trotz ihres Verfalls noch immer wohlhabenden und wichtigen Reichsstädte waren eine begehrte Ware.

Von Gründen des Rechts und der Billigkeit war am grünen Tisch nicht die Rede: der Sieger hatte die Macht, und Macht geht vor Recht.

In der Presse freilich wurde über Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit der Mediatisierung der reichsunmittelbaren Städte eifrig verhandelt. Eine aus dem Lager der gefährdeten Kommunen stammende, trefflich geschriebene Flugschrift „Die freyen Reichsstädte oder über das Interesse ihrer Verbindung in nächster Beziehung auf Schwaben" (Kempten 1801) setzt gründlich auseinander, daß jeder patriotische Deutsche die Pflicht habe, für Erhaltung der Selbständigkeit der Reichsstädte, der letzten Bollwerke der Freiheit, der sichersten Freistätten für Bildung und Humanität, einzutreten. Insbesondere die schwäbischen Reichsstädte seien immer noch wichtige Mittelpunkte für Handel und Geldverkehr, Stapelplätze des deutschen Fleißes; es bedürfe nur eines Hinweises auf Augsburgs Kunstfleiß, Nördlingens Wollmanufakturen, Halls Salzhandel, Rottweils Seidenspinnerei, Lindaus, des deutschen Venedigs, mailändische Spedition, Ravensburgs Woll- und Lederhandel, Kaufbeurens Leinwandweberei usw. „Das Reich kann keine bessern Glieder haben als solche, die nach Wesen und Anlage durch den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung an Wohl und Weh

des Ganzen fest verknüpft und durch Wohlstand und Handlung instand gesetzt sind, den Mangel äußerer Macht durch inneres Vermögen zu ersetzen.“ Schließlich gibt der Verfasser den Rat, zu tatkräftiger Betreibung der gemeinsamen Interessen den schwäbischen Städtebund wieder zu beleben. Außerdem möge sich jede einzelne Gemeinde Verbesserung der eigenen Ökonomie und strengste Wahrung des konfessionellen Friedens angelegen sein lassen; denn durch finanziellen Verfall und den Bürgerkrieg der Religionsparteien seien die ehedem von Königen und Fürsten geachteten und gefürchteten Städte an den Rand des Verderbens gebracht worden.

Eine Schrift: „Ist's recht, auch die Reichsstädte in die Entschädigungsmasse zu werfen?“ gelangt ebenfalls zu verneinender Antwort. Nicht bloß die Reichsverfassung gebiete den Schutz des unschuldigen Schwächern gegen den Egoismus der Mächtigern, auch die Rücksicht auf Humanität und Gerechtigkeit, Handel und Verkehr gebiete die Erhaltung der Reichsstädte, deren Namen mit den glänzendsten Schöpfungen und Taten des deutschen Geistes unauflöslich verbunden seien. Freilich, so schließt der Verfasser resigniert, sei nicht zu erwarten, daß Gründe des Rechts und der Menschlichkeit vor dem Gerichtshof der Politik Gehör fänden. „O des gepriesenen, transzendental sich brüstenden Zeitalters, das mit den ersten Menschenrechten wie mit Würfeln spielt!“ —

Die Besorgnis der Freunde der freien Städte war begründet.

Vor 120 Jahren, auf dem Friedenskongreß zu Nymwegen, wurde der Versuch, deutsche Fürsten auf Kosten von ein paar Reichsstädten zu entschädigen, sofort durch den geschlossenen Widerstand des Kaisers und der Städte zum Scheitern gebracht. Als aber 1802 nicht etwa drei oder

vier, sondern 41 Reichsstädten der Verlust der Reichsunmittelbarkeit drohte, fanden die Opfer in Regensburg keinen einzigen Freund. Die Reichsstädte waren oft die kräftigste, ja die einzige Stütze der Zentralgewalt gegen die wachsende Übermacht der Fürsten; Roth von Schreckenstein hat sie deshalb mit einem guten Wort „das politische Gewissen der deutschen Nation" genannt. Doch die Erinnerung an diese Verdienste war erloschen. Von ihrem natürlichen Schutzherrn, dem Kaiser, der selbst zur Entschädigung seiner Dynastie die Abtretung von Reichsstädten forderte, war keine Hilfe zu erwarten.

Die Angliederung von schwäbischen Reichsstädten an Bayern hatte schon Kurfürst Max Emanuel angestrebt. Bei den Verhandlungen der Reichsdeputation in Regensburg verfolgte Bayern aufs neue die Tendenz, durch Gewinn des österreichischen Schwabens und reichsunmittelbarer Städte sich weiter nach Westen auszudehnen, sogar um den Preis, Österreich bis an den Inn vordringen zu lassen. In einer etwas später erschienenen Flugschrift „Süddeutschland im Jahre 1804" wird mit Rücksicht auf geographische Lage, geschichtliche Entwicklung und Volkscharakter die Behauptung aufgestellt, daß sich Schwaben am leichtesten und dauerhaftesten an Bayern werde angliedern lassen und ein Zuwachs von fleißigen, intelligenten Schwaben die Umwandlung des bisher allzu abgeschlossenen und selbstgenügsamen Bayern in einen modernen Staat erleichtern werde.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß fielen denn auch Kempten, Kaufbeuren, Memmingen, Ulm, Ravensburg, Buchhorn und andre schwäbische Reichsstädte an Bayern, das durch solchen Gewinn nach Bonapartes Willen zu einem Mittelstaat erhoben werden sollte, stark genug, um nicht

länger jeden Augenblick befürchten zu müssen, vom nächsten Nachbarn verschlungen zu werden, allein nicht so mächtig, daß Frankreichs Schutz nicht mehr nötig erschienen wäre. —

1274 hatte König Rudolf gelobt, die Vogtei über die Stadt Lindau niemals zu veräußern, und viele spätere Kaiser hatten das Versprechen erneuert, daß Lindau von Reichs wegen niemals versetzt, verkauft oder verkümmert werden dürfe. Im Jahre 1802 trat aber zutage, daß diese Privilegien nur noch geschichtlichen Wert zu beanspruchen hätten. Nach dem Beschluß der Reichsdeputation sollten Stadt und Stift Lindau an den Fürsten von Bretzenheim, Karl Theodors natürlichen Sohn, zur Entschädigung für seine Herrschaften Bretzenheim und Winzenheim ausgeliefert werden. Ebenso wurden alle übrigen Reichsstädte mit Ausnahme der sechs mächtigsten in fürstliche Gebiete einverleibt.

Kein Zweifel, die Mediatisierung der Reichsstädte war ein Gewaltakt; sie wurde aber in jener stürmischen Zeit, da staatliche Umwälzungen an der Tagesordnung waren und die moderne Staatsraison den alten Reichsgedanken völlig beiseite geschoben hatte, nur von wenigen als Unrecht oder Unheil empfunden. Die überraschende Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung erklärt sich auch aus dem tiefen Verfall des kleinstaatlichen Lebens überhaupt; man kann sagen: es wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß nichts vernichtet, was sich nicht schon völlig ausgelebt hatte. Ja, gerade von helleren Köpfen wurde erkannt und offen anerkannt, daß die Veränderung in mancher Hinsicht einen Fortschritt bedeute, einen gesundern Blutlauf im deutschen Volksleben ermöglichen werde. Der bekannte Dichter Heinse, der kurz vorher eine Reise durch Schwaben gemacht hatte, sagte voraus, daß sich auch diejenigen, die noch zurzeit, vom

reichsstädtischen Stolze befangen, „durch die gefärbten Gläser des Egoismus" blickten, binnen kurzem mit der neuen Ordnung der Dinge befreunden würden.

Während der Revolutionskriege hatten gerade die schwäbischen Städte aufs bitterste ihre Ohnmacht empfinden müssen; seit nahezu zehn Jahren waren sie Räubereien und Brutalitäten aller Art preisgegeben. Der Übergang an größere Territorien verbürgte ihnen Rechtsschutz und Sicherheit. Die Mißbräuche des Gevatternregiments hörten auf; die Bürger wurden der in den neuen Staatsgruppen zur Geltung gekommenen freiheitlichen Errungenschaften der Revolution teilhaftig; verständige, den Zeitbedürfnissen entsprechende Einrichtungen ließen trotz des härteren Steuerdruckes die Rückkehr in die alten Zustände nicht mehr als wünschenswertes Ziel erscheinen.

Freilich, unter Bretzenheimischem Regiment konnte Lindau diese Wohltaten einer neuen Zeit noch nicht empfinden.

Am 1. Dezember 1802 gab Karl August Fürst von Bretzenheim durch ein Patent den Bewohnern der Stadt und des stiftischen Gebiets die Übernahme der Regierung kund; am 10. Dezember wurde dies vom Stadtrat dem Reichsoberhaupt angezeigt. Außer diesen zwei Schriftstücken ist fast gar kein amtliches Material aus der Bretzenheimischen Periode erhalten. Weder in München noch in Wien ließen sich einschlägige Archivalien auffinden; hier wie dort ist das Schicksal des Bretzenheimischen Archivs unbekannt. Nur eine „Übersicht des Revenuenstandes der Stadt und des Stiftes Lindau" aus den Bretzenheimischen Etats ist im Wiener Staatsarchiv vorhanden. Danach hätten sich die Einnahmen der Stadt auf 75 174 Gulden, des Stifts auf 12 890 Gulden, die Ausgaben der Stadt auf 28 134 Gulden, des Stifts auf 2580 Gulden, die

Schulden der Stadt auf 283 027 Gulden belaufen. Aus den statistischen Tabellen der bayerischen Periode erhellt aber, daß diese Ziffern durchgehends zu niedrig gegriffen waren, insbesondere die Passiva der Stadt auf mehr als das Doppelte sich beliefen.

Die starke Verschuldung der ehedem so wohlhabenden Reichsstadt ist hauptsächlich auf die letzten Kriegsläufte zurückzuführen. Während des ersten und zweiten Koalitionskrieges hätte wieder wie im Dreißigjährigen Krieg von Gabriel Furtenbach eine „Oberländische Straf- und Jammerchronik" geschrieben werden können. Auch Lindau hatte alle Schrecken des Krieges kosten müssen, war nicht bloß von Russen und Franzosen, sondern auch von den Österreichern und Reichstruppen mit Requisitionen und Brandschatzungen heimgesucht worden. Sogar auf den Fluten des Bodensees wurde der Krieg fortgesetzt. In Bregenz wurde 1799 von den Engländern, in Rorschach von den Franzosen eine Flottille gebaut, in Lindau wurden von den Österreichern und Engländern große Magazine angelegt. Die Seegefechte endeten meistens mit Sieg der englischen Kanonenboote, was von den Franzosen durch Plünderung der Hafenstädte vergolten wurde. Die unausbleibliche Folge war die Verarmung der blühenden Seegestade.

Da überdies das Bretzenheimische Lindau auf allen Seiten von österreichischem Gebiet umschlossen und dadurch in Handel und Verkehr gehemmt war, konnte es von den Bürgern nur als günstige Wendung begrüßt werden, daß auch ihre Stadt schon nach wenigen Monaten in österreichischen Besitz überging.

Schon im Januar 1803 wurden von dem kaiserlichen Staatsrat Fechtig und dem Bretzenheimischen Hofrat Neu-

bauer Verhandlungen eingeleitet. Das Gutachten des kaiserlichen Hofkammerpräsidenten Grafen Zichy fiel zugunsten des Planes aus, und so wurde fast unmittelbar, nachdem die Abtretung von Lindau an den Fürsten von Bretzenheim durch den Hauptschluß der Reichsdeputation vom 25. Februar 1803 erst volle Rechtskraft erlangt hatte, schon am 29. April ein Vertrag abgeschlossen, wodurch Stadt und Stift Lindau gegen die ungarischen Herrschaften Savos-Potack und Regecz an Österreich abgetreten wurden.

Die amtliche Übernahme erfolgte erst ein Jahr später. Am 14. März 1804 wurden die Mitglieder der städtischen Behörden vom kaiserlichen Kommissär, Regierungsrat Steinherr, für das Erzhaus verpflichtet. Das Lindauer Wochenblatt pries in einer Ode „Herzensergüsse am 14. März 1804" das Geschick Lindavias, daß ihr fortan Franz und Theresia als glückliche Gestirne strahlen sollten; an Innsbruck, Wien und Venedig wird die Bitte gerichtet, sie möchten der jüngeren Genossin freundlich die Hände reichen zu treuem Schwesterbund. Bürgermeister und Rat sandten, „durch ihre flammenden Herzen angefeuert", ein Dankschreiben an den Kaiser, dem sie „unverbrüchliche Treue, bereitwilligsten Gehorsam und allertiefste Unterwürfigkeit" gelobten. Das neue Gebiet wurde der vorderösterreichischen Regierung zugeteilt; behufs einer Neuorganisation der Behörden wurden von Vertretern der Staatskanzlei, Hofkanzlei und Hofkammer, sowie des Hofkriegsrats Beratungen gepflogen.

Um diesem Kollegium die nötigen Aufschlüsse zu gewähren, wurde in Lindau eine heute im Wiener Staatsarchiv verwahrte topographisch-statistische Beschreibung der Stadt und des Gebiets von Lindau ausgearbeitet, die heute ein interessantes Bild aller städtischen Verhältnisse zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bietet. Auch

Berichte des k. bayerischen Landeskommissärs von Tautphöus vom 17. Februar 1806, des zur Übernahme abgeordneten Direktors v. Merz vom 7. März 1806 und des ersten Stadt- und Polizeikommissarius Enzensberger vom 13. Januar 1807 konnten zur Vervollständigung der Nachricht herangezogen werden, da, wie Herr v. Merz ausdrücklich versichert, sowohl unter Bretzenheimischem als unter kaiserlichem Regiment — abgesehen von der Verwendung der Steuern und Abgaben — die reichsstädtische Verfassung und Verwaltung keinerlei Veränderung erlitten hatten.

Das „äußerst schöne und malerische“ Gebiet von Lindau war im Jahre 1804 auf allen Seiten von österreichischem Besitz umgeben; nur im Norden grenzte es an die bayerische Herrschaft Wangen. Die auf drei Inseln gelegene Stadt war nur durch eine dreihundert Schritte lange, hölzerne, durch ein Ravelin gedeckte Brücke mit dem Festland verbunden. Der Hafen wird als „der beste und größte am ganzen Bodensee“ bezeichnet; kein andrer bot den Schiffen solche Sicherheit, und nirgends verkehrten so viel große und kleine Fahrzeuge. Auf der Landseite stand Lindau durch zwei Hauptstraßen mit dem übrigen Schwaben in Verbindung; die eine lief über Tettnang, Altdorf, Biberach nach Ulm, die andre über Wangen, Leutkirch nach Kempten.

Das städtische Gebiet zerfiel in innere und äußere Gerichte. Über die in neun Hauptmannschaften geteilten inneren Gerichte, deren Bewohner ausschließlich dem protestantischen Bekenntnis angehörten, übte die Reichsstadt alle landeshoheitlichen Rechte aus; die sieben äußeren, deren Einwohner Katholiken waren, standen unter der hohen Obrigkeit der Grafschaft Tettnang. Der Flächeninhalt des gesamten Gebietes betrug eine geographische Quadratmeile weniger $726^1/_4$ Juchart.

In den äußeren Gerichten überwog der Getreidebau, in den inneren der Weinbau — wenn wir der Versicherung Johannes Müllers Glauben schenken wollen, konnte der „Seewein“ mit dem Falerner wetteifern! — Auch Obst und andre Gartengewächse gediehen hier in reicher Fülle.

Die Stadt hatte im Jahre 1807 452 Häuser und 2158 „Einwohner“, wozu aber noch 538 Handlungsdiener, Lehrjungen, Dienstboten und Pfründner und 14 Beisassenfamilien kamen. Nach Lindauer Recht mußte jeder Bürger ohne Ausnahme in eine von den neun Zünften aufgenommen sein. Die erste Zunft waren die „Sünfzen“. Im vierzehnten Jahrhundert hatten auch in Lindau die Zünfte über das Geschlechterregiment den Sieg davongetragen; doch wurden auch später in der Regel Angehörige der Sünfzengesellschaft, des Patriziats, in den Stadtrat gewählt; erst im achtzehnten Jahrhundert waren bürgerliche Familien darin häufiger vertreten. In den letzten Jahren der Reichsstadt gehörten nur noch neun Familien zur Sünfzenstube: die Curtabatt, Fels, Falk, Gullmann, Langensee, von Pfister, Porzelius, von Rader und Seutter von Letzen; in den ersten Jahren des bayerischen Regiments kamen noch hinzu die Bozenhard und Gruber. Außer den Sünfzen gab es noch die Zünfte der Bäcker, Binder, Fischer, Metzger, Rebleute, Schuhmacher, Schneider und Schmiede. Auch die Kaufleute mußten einem dieser Verbände angehören.

Der Stadtrat zerfiel in den geheimen und den inneren Rat. Der geheime Rat bestand zuletzt gewöhnlich aus drei Bürgermeistern und zwei geheimen Räten, denen noch ein Ratskonsulent und ein Hospitalkonsulent beigegeben waren. Zu ihrem Verwaltungsgebiet gehörten das Kriegs-, Kirchen-, Schul-, Bau-, Steuerwesen, Marktpolizei, Ehegericht u. a. In dem oben erwähnten Dankschreiben an Kaiser Franz

vom 19. März 1804 sind als Bürgermeister unterzeichnet Bernhard Bozenhard und Johann Seutter von Lötzen, ferner David Westermayer und Dr. Johann Weber als Geheimräte.

Den Rat bildeten zwölf bis vierzehn Senatoren, darunter Obmänner der Zünfte, Vorstände des Scholarchats, der Armenpflege u. s. w.

Das Stadtgericht, aus einem Stadtammann, einem Stabhalter und zwölf Assessoren bestehend, war eine bloße Justizstelle, von deren Aussprüchen an den Rat und dann an die Reichsgerichte Rekurs ergriffen werden konnte. Nach dem Übergang an Österreich wurde der Appellationshof an das Reichskammergericht untersagt; doch verwies auch das österreichische Appellgericht diejenigen, die gegen Urteile des Stadtgerichts Einspruch erhoben, an den Lindauer Magistrat, so daß dieser wie unter der reichsstädtischen Verfassung in zweiter Instanz zu erkennen hatte.

Neben den genannten Stellen kamen in den letzten Jahren der Reichsstadt noch zwei andre auf, deren Mitglieder meistens dem Stande der reichern Kaufleute angehörten. Der Kommerzienrat, aus einem Vorstand und vier Beisitzern bestehend, hatte keine eigene Jurisdiktion, sondern wurde vom Stadtrat mit Schlichtung der kommerziellen Händel betraut; auch die Fuhr- und Schiffsleute, Ballenbinder, Kübler, Grödkarrer und Ladknechte waren ihm untergeben. Wichtigere Befugnis erlangte eine zweite Behörde, die sich gebildet hatte, „um in den dringendsten Kriegsbedürfnissen während der Besetzung durch die Franzosen zu raten, was sie dem Wohle des kleinen Lindauischen Staates gemäß hielten“. In wichtigen Fällen durften ihre Mitglieder sogar ohne jede Meldung an den Magistrat zur Ausführung ihrer Beschlüsse schreiten. „Sie waren und

sind seitdem die eigentlichen Regenten, welche die Perpetuierlichkeit ihres Geschäftskreises auf ihre Behauptung der Uneigennützigkeit, überwiegenden Einsicht und vorzüglichen Tätigkeit gründen."

Das weltliche Damenstift, eines der ältesten, mit Sitz und Stimme auf dem schwäbischen Kreis- und dem Reichstag begabten fürstlichen Stifter Deutschlands, war in der reichsstädtischen Zeit jeder Abhängigkeit von den Lindauischen Behörden ledig.

Als die Säkularisierung nahe gerückt wurde, machte das Stift, um seine Existenz zu retten, einen Versuch, den Beistand Bayerns zu gewinnen, indem es die verwitwete Herzogin von Pfalz-Zweibrücken zur Äbtissin erheben wollte. Die Herzogin willigte auch ein, nahm aber auf Vorstellung des Ministers Montgelas, die Damen von Lindau hätten es wohl nur auf das Privatvermögen der hohen Frau abgesehen und die Aufhebung des Stifts werde nicht mehr aufzuhalten sein, ihre Zustimmung zurück. Insbesondere infolge der kostspieligen Einquartierungen der russischen und französischen Generalitäten, „deren Verpflegung oft in wenigen Tagen die Revenuen eines ganzen Jahres verschlangen", war das Stift in peinliche Geldverlegenheit geraten; das Defizit stieg von Jahr zu Jahr, sogar an Bezahlung der Zinsen war nicht zu denken. Unter diesen Umständen wurde die durch die Reichsdeputation verfügte Säkularisierung wie etwas Selbstverständliches hingenommen. Das Bretzenheimische Generalkommissariat traf mit den noch vorhandenen fünf Stiftsdamen die Übereinkunft, daß jede auf Lebenszeit einen jährlichen Ruhegehalt von 800 Gulden beziehen sollte. Immerhin besaß das Damenstift noch bedeutenden Grundbesitz; diese Güter sollten so bald wie möglich veräußert werden; doch unterblieb die Ratifikation, so daß erst von der

bayerischen Regierung zum Verkauf geschritten wurde. Im Jahre 1806 waren nur noch drei Stiftsdamen am Leben, die Reichsfreiinnen Sophie von Ungelter, Karoline von Westernach und Antonie von Enzberg. Die Jahresgehalte dieser Damen und die Besoldung des Probsteivikarius, des Pfarrers und des Kanzleipersonals wurden vom bayerischen Staat übernommen. –

In keiner Stadt von Schwaben, so wird im bayerischen Übernahmsbericht versichert, waren die Abgaben so hoch, wie im Gebiet von Lindau. Während z. B. der ganze Oberamtsdistrikt Nellenburg mit 28 000 Seelen jährlich an Rustikal- und Dominikalsteuern 22 082 Gulden zu entrichten hatte, zahlte Lindau mit einer Bevölkerung von nur 7000 Seelen gleichfalls 22 409 Gulden. „Die Verwaltung des Ländchens war eben nicht immer die beste, und es herrschten daselbst alle reichsstädtischen Gebrechen." Nicht minder schädlich wirkte der provisorische Zustand nach dem Verlust der Selbständigkeit. „Es zog sich jeder Bewohner in sein Gewerk zurück, und nur ganz wenige hatten noch das Gefühl, zum Besten des Ganzen sich demselben zu widmen." Die Untertanen waren belegt mit Vermögenssteuer, Kopfsteuer, Ordinarianlagen, Extraanlagen, Gewerbeanlage, Wachtgeldern, Bodenzins, Gebäude- und Hüttenzins, Grund- und Bodenzins auf Gülten.

Die Bretzenheimische Regierung — so wird in der österreichischen Beschreibung lakonisch behauptet — begnügte sich damit, alle öffentlichen Einnahmen an sich zu ziehen; die öffentlichen Passiva dagegen blieben fast ausnahmslos auf den Schultern der Lindauischen Untertanen. Doch auch unter kaiserlichem Regiment trat eine Besserung der ökonomischen Verhältnisse nicht ein. Die Schuldenlast der Stadt — so erklärt der bayerische Übernahmsbericht — ist

auf 600 000 Gulden gestiegen, und seit drei Jahren erhielten die Gläubiger nicht einen Heller Zins. Da überdies die Weinernte schlecht ausfiel, mußte das bayerische Rentamt einen beträchtlichen Zuschuß leisten, nur damit den zum Regiment der Stadt Berufenen ihre Besoldung ausbezahlt werden konnte. Als der bayerische Übernahmskommissär die öffentlichen Gelder an sich nahm, fand sich in allen Kassen nur die Summe von 7623 fl. 31 Kr. 1 Hl. vor; dazu kamen noch 8000 Viertel Wein im städtischen Magazin und 151 Fuder im Hospitalmagazin.

„Das Fürstentum Lindau", erklärt der bayerische Kommissär von Tautphöus, „ist nur in kommerzieller Hinsicht interessant; in dieser Hinsicht ist die Stadt allerdings bedeutend." Sogar während der Kriegsjahre habe sich der Handel einer musterhaften Ordnung erfreut, so daß „der Kredit, den sich dieser Platz erworben, erhoffen läßt, daß bey gegenwärtiger Staatenveränderung das Geschäft eher zu- als abnehmen wird".

Durch seine Lage war Lindau vorzüglich zum Speditionsplatz geeignet; es mußte unter allen Umständen ein wichtiges Glied in der Kette der Verbindungen Deutschlands mit der Schweiz und Italien bleiben. 1807 gab es zehn Speditionshandlungen, von denen die Haldersche und Rueepprechtsche als die bedeutendsten bezeichnet werden; außerdem wurde auch von allen größern und kleinern Kaufleuten Speditionshandel betrieben. Ziemlich schwunghaft war der Leinwandhandel nach Italien und Spanien; die Leinwand wurde im Algäu gekauft, in Lindau gebleicht oder gefärbt und dann verfrachtet. „Das ist aber im wahren Verstand der einzige nennenswerte Aktivhandel; alles übrige ist mehr Krämerei als eigentlicher Handel. Doch auch diese wirft großen Profit ab, und vielleicht würde der Aktivhandel

mehr Schwung bekommen, wenn nicht die Spedition so viel Leichtigkeit und Sicherheit zum Verdienen darböte." Aus dem nämlichen Grunde — so folgert der österreichische Bericht — gebe es auch keine Fabriken, wenn man nicht etwa die beträchtlichen Färbereien dazu rechnen wolle.

Daneben war nur noch der Weinhandel von Bedeutung. Auf Lindauischem Gebiet selbst wurde viel Wein erzeugt. „Beinahe jeder Bürger macht einen Weinhändler." An Korn-, Vieh- und Wochenmarktstagen ging es in der Stadt lebhaft zu, da nicht nur von allen Ufern des Bodensees die Wochen- und Marktschiffe, sondern auch von Augsburg und Ulm, Nürnberg und Frankfurt zahlreiche Frachtwagen eintrafen. Dazu kamen noch die Frucht-, Holz- und Bretterfuhren; auch Vieh-, Garn-, Käse-, Eier- und Gemüsehändler besuchten in großer Zahl die Lindauer Märkte. Früher waren auch beträchtliche Salztransporte durch Lindau gegangen. Nachdem 1771 zwischen Bayern und Lindau ein eigener Kommerzientraktat geschlossen worden war, wurden in Lindau jährlich 20—30 000 Fässer mit Salz hinterlegt und durch die Lindauer Schiffsleute nach der Schweiz abgeführt. Nach Aufrichtung der helvetischen Republik war aber dieser Handel auf ein paar tausend Fässer herabgesunken.

Die Schifferzunft zählte 25 Schiffsleute und hatte über acht große Frachtschiffe zu verfügen: 1 Läden mit einer Tragkraft von 2000 Zentnern, 2 Segner für 1200 Zentner, 1 halbe Segner für 400 Zentner, 4 Viertelsegner für 200—250 Zentner.

Der Fischfang war unbedeutend. „Die 9 Fischer nähren sich nur kümmerlich."

In der Stadt überwog das evangelische Bekenntnis. Die Angehörigen des Stifts, das Forstpersonal und die

meisten Beisassen und Dienstboten waren katholisch. „Juden findet man hier keine, und der allgemeine Wunsch ist, von denselben für immer befreit zu bleiben."

„Eigentlich reiche Leute wie in andern großen Handelsstädten trifft man hier keine an, aber doch viele von 20—100 000 Gulden, auch einige wenige von 200 000 Gulden. Ihre Lebensart ist sehr frugal und ziemlich streng mit den Einkünften abgemessen; doch haben 16—18 Familien Equipagen von zwei Pferden und die übrigen meistens ein Pferd. Den Sommer leben sie auf ihren Campagnen vor der Stadt." „Die Bürger sind meist gebildete und gesittete Leute, was daraus leicht zu erklären, daß sie der Handel mit vielen Menschen und Ländern bekannt macht. Die Männer sind im Durchschnitt gebildeter als die Frauen, und diese haben beinahe allgemein mangelhafte und schlechte Zähne im Mund. Ihr Betragen zeichnet sich aber im Vergleich gegen andere Städte sehr vorteilhaft aus."

„In den Schulen herrscht durchaus kein pädagogischer Sinn, und die Methode ist die eines Schulmeisters."

Das Hospital hatte beständig 80—90 Personen zu verpflegen.

Im schlimmsten Zustande befand sich alles, was unter die Rubrik Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei gehört. Auf diesem Gebiet wurde, wie Enzensberger spottet, „in echt reichsstädtischer Manier" gewirtschaftet. „Für Sitte und Gesundheit besser zu sorgen, ist noch ein weites Feld eröffnet." —

Die Abtretung von Lindau an Österreich im März 1804 wurde, wie es scheint, weder von einem der Nachbarstaaten, noch von Frankreich beanstandet. Dagegen wird dieser Akt im nächsten Jahre, als neuer Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach, in dem Manifest Napoleons, das

der französischen Nation die angeblichen Gründe der Waffenerhebung kund gab, als offene Verletzung des Luneviller Friedens bezeichnet, als eine der vielen Gewalttaten Österreichs, die der großmütige Sieger nicht länger ungeahndet lassen dürfe.

Am Münchener Hofe gewann nach heißem Kampfe die französische Partei die Oberhand. Am 24. August 1805 wurde das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich erneuert, und das hochfahrende Auftreten des Fürsten Schwarzenberg, der in zwölfter Stunde in München erschien, um den Anschluß Bayerns an Österreich zu fordern, war nicht dazu angetan, einen Umschwung in den maßgebenden Kreisen hervorzurufen. Den Ausschlag gab die Hoffnung, daß Frankreich auch im bevorstehenden Feldzug siegreich bleiben und dadurch in die Lage kommen werde, seine Verbündeten reichlich zu belohnen. Es wäre töricht, zu tadeln, daß in einer Zeit, da alle politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse in Fluß geraten waren und eine völlig neue Staatenbildung in Europa immer weiter um sich griff, auch der König von Bayern und sein Minister danach trachteten, die Kräfte ihres Staates zu entwickeln und zu steigern. Bayern hatte zu lange befürchten müssen, von seinem östlichen Nachbarn verschlungen zu werden, als daß nicht Fürst und Volk das Verlangen empfunden hätten, der unerträglichen Unsicherheit ein Ende zu setzen und ihr Recht auf eigene Stärke zu stützen.

Die bayerischen Truppen vereinigten sich mit den französischen und leisteten in den Kämpfen im Salzburgischen und in Tirol, sowie im Treffen bei Iglau am 3. Dezember gute Dienste.

Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz brachte die Entscheidung. Kaiser Franz bat um Frieden, und seine Staaten

waren in so bedrängte Lage geraten, daß er sich auch die schwersten Bedingungen gefallen lassen mußte.

Bayern durfte auf stattliche Entschädigung hoffen. Nach welcher Richtung dieselbe angestrebt wurde, enthüllt uns die Instruktion, die Montgelas schon am 12. Oktober für den ins französische Hauptquartier abgeordneten Baron Gravenreuth ausgearbeitet hatte.

Diese Instruktion und Gravenreuths Berichte an den König und den Minister zählen zu den bedeutsamsten Dokumenten der bayerischen Geschichte. Der Liberalität der neuen Archivordnung für das k. geheime Staatsarchiv in München habe ich es zu danken, daß ich zum erstenmal aus dieser Quelle schöpfen durfte.

Gravenreuth sollte einer doppelten Aufgabe gerecht werden. Er sollte nicht bloß den Geschäften eines Militärbevollmächtigten im französischen Hauptquartier obliegen, sondern auch schon während des Krieges und bei den künftigen Friedensverhandlungen dafür Sorge tragen, daß der bayerische Staat den nötigen Zuwachs erlange, damit er stark genug werde, um die Ruhe und das Gleichgewicht in Deutschland aufrecht zu erhalten.

Abtretung von Augsburg und Nürnberg, deren Gebiete den Zusammenhang zwischen Bayern, Franken und Schwaben herstellen würden, hatte Napoleon schon früher in Aussicht gestellt; Gravenreuth sollte aber auch auf Vermehrung des bayerischen Besitzes in Schwaben dringen, allenfalls auch auf Erwerbung von Tirol, Salzburg, Berchtesgaden, Passau, Eichstädt und auf Wiedergewinn des Innviertels.

Ohne Zweifel hat sich Gravenreuth seiner schwierigen Aufgabe mit viel Takt und Energie entledigt; dies wird sogar von Montgelas anerkannt, der im allgemeinen von seinem Nebenbuhler nicht viel Günstiges zu sagen weiß.

Wir waren bisher schon über Gravenreuths Wirksamkeit einigermaßen unterrichtet durch einen von Fournier aus dem Wiener Polizeiarchiv mitgeteilten Bericht eines geheimen Agenten des kaiserlichen Hofes, eines angeblichen Herrn Mayer, vermutlich eines höheren kaiserlichen Offiziers, der sich während des Krieges von 1805 in München aufhielt und offenbar mit einflußreichen Persönlichkeiten bei Hofe in Fühlung stand. Auf welche Weise die Erwerbung neuer schwäbischer Gebiete für Bayern zustande kam, wird von „Herrn Mayer" folgendermaßen erzählt:

Talleyrand, vom Stuttgarter Hofe bestochen, hatte bei der Ausarbeitung des Planes für die Verteilung der Beute durchgesetzt, daß Württemberg den Löwenanteil, den größten Teil des Bodenseegebietes und Schwaben bis über Kempten hinaus erhalten sollte, während für Bayern nur die Erwerbung Tirols in Aussicht genommen war. Unverzüglich erhob aber Gravenreuth gegen diese unbillige Zurücksetzung Bayerns lebhaften Widerspruch. „Aber, mein Herr," rief Talleyrand, „ist ein Zuwachs von 600 000 Seelen nicht genug für einen Feldzug von drei Monaten?" Nun setzte Gravenreuth auseinander, welch wichtige Dienste der Münchner Hof und die bayerischen Truppen dem Kaiser geleistet hätten; für solche Opfer könne der Gewinn eines armen Landes, das so gut wie nichts eintrage, keineswegs als würdiger Lohn angesehen werden. „Ich werde", schloß Gravenreuth seine Rede, „den vorliegenden Entwurf nicht unterzeichnen; denn ich würde mein Todesurteil unterzeichnen." Darauf eilte Gravenreuth zu Napoleon, bei dem er sich in hohe Gunst zu setzen verstanden hatte, und stellte ihm vor, daß sich Bayern mit der ihm zugedachten Abfindung nicht begnügen könne. „Comment," sagte Napoleon, „n'est-ce pas assez? Eh bien!" fuhr er fort, auf die vor ihm

liegende Landkarte deutend, „prenez!“ Gravenreuth ließ sich dies nicht zweimal sagen und strich auf der Karte das ganze Gebiet an, das Bayern jetzt am Bodensee und in Schwaben besitzt. Nun wurde Talleyrand gerufen. Auf die Karte hinweisend, sagte Napoleon: „Ceci est pour la Bavière!“ „Mais le roi de Wurttemberg?“ warf Talleyrand ein; doch Napoleon schrie wütend, auf den Boden stampfend: „Je le veux! Ecrivez, écrivez!“

„So erhielt Bayern,“ sagt Herr Mayer, „was es jetzt in jenen Gebieten besitzt.“

Obwohl die Meldungen des Geheimagenten, wie gesagt, im allgemeinen zuverlässig sind, wäre man versucht, die Episode für erfunden anzusehen; doch wenigstens im wesentlichen wird die Angabe durch Montgelas' Memoiren und Gravenreuths Depeschen bestätigt.

Die Abtretung des österreichischen Schwabens an Bayern gestand Napoleon schon vor Beendigung des Feldzugs zu. Im hochinteressanten Bericht Gravenreuths über den Aufenthalt Napoleons in München nach der Einnahme von Ulm wird folgendes erzählt. Da Napoleon durch die stürmischen Ovationen der Münchner in besonders gute Laune versetzt war, wollte Gravenreuth diese gnädige Stimmung des Allmächtigen nicht unbenützt lassen; er warf im Gespräch die Äußerung hin, der Eifer Bayerns für die gute Sache verdiene doch wohl eine Belohnung, und dazu werde sich eine Teilung Tirols zwischen Bayern und dem Königreich Italien vortrefflich eignen. „Das will ich tun,“ erwiderte Napoleon, „und ich will euch auch Salzburg und Eichstädt und einen Teil des österreichischen Schwabens geben!“ Auch gelegentlich der Huldigung der Stände sagte Napoleon, als Graf Törring-Seefeld auf Zurückerstattung des Innviertels an Bayern anspielte: „Das ist nicht genug!

Ihr müßt Tirol und das österreichische Schwaben in eure Hände bringen, und wenn ich mit Gottes Hilfe siegen werde, sollt ihr es auch haben!" Am Morgen vor seiner Abreise setzte Napoleon dem bayerischen Militärbevollmächtigten auseinander, auf welche Weise er Süddeutschland umgestalten wolle. Er zeigte ihm den Bundesvertrag mit Württemberg, worin bereits von der Auflösung des alten Reiches wie von einer vollendeten Tatsache gesprochen war. „Meine Absicht geht dahin, daß es im deutschen Süden nur noch die drei Souveräne von Bayern, Württemberg und Baden geben soll, die mit Frankreich in engstes Bündnis treten und dafür reichen Gebietszuwachs erlangen sollen. Bayern soll Tirol, Salzburg, Eichstädt und das österreichische Schwaben, vielleicht auch noch andre Teile Österreichs erhalten."

Den ersten Gedanken ließ Napoleon bei der Fortsetzung der Verhandlungen in Brünn vorläufig wieder fallen. „Dem deutschen Reich", berichtet Gravenreuth, „soll nicht durch eine förmliche Erklärung ein Ende gesetzt werden; der Kaiser findet für gut, daß ein Schattenbild des Reiches erhalten bleibe. Alle Verhandlungen darüber sind bis zur Rückkehr nach München aufgeschoben, und wahrscheinlich wird dort nicht mehr davon die Rede sein. Man hätte die Idee des Kaisers sofort mit größerem Eifer aufgreifen sollen; jetzt ist es zu spät, doch wird der Schaden nicht allzu groß sein. Österreich wird auf lange hinaus nicht mehr imstande sein, seine kaiserliche Vorherrschaft geltend zu machen."

In bezug auf die geplanten Abtretungen konnten Talleyrand und Gravenreuth nicht einig werden. Talleyrand, der offenbar freundlichere Gesinnung für Württemberg hegte, wollte außer Passau, Eichstädt und dem Innviertel nur noch den Anfall der österreichischen Enklaven im bayerischen

Schwaben bewilligen. Gravenreuth beanspruchte auch die Herrschaften vor dem Arlberg, die Landvogtei Altdorf, die Grafschaften Montfort und Tettnang, Stadt und Gebiet von Lindau und alle sonstigen österreichischen Besitzungen in Schwaben. Napoleon floß anfänglich von Wohlwollen gegen Bayern über; doch diese Stimmung schlug ins Gegenteil um, als der Münchner Hof gegen den Plan einer Vermählung des Vizekönigs Eugen von Italien mit der bayerischen Prinzessin Augusta eine frostige, ablehnende Haltung annahm. Der 2. Dezember brachte auch für diese Frage die Lösung. „Die Schlacht von Austerlitz", schrieb Gravenreuth am 8. Dezember an Montgelas, „hat über die Welt entschieden. Jetzt ist auch ein Zurückweichen vor der Heirat einfach nicht mehr möglich. Ein einziger falscher Schritt würde uns ins Verderben führen. Die Bedingungen werden günstig sein. Fordern Sie nicht zu viel, und Sie werden mehr erhalten. Verlieren Sie aber ja nicht aus den Augen, was die gegenwärtige Lage erheischt."

Dem Kaiser war alles daran gelegen, die Heirat seines Stiefsohnes zustande zu bringen. Um den insbesondere von der Kurfürstin ausgehenden Widerstand des Münchner Hofes zu brechen, verwarf er Talleyrands Vorschläge und wurde Gravenreuths mächtiger Bundesgenosse. So kam es denn am 10. Dezember in Brünn zur Unterzeichnung eines Vertrags zwischen Frankreich und Bayern. Der erste Artikel verfügte die Umwandlung Bayerns in ein erbliches Königreich; durch den zweiten verpflichtete sich Napoleon, alle europäischen Mächte zur Anerkennung des Königstitels zu bewegen; Artikel 3 besagte, daß Bayern fortfahren sollte, einen Teil des deutschen Reiches zu bilden; Artikel 4 setzte die von Österreich an Bayern abzutretenden Landesteile

fest. Napoleon übernahm die Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen, daß der Kaiser von Deutschland und Österreich (sic!) bei dem bevorstehenden Friedensschluß abtrete: die Markgrafschaft Burgau mit allem Zubehör, die sieben Herrschaften von Vorarlberg mit ihren Enklaven, die Grafschaften Hohenems, Tettnang und Argen, die Grafschaften Königseck, Rothenfels und Isny, endlich die Herrschaft Lindau (la principauté de Lindau).

„Der Vertrag", schreibt Gravenreuth an Max Joseph, „erfüllt nicht alles, was wir erwartet hatten; aber er gibt Bayern eine Unabhängigkeit, die es instand setzt, sich noch ferner zu vergrößern. Weiter wäre man gekommen, wenn man sich gegen Napoleon in bezug auf den Vermählungsplan zuvorkommender gezeigt hätte. Der Kaiser würde nicht verstimmt sein, und Herr von Talleyrand hätte keinen Anlaß zu spöttischen Bemerkungen gehabt!"

Auf die Fortsetzung der Verhandlungen, die trotz des Widerstrebens Gravenreuths noch zum Eintausch Tirols gegen Würzburg führten, die auch den letzten Widerstand gegen den Eheplan brachen, — den Ausschlag gab ein angeblich durch Baron Thugut übermitteltes Anerbieten des Kaisers Franz, seine älteste Tochter mit dem Stiefsohn Napoleons zu vermählen — kann hier nicht eingegangen werden. —

Noch ehe die Preßburger Friedensverhandlungen zum Abschluß kamen, wurde zur Besetzung der zur Abtretung bestimmten Gebiete geschritten. Das war ja nicht unwichtig in jener Zeit, da von den Herren am grünen Tische über Tausende von Quadratmeilen und Seelen ohne ausreichende Kenntnis der geographischen und geschichtlichen Verhältnisse verfügt und nicht selten die Abmachung des einen Tages am nächsten wieder umgestoßen wurde.

Am 17. Dezember — der amtliche Beschluß des auswärtigen geheimen Ministerialdepartements ist erst vom 19. Dezember datiert — erhielt General Siebein Befehl, unverzüglich das 6. leichte Infanteriebataillon Weinbach in die schwäbisch-österreichischen Gebiete einrücken und zum Zeichen der Besitznahme an den Grenzen Posten aufstellen zu lassen. Von Immenstadt aus sollten planmäßig kleinere Abteilungen nach den einzelnen Ortschaften entsendet werden; die Kommandanten sollten sich mit dem Zivilkommissär ins Benehmen setzen und ihn nötigenfalls unterstützen.

Am 23. Dezember traf — so erzählt eine in der Lindauer Stadtbibliothek verwahrte gleichzeitige Stadtchronik, und ihre Nachrichten finden durch Akten des k. bayer. Kriegsarchivs dankenswerte Ergänzung — ein bayerischer Quartiermacher in Lindau ein. Abends folgte Oberstleutnant v. Weinbach mit etwa 100 Mann Infanterie und 11 Artilleristen samt einer Kanone. Ähnlich zusammengesetzte Abteilungen besetzten die Nachbarstädte. Die Truppen wurden überall „mit der vollkommensten Zufriedenheit“ aufgenommen.

Ernste Schwierigkeiten erwuchsen aber aus der Besetzung der Landvogtei Altdorf. Zweifelsohne war Bayern dabei im Unrecht. „Herr von Mieg teilte mir mit,“ schreibt Gravenreuth am 23. Dezember an den König, „daß Ew. Majestät die Absicht hätten, die Landvogtei Altdorf zu besetzen. Ich muß dagegen einwenden, daß dieses Gebiet durch den mit Herrn v. Normann am 12. Dezember in Brünn abgeschlossenen Vertrag ausdrücklich der Krone Württemberg zugesprochen worden ist. Man muß sorglich darauf achten, daß es nicht zwischen den Alliierten zu Mißhelligkeiten komme, die notwendigerweise üble Folge haben würden.“ Ehe jedoch diese Warnung in München bekannt wurde, kam es in Altdorf zu peinlichen Szenen. Die dort

eingerückten wenig zahlreichen Bayern mußten sich bei der Annäherung einer stärkeren württembergischen Abteilung zurückziehen. Nun eilte Oberstleutnant v. Weinbach selbst mit etwa 100 Mann an den gefährdeten Punkt. „Es kam da und dort wirklich schon zu ernstlichen Auftritten.“ Weinbach erhob Einspruch gegen das Vorgehen der Württemberger und drohte für den Fall, daß der Platz nicht sofort geräumt würde, mit militärischen Zwangsmitteln. Er ließ seinen Artilleriepark, die in Lindau zurückgelassene Kanone, nachkommen und erbat sich vom Oberkommando schleunige Verstärkung. Auch in Ristissen, Wiblingen und anderen Orten kam es zu „tätlichen, unglücklichen“ Auftritten zwischen bayerischen und württembergischen Soldaten.

Der nimmer endende Zwist zwischen den süddeutschen Nachbarn, der unrühmliche Wetteifer, in der Jagd nach Land und Leuten durch die Gunst Napoleons und seiner Minister den Vorsprung zu gewinnen, bieten ja in der Rheinbundszeit ein besonders häßliches Schauspiel. Freuen wir uns, daß wir heute als Bürger des neuen Reiches über den kleinlichen Span einer überwundenen Periode ohne Groll und Voreingenommenheit sprechen können! —

Am 27. Dezember wurde zu Preßburg der Friedensvertrag unterzeichnet. Dadurch kamen Stadt und Gebiet von Lindau endgültig an die Krone Bayern, „im nämlichen Umfang und mit den nämlichen souveränen Rechten, wie sie der Kaiser gehabt hatte“. Dagegen wurde dem württembergischen Staat der Besitz der Landvogtei Altdorf bestätigt.

Demgemäß erging am 5. Januar 1806 an Weinbach der Befehl, seine Leute aus dem Altdorfischen Bezirk zurückzuziehen; doch sollte Wiblingen, worauf Bayern als Besitzer der Markgrafschaft Burgau Anspruch habe, behauptet werden. „Der angezeigte Vorfall“, schrieb das

auswärtige Amt an das Generalkommissariat Schwaben, „war uns sehr unangenehm, und Ihr habt aufmerksam zu wachen, damit kein ähnlicher sich ferner ergebe. Entstehen bei einem Orte Widersprüche, so habt Ihr Euch mit dem Württembergischen Kommissär über eine gemeinschaftliche Besetzung zu vereinbaren, bis von den beiderseitigen Höfen eine Entscheidung erfolget.“ Da aber trotzdem die Feindseligkeiten zwischen den Truppen der beiden Nachbarstaaten nicht aufhören wollten, wurde von Marschall Berthier ein Dekret erlassen, daß streitige Gebiete nicht eher besetzt werden dürften, als bis eine Verständigung zwischen Frankreich und den beteiligten Höfen erfolgt sein würde. Vergeblich wurde von bayerischer Seite bei dem französischen Gesandten, Herrn von Otto, gegen diese beschämende Verfügung Einspruch erhoben; erst am 27. Februar wurde von Berthier eine Erklärung abgegeben, daß seine Anordnung als aufgehoben zu gelten habe.

Welche Bedeutung — auch für eine gedeihlichere Entwicklung der Stadt Lindau — dem Besitz der Landvogtei Altdorf beigemessen wurde, erhellt aus dem Bericht des Generalkommissärs für Schwaben, Freiherrn von Leyden, an das auswärtige Amt vom 8. Januar 1806. In überraschend bitterer Weise wird darin beklagt, daß „auch in diesem, vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrenden günstigen Moment“ durch widrige Eingriffe verhindert worden sei, daß Schwaben, „diese schöne, aber nur zu sehr zerstreute Provinz, Einheit und Vollständigkeit erlangen, von den lästigen staatsrechtlichen Verhältnissen, unter welchen sie bisher zum Teil seufzte, befreit und zu einer der schönsten und glücklichsten Provinzen der bayerischen Monarchie erhoben werden konnte. Ein trauriges und unbegreifliches Schicksal hat es leider anders bestimmt! Man könnte ohne ein ge-

übteres Auge kann der Vermutung widerstehen, daß die Absicht Frankreichs dahin ging, Bayern allenthalben zu beschränken, die Entwicklung seiner innern Kräfte auf alle Weise zu erschweren und eine immerwährende Spannung mit dem benachbarten württembergischen Staate zu unterhalten!“ Wie hätte sonst an Württemberg gerade jene österreichische Besitzung gegeben werden können, welche ältere bayerische Besitzungen völlig umschließt und die neuen Erwerbungen nahezu wertlos macht! Württemberg verfüge fortan souverän über die Hauptstraßen; es werde ihm ein leichtes sein, den Hafen am Bodensee in einen Haupthandelsplatz umzuwandeln und dadurch Spedition und Handel auf dem Bodensee an sich zu reißen. Die Überlassung der Landvogtei an Württemberg sei um so mehr zu bedauern, da die Bevölkerung von diesem Herrn nichts wissen wolle, für Bayern aber die vorteilhafteste Stimmung bezeigt habe. Auch jede Hoffnung, bei künftigen Kriegen die wünschenswerteste Erweiterung der bayerischen Monarchie, die Ausdehnung gegen Schwaben hin, durchzuführen, sei durch den Verlust der Landvogtei abgeschnitten.

Zugleich teilte Leyden mit, daß Württemberg neuerdings Anstalten treffe, „auch auf dem rechten Ufer der Iller Fuß zu fassen, selbst die militärische Stellung an diesem Fluß für immer zu unterbrechen, die Hauptkommerzialstraße von Ulm über Memmingen nach Italien abzuschneiden und der Despot des ganzen Handels der schwäbischen Provinz zu werden“.

Durch diesen Mahnruf erschreckt, gab das auswärtige Amt Befehl, die Befestigung aller Objekte, über welche im Friedensvertrag nicht namentlich Verfügung getroffen worden sei, aufrecht zu erhalten. „Wir autorisieren Euch, wenn gütliche Vorstellungen nichts nützen, der jenseits ge-

brauchten Gewalt mit militärischer Gegengewalt zu begegnen."

Auch der Verwaltungsrat und die Bürgerschaft von Ravensburg richteten am 14. Januar 1806 an die bayerische Regierung ein flehentliches Gesuch, es möge verhütet werden, daß die Landvogtei Altdorf in württembergische Hände komme. Andernfalls werde Ravensburg aller Nahrungsquellen und Erwerbsmittel beraubt und der Übergang der Stadt an Württemberg nicht mehr aufzuhalten sein. „Wir sahen einer frohen Zukunft entgegen und träumten nach den wundervoll glücklichen Ereignissen des Krieges schon ein goldenes Alter für uns und unsre Kinder, — aber leider! verschwunden ist der schöne Traum!"

Ebenso bezeichnete der Magistrat von Buchhorn in einer Eingabe vom 23. Januar als das Ziel seiner Bitten und Wünsche, daß „durch eine glückliche Vereinigung der österreichischen Landvogtei mit den königlichen Staaten unsre schuldlos darbende Bürgerschaft von dem unvermeidlichen Untergang gerettet und dagegen Buchhorn zu einem glänzenden Stern vom zweiten Rang auf das königliche Diadem erhoben" werde.

Max Joseph schrieb denn auch an Otto, er würde es als teuersten Liebesdienst betrachten, wenn die nachträgliche Abtretung der Landvogtei an Bayern durchgesetzt würde. Doch alle Bemühungen des Gesandten waren vergeblich; nur ein kleiner Teil wurde im April 1806 gegen Abtretung der Herrschaft Wiesensteig an Württemberg erworben. —

Am nämlichen Tage, da in Preßburg die Übergabe von Lindau urkundlich festgesetzt wurde, traf der pfalzbayerische Zivil- und Landeskommissär Freiherr von Tautphöus in Lindau ein. Er sprach den „einfach salutierenden" Mitgliedern der städtischen Behörden für die gute Aufnahme

der Truppen den Dank seiner Regierung aus und forderte Übersichten über die Finanzen und sonstigen administrativen Verhältnisse der Stadt. Es wurde auch seinem Ansinnen, wie die Stadtchronik sagt, „unschädlich“ entsprochen. Denn wenn auch die Ankunft der bayerischen Truppen und des Regierungkommissärs darauf schließen ließ, daß die kaiserliche Stadt an Bayern fallen werde, so war doch etwas Sicheres über den Inhalt des Friedensvertrages noch nicht bekannt. Das Lindauer Wochenblatt gibt in einem Poem zum 1. Januar 1806 der schwer lastenden Ungewißheit über das Schicksal der Stadt Ausdruck:

Mit Thränen grüßen wir das Jahr,
Das uns Aurora heut' gebar . . .

Zwar sei die tröstliche Kunde verbreitet, daß der Friede wieder in die deutschen Lande einziehen werde, doch sei

. . . das Opfer für die Schlacht
Dem Götterrath noch nicht gebracht . . .

Der gute Bürger könne also nichts andres tun, als mit Resignation die Entscheidung von oben abwarten:

Hört Gottes Stimm' und denket dann:
Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Um die bangen Zweifel der Bürgerschaft endlich zu zerstreuen, wurde Entsendung der geheimen Räte Gruber und v. Pfister nach München beschlossen. Erst gegen Ende Januar brachten sie die Nachricht zurück, daß Lindau eine bayerische Stadt geworden sei und unmittelbar nach der amtlichen Bekanntmachung der Friedensartikel durch die Krone Frankreich die neue Organisation eingeleitet werden sollte.

Am 14. Februar bringt das Wochenblatt noch eine Anzeige der k. k. provisorischen Kanzlei der „Schwäbisch-Österreichischen Stadt Lindau“, am 21. zum erstenmal eine

„k. bayerische Verordnung“ in bezug auf Vorsichtsmaßregeln gegen Tierkrankheiten; die Nummer vom 7. März hat zum letztenmal auf der Titelvignette den kaiserlichen Adler.

Am 23. Februar traf statt des nach Dillingen zurückgekehrten Tautphöus der Zivilkommissär v. Preuß ein. Auf die Berichte und Tabellen der bayerischen Beamten über den Befund der neuen Erwerbung wurde schon oben eingegangen. Vom Lindauischen Beamtenpersonal, meint Preuß, werden nur wenige den bayerischen Anforderungen genügen; nur der geschickte Ratskonsulent Hummler werde trotz seines hohen Alters noch zu gebrauchen sein, ebenso der anstellige und gutgesinnte Ratsadvokat Link. Auch die Senatoren Gruber und v. Pfister „kennen genau die bisherige Verwaltung und ihre Gebrechen, sowie die Mittel, wie denselben abzuhelfen; sie werden bey der künftigen Organisation die besten Dienste leisten.“

Am 8. März überbrachte der bayerische Landrichter Kutter von Ravensburg die Meldung, daß „hienächst die förmliche Übergabe durch den französischen General Villemancy und die Übernahme durch den k. Landesdirektionsrat v. Merz als aufgestellte Commissaires von hiesigem Stift, Stadt und Gebiet erfolgen werde, weshalb man hiezu die nötigen Anstalten zu treffen hätte“. Das Wochenblatt brachte die Nachricht mit der Überschrift „Vaterländisches Ereigniß“, das „bey aller Anerkennung des neuen, ebenso schönen Looses der Stadt“ zunächst doch rührende Rückerinnerungen an Kaiser Franz hervorgerufen habe.

Am Abend des 13. März hielten die Vertreter der Kronen Frankreich und Bayern, mit Geschützsalven und Glockengeläut bewillkommt, ihren Einzug durch die festlich beleuchteten Straßen und wurden auf dem Rathaus im Namen der Stadt „mit ehrerbietigster Freude“ empfangen.

Am nächsten Tage erfolgte die feierliche Übergabe und Besitznahme. Mittags versammelten sich alle Zivil- und Militärbeamten im Rathaus; nachdem das Übernahmspatent „Sr. Majestaet des Königs von Baiern, des hl. römischen Reiches Erzpfalzgrafen, Erztruchseß und Churfürsten", d. d. 30. Januar 1806 verlesen war, leisteten die Anwesenden dem neuen Landesherrn den Eid der Treue und des Gehorsams. Darauf hielt Ratskonsulent Hummler eine nach der Ansicht des Referenten im Wochenblatt „sehr zweckmäßige Dankes- und Empfehlungsrede", die natürlich einen Januskopf tragen mußte. Der Redner machte zunächst darauf aufmerksam, daß gerade am nämlichen Tage vor zwei Jahren die Inselstadt im Bodensee an Österreich übergegangen sei. Männiglich werde nur dankbare Erinnerungen an den Kaiser im Herzen hegen; „aber wenn man nur die neue Veränderung nach ihrem Gehalt zu würdigen wisse", werde auch diese nicht bedauert werden. Der französische Kommissär General Villemancy feierte sodann mit etwas aufdringlichem Überschwang die Bedeutung des soeben vollzogenen Aktes. Unter allen Städten Europas habe Lindau die glücklichste Lage, um die Einbildungskraft des Menschen von frühester Jugend an zu beschäftigen und große, edle Ideen zur Reife zu bringen. „Gleichsam zu den Füßen dieser Stadt nehmen die großen Flüsse, welche Frankreich, Deutschland und Italien beleben, ihren Ursprung. Sie dürfen nur ihren Lauf verfolgen, um in kurzer Zeit die durch Handel und Privatfleiß so berühmten Städte Genua, Marseille, Lyon, Amsterdam, Hamburg, Venedig kennen zu lernen, mit ihnen zu wetteifern und mit ihnen an den Vorteilen der gewerbsamen Nationen teilzunehmen." Von den Vorfahren der Bürgerschaft Lindaus sei diese Aufgabe auch immer im Auge behalten worden; wenn ihre

Anstrengungen und Nachtwachen nicht der nämliche glänzende Erfolg belohnt habe, so sei dies nur äußeren Schwierigkeiten beizumessen gewesen. Unter günstigeren Auspizien werde das hohe Ziel leicht erreicht werden; denn nunmehr seien die Bürger von Lindau nicht nur Untertanen des besten der Könige, auch das vierfache Bündnis zwischen Napoleon dem Großen, Maximilian von Bayern, Eugen von Italien und der Schweiz sei ganz dazu angetan, dem Handel und der Industrie von Lindau den alten Glanz wiederzugeben.

Auch der Vertreter Bayerns betonte die Vorteile der neuen Weltlage zur Niederreißung der Schranken, die bisher eine imposantere Entwicklung des Lindauer Handels hinderten.

Nach dem Festakt im Rathaus wurde ein Umzug durch die Stadt gehalten, wobei an den Hauptgebäuden das bayerische Wappen angebracht und auf mehreren Plätzen das Besitzergreifungspatent verlesen wurde.

Sodann versammelten sich die Spitzen der Behörden mit ihren Gästen zu einem Festmahl im Gasthaus zur Krone. Unter dem Donner der Geschütze von allen Bastionen trank die Versammlung auf das Wohl Ihrer Majestäten des Kaisers Napoleon und des besten Landesvaters Max Joseph.

Nach Beendigung des Schmauses begab man sich ins Schauspielhaus, wo auf der „herrlich beleuchteten“ Bühne nach einem passenden Prolog Schröders Schauspiel „So handeln gute Fürsten!“ aufgeführt wurde. Nachts wurde die Stadt beleuchtet, und „jedes beeiferte sich nach Möglichkeit, seine Freude auch auf diese Art zu bezeugen“.

Das Wochenblatt feierte durch ein Gedicht „Patriotische Herzensergüsse bei Lindaus Übergabe an S. Maj. den König von Bayern“ die ergreifende „Wandlung von Abschiedszähren in die reinsten Freudentränen“.—

Entsprach diesem offiziellen Jubel die wirkliche Stimmung der Bevölkerung?

Im großen und ganzen darf die Frage wohl bejaht werden. Es wurde schon betont, daß in jenen Tagen der allgemeinen Auflösung der Verlust der eigenen Selbständigkeit von den Bürgern der Reichsstädte nicht mehr so schmerzlich empfunden wurde, wie es vor kurzem noch der Fall gewesen wäre. Wir wissen, daß sogar im stolzen Augsburg der reichsstädtischen Verfassung nicht viele Tränen nachgeweint wurden, daß insbesondere der evangelische Teil der Bevölkerung es als Glück empfand, an Bayern zu kommen, dessen Regierung in konfessionellen Dingen völlig neutral und vorurteilslos war. Lindau war im Jahre 1806 noch eine rein evangelische Stadt; nur ein katholischer Bürger hatte auf Befehl des Fürsten von Bretzenheim aufgenommen werden müssen, — ein Seitenstück zu dem ersten protestantischen Bürger Michel in München! Man sieht, daß sich innerhalb gewisser örtlicher und zeitlicher Grenzen die Gegensätze immer wieder ausgleichen. Auch im evangelischen Lindau wird das Moment, das in Augsburg die Gemüter gewann, nicht wirkungslos geblieben sein. Dazu kam die Rücksicht auf die finanzielle Bedrängnis der Gemeinde. Zwar stand es auch mit den bayerischen Finanzen nichts weniger als glänzend; aber es ist bei den Staaten wie bei den Privaten. Wer auf großem Fuße lebt, genießt mehr Kredit und wird um seiner Schulden willen nicht so schief angesehen wie der kleine Mann. Auch die geographische Lage und infolge davon das wirtschaftliche Bedürfnis ließ den Übergang an Bayern wünschenswert erscheinen. Die Stadt hatte im bayerischen Algäu ihr Hinterland, in welchem sie ihre Produkte am leichtesten und vorteilhaftesten absetzte. Überdies konnte sie als Grenzplatz auf eine zahlreiche Besatzung

rechnen. In einer am 29. Januar 1806 an das auswärtige Amt gerichteten Denkschrift des würzburgischen Generaldirektionsrats Christoph von Germersheim wird ebenso wie in dem früher erwähnten Bericht v. Leydens die Ansicht vertreten, daß das neue Königreich, wenn es der Tendenz aller größern Staaten entsprechend nach weiterer Abrundung und Vergrößerung trachte, vor allem auf Schwaben sein Augenmerk richten müsse. Hier biete sich der Reformtätigkeit einer weisen Regierung das dankbarste Feld, hier werde vom Volk am willigsten der Vorteil einer Vereinigung mit dem größten deutschen Mittelstaat anerkannt.

Diese Annahme war auch nicht unbegründet. Als sich vier Jahre später, wie der Vorstand der bayerischen Hoheits- und Lehensektion, v. Aretin, am 27. Januar 1810 an Montgelas berichtet, im bayerischen Schwaben das Gerücht verbreitete, daß württembergische Truppen in großer Zahl an der Grenze angehäuft seien, um Lindau und das ganze Bodenseegebiet zu überrumpeln und zu besetzen, richtete der Stadtrat von Lindau an die bayerische Regierung die Bitte, es möge nicht nur alles geschehen, um die treueste Gemeinde dem bayerischen Staat zu retten, sondern es möge auch zur Beruhigung der Gemüter öffentlich zur Kenntnis gegeben werden: Lindau bleibt bayerisch!

Das Gerücht beruhte, wie sich herausstellte, auf arger Übertreibung, und nachdem im Rieder Vertrag auch Österreich endgültig auf seine alten, schwäbischen Besitzungen verzichtet und der Sturz Napoleons Europa den lang vermißten Frieden gebracht hatte, konnte der Bürger wieder mit festerem Vertrauen in Gegenwart und Zukunft blicken.

Nun wurde es auch möglich, das Haupthindernis eines lebhaftern Aufschwunges von Handel und Verkehr zu beseitigen.

Lindau galt noch immer als Festung.

Bald nach der Übernahme der Stadt richtete das Generallandeskommissariat von Schwaben an das auswärtige Amt die Anfrage, ob denn die „unbedeutenden, ruinosen" Festungswerke von Lindau nicht besser demoliert würden. Nachdem eine militärische Kommission die vorhandenen Werke untersucht hatte, sprach sich der Vorsitzende, Kriegsökonomierat Frey, höchst abfällig aus. Das „alte Mauerwerk sowohl gegen die Land- als gegen die Seeseite", erklärte er, könne zu nichts anderm dienen, „als höchstens das kühne Vorgehen einer streifenden Parthey zu vereiteln oder ein solches abzuschröcken". Auch die Anlage neuer Werke werde nichts nützen; denn „das Festland ist zu nah und die Weinberge zu hoch, — eine wahre Verteidigung Lindaus ist also nicht denkbar". Trotzdem wurde verfügt, daß die Stadt „bei gegenwärtigen Verhältnissen zur Unterbringung der nötigen Kriegsvorräte als Festung beibehalten werden" müsse.

Diese Notwendigkeit trat noch dringlicher zutage nach Ausbruch des Aufstands in Tirol im Jahre 1809. Am 9. August 1809 berichtete das geheime Ministerium des Kriegswesens an das auswärtige Amt, daß Kaiser Napoleon den „Wunsch" geäußert habe, es möge Lindau genügend verproviantiert und so befestigt werden, „daß es vor einem coup de main gesichert sei". Natürlich mußte diesem Ansinnen entsprochen werden. Daß das Mißtrauen gegen den deutschen Nachbarstaat noch nicht erloschen war, beweist die Forderung, welche von bayerischer Seite an den französischen Kommandanten von Lindau, General Lesuire, gerichtet wurde, es möchten zur Besetzung keine württembergischen Truppen verwendet werden. Der Brückenkopf und die Bastionen sollten mit neuen Brustwehren versehen, die Mauern

ausgebessert, die Schießscharten verkleinert werden u. s. w. Nach der Ansicht des bayerischen Artillerie-Oberleutnants Lessel hatte aber Lesuire „von dem Zweck, der Anlage, dem Bau und der Verteidigung eines Festungswerkes keine, durchaus keine Kenntnis". Lessel versichert, er habe „wiederholt statt seiner erröthen und den zuhörenden Artilleristen auf der Arbeit verbiethen müssen, laut aufzulachen". „Die Gesichtspunkte, aus welchen er diese Dinge beurtheilt, sind in der Ästhetik oder allenfalls in der Gartenkunst aufzusuchen, aber keineswegs unter den Regeln der Fortifikation zu finden; alles Gute, alles Zweckmäßige will er dem Schönen aufopfern; seine Entwürfe sind für das Auge, aber nicht für die Kugeln berechnet."

Da schon bald nach Beginn der Arbeit der Friedensschluß erfolgte, kam der kostspielige Plan nicht mehr zur Ausführung; vermutlich sind wir im Interesse der Schönheit des Stadtbildes dem Franzosen zu Dank verpflichtet, daß die Neuerungen nicht rascher und gründlicher ins Werk gesetzt wurden. Zwar ordnete das auswärtige Amt „mit Rücksicht auf die Gefahr eines erneuten Volksaufstands in Tirol oder Vorarlberg" im Frühjahr 1810 die Fortsetzung der Befestigungsarbeiten an, doch scheint nicht viel geschehen zu sein. Der Stadtplan von 1823 zeigt noch fast unverändert die nämlichen Bastionen und Schanzen wie die Karten aus dem Ausgang der reichsstädtischen Periode.

Endlich fiel aber zum Glück für die Stadt das Urteil einer nach dem Regierungsantritt König Ludwigs I. zur Untersuchung der festen Plätze Bayerns eingesetzten Kommission sehr ungünstig aus. Daraufhin wurde Lindau 1826 als offene Stadt erklärt. Leider wurde versäumt, wenigstens einen Teil der ehemaligen inneren Herrschaften, das zunächst gelegene Gelände, zum Stadtgebiet zu schlagen;

die Stadt blieb auf die Insel beschränkt. Damit war ihr die Möglichkeit benommen, sich wie Konstanz und andere Seeplätze unbehindert auszudehnen und das natürliche Hafengebiet zwischen Insel und Festland vorteilhaft auszunützen. Auch die eisernen Schienen brachten dafür nur unvollständigen Ersatz.

Wer möchte aber leugnen, daß nach anderen Richtungen für Erweiterung und Sicherung des Handels und Verkehrs, Belebung der gewerblichen Tätigkeit und Hebung der geistigen Interessen im abgelaufenen Jahrhundert vieles geleistet worden ist! Freilich, ein „goldenes Zeitalter", von dem es den Stadtvätern von Ravensburg geträumt hat, ist auch unter bayerischer Herrschaft nicht gekommen; die ausschweifenden Hoffnungen, denen der französische Übergabekommissär Ausdruck gab, sind nicht in Erfüllung gegangen; aber es ist eingetroffen, was ein Beobachter, der mit mehr Einsicht und Besonnenheit die tatsächlichen Verhältnisse ins Auge faßte, der erste bayerische Stadtkommissär Enzensberger, in seinem Gutachten ausgesprochen hat: „Die Stadt Lindau wird, wenn sie das Glück haben wird, der dauernden Vorsorge einer wohlmeinenden und wohlgeordneten Regierung teilhaftig zu werden, die Schäden der Kriegsübel leicht überwinden und den anderen Plätzen am Bodensee ebenbürtig an Kommerz und Gesittung an der Seite stehen." Gottlob! Darin hat der wackere Stadtkommissarius recht behalten.

Drei Gedenkblätter.

Da in weitesten Kreisen dem tragischen Geschick des Bayernkönigs Ludwig II. warme Teilnahme entgegengebracht wird, dürfte es nicht unpassend erscheinen, auch das Andenken an zwei Männer festzuhalten, die zu den treuesten Dienern des unglücklichen Monarchen gehörten. Es erregte immer das Staunen und die Bewunderung der Eingeweihten, wie die dem König zur Seite stehenden Kabinettsräte lange Jahre hindurch dem Willen des Kranken Rechnung zu tragen hatten und dabei doch durch Sachkenntnis und Wachsamkeit schlimmes Unheil abzuwenden, ja, manches Üble zum Guten zu wenden verstanden. Da ich mit zweien von diesen verdienstvollen Männern von Jugend auf in treuer Freundschaft verbunden war, glaube ich nur einer Ehrenpflicht zu genügen, wenn ich an dieser Stelle wenigstens in kurzem Abriß ihr Leben und Wirken schildere. Daß ich ein Lebensbild meines hochverehrten Lehrers, eines bedeutenden Vertreters der Geschichtswissenschaft, daran reihe, bedarf keiner Rechtfertigung.

I.

Friedrich von Ziegler.

Wenn uns der unerbittliche Tod einen geliebten Freund für immer entrissen hat, wenn das teure Antlitz erblaßt, das Auge gebrochen ist, erwacht unwillkürlich der Wunsch, uns wenigstens die Erinnerung an den Verlorenen für künftige Tage zu retten; es genügt uns nicht, durch Pinsel und Palette oder durch Ton und Meißel die äußeren Züge festhalten zu lassen: wir wollen, indem wir uns nochmals seinen Lebenslauf vergegenwärtigen, auch den Kern, die Seele, das Wesen des Verewigten unserm geistigen Auge einprägen.

Am 9. Juni 1897 ging das Leben eines Mannes zur Rüste, dessen Namen nur selten in den öffentlichen Organen aufgetaucht war, der aber lange Jahre in seinem Vaterlande eine eigenartige, wichtige Stellung eingenommen und sich um Staat und Volk rühmliches Verdienst erworben hatte.

Wer den Lebensgang Friedrich von Zieglers näher verfolgt hat, wird sich versucht fühlen, das Horazische: „Glückselig jener, der entfernt von Weltgeschäften!" anzustimmen. Wie glücklich hätte Ziegler werden können, wenn er nie den Weg in königliche Gemächer gefunden hätte! Für ihn war ein Verhängnis, was dem Fernstehenden als hohe Gunst Fortunas erscheinen mochte! Nur selten sind staatsmännischer Geist, warme Menschenliebe und echter Humor in einem Manne vereinigt. Ihm war ein so reicher Schatz beschieden, und aus diesen edlen, liebenswürdigen Gaben, womit ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet hatte, würde er für sich selbst reichen Gewinn gezogen haben, wenn ihn nicht der Märtyrer poetischen Überschwangs auf dem Königsthron an seine Seite gezogen hätte. Freilich, wenn ich erwäge, wieviel Gutes der

kluge, gewissenhafte und wohlwollende Berater des Königs in seiner schwierigen Stellung gewirkt, wieviel Schlimmes er hintangehalten hat, kann ich zwar nicht unsren Freund, doch ich muß das Vaterland beglückwünschen, das einen so treuen Wächter am wichtigsten Posten hatte.

Friedrich von Ziegler wurde geboren am 10. März 1839 zu München als Sohn des k. bayerischen Majors Franz Xaver von Ziegler. Die Mutter war eine Freiin von Donnersberg, aus der alten Münchner Patrizierfamilie, die dem Bayerland im siebzehnten Jahrhundert einen hochverdienten Staatsmann, den Kanzler Joachim von Donnersberg, geschenkt hat. Fritz besuchte das Ludwigsgymnasium in München; die Ferienzeit pflegte er auf dem seiner Familie gehörigen Schloß Schönstett bei Wasserburg zu verbringen, — glückliche Tage, deren Andenken ihm immer teuer blieb! Mit gutem Maturitätszeugnis bezog er die Münchner Hochschule, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Ein Born harmloser Jugendfreuden erschloß sich ihm durch den Eintritt in den kurz vorher gegründeten Akademischen Gesangverein, und hinwieder wurde es für die Entwicklung dieser Vereinigung bedeutsam, daß sich unter dem Einfluß des neuen Kameraden eine besonders ersprießliche Eigentümlichkeit ausbildete: neben der Pflege des Gesangs gelangte der Humor zu ausgiebiger Geltung. In rascher Folge kamen die von Ziegler verfaßten Burlesken: „Medea“ (1864), „Die Kreuzfahrer“ (1865), „Such verloren“ (1867), „Die Hugenotten“ (1869), „Palmyra“ (1872), zu öffentlicher Aufführung. Welch fröhliche Feste waren damit den vielen hundert geladenen Gästen, vor allem aber den Mitwirkenden selbst beschieden! Welcher Teilnehmer würde sich nicht mit Lust erinnern an die „Bühnenweihefestspiele“ im „Augsburger Hof“, wo die den Chor bildenden

Spartaner schon den ganzen Nachmittag in Garderobe und Garten sangen und tanzten, bis sie endlich schleppenden Schrittes auf die Bühne zogen:

„Gott Lob, daß wir endlich
Da einmal sind,
Denn glauben sollte man es nicht,
Wie weit es ist“ . .

Nicht bloß der Autor, auch der Darsteller feierte Triumphe. Die Kapuzinerpredigten des „Frater Polykarpf“ sind in Münchner Studentenkreisen ebenso unvergessen, wie der verwegen üppige „Handwerksbursche Knopf“. Auch die Erinnerung an zahlreiche Beiträge zu den „Fliegenden Blättern“ — es sei nur die von Oberländer illustrierte Münchner Idylle „Das Kellerfest“ hervorgehoben — läßt eine Reihe von derbwitzigen Genrebildern an uns vorüberziehen. Zieglers Humor bewegte sich stets in harmlosem Spaß, nie in bitterem Sarkasmus; er hatte nicht das Hohnlachen des Zornes, sein Witz war nie zu scharfen Worten zugespitzt, sondern gutmütig und schlicht, wie sein ganzes Wesen. Auch als er auf den Höhen der Gesellschaft stand, blickte er noch mit wahrhaft kindlichem Frohmut in die Welt.

Bei fröhlichen Symposien, wobei mäßig, aber mit Genuß getrunken wurde, ging ihm so recht das Herz auf. An ihm hatten wir einen Kameraden, einen besseren hätten wir nicht finden können! Wieviel frohe Stunden verbrachten wir auf dem von ihm bevorzugten „Franziskanerkeller“! Spät nach Mitternacht kehrten wir, gewöhnlich selbdritt, Ziegler, der später so berühmt gewordene Maler Grützner und ich, von unserem „Sommerschloß“ heim, nicht selten unter strömendem Regen oder Schneegestöber, mit lebhaften Scherzreden uns den langen Weg verkürzend!

Doch würde man ein falsches Bild gewinnen, wenn man dächte, daß unser Kreis sich nur aufs Trinken und Jubilieren verlegt hätte. Die Genossen wetteiferten auch in eifrigem Streben, Geist und Herz zu bilden, und keiner faßte diese Pflicht ernster auf, als unser Dichter übermütiger Parodien. Poesie umschlang wie ein Blütenkranz sein Leben, aber als Höchstes galt ihm seine Berufspflicht. Mochte er die halbe Nacht bei Sang und Becherklang durchschwärmt haben, frühmorgens dachte er nur an Minerva, nicht an Momus, und saß so eifrig über den Pandekten, wie ein weltscheuer Bücherwurm. Im Gegensatz zu vielen anderen, die auch das Große und Gute wollen, aber von Stimmungen und Launen allzu abhängig sind, verwandte er jederzeit seine ganze Kraft auf Erreichung des fest und klar erfaßten Zieles; darum wurde es ihm möglich, Großes zu leisten, und darum wurde er ein ganzer Mann. Ebenso seinem Fleiß, wie seinen Fähigkeiten hatte er zu danken, daß er das Universitätsexamen mit glänzendem Erfolg bestand und im Staatskonkurs eine vorzügliche Note davontrug. Auch den Doktorhut erwarb er sich mit einer Schrift „Über Betrug beim Vertragsabschluß", die von Windscheid ehrenvoller Erwähnung in seinem Lehrbuch der Pandekten gewürdigt wurde. Nach kurzer Praxis bei einem Rechtsanwalt wurde er als Hilfsarbeiter ins Justizministerium berufen und schon 1870 als Staatsanwalts-Substitut am Bezirksgericht Augsburg angestellt.

Der Aufenthalt in der Lechstadt sollte für ihn besonders erfreuliche Bedeutung gewinnen. Aus einem zufälligen Zusammentreffen mit Therese Haindl, der Tochter eines angesehenen Fabrikbesitzers, erwuchsen innige Beziehungen, und im Frühjahr 1871 führte er die Braut zum Altar. Reiches Familienglück erwuchs ihm aus dieser Verbindung.

Das nächste Jahr brachte eine für sein ganzes Leben entscheidende Wendung. Am 12. März 1872 wurde Ziegler unter Ernennung zum Staatsanwalt am Münchner Bezirksgericht als Hilfsarbeiter in das königliche Kabinett berufen. Als solcher stand er dem Kabinettschef v. Eisenhart, einem hochverdienten Ehrenmann, treu zur Seite, bis er nach dessen jähem Sturz 1876 selbst zum Leiter des Kabinetts ernannt wurde. In dieser Stellung blieb er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1883.

Nur acht Jahre, aber welche Fülle von Arbeit, Aufregung, Verantwortung, Prüfungen aller Art war in diesen Zeitraum zusammengedrängt!

Ziegler war kein Hofmann, geschweige denn ein Höfling. Er gab sich nie als einen anderen, als der er war. Doch über den sittlichen Wert und die eminente Arbeitskraft dieses Mannes konnte der König nicht im unklaren sein, so daß er dem neuen Berater volles Vertrauen, ja zeitweise die überquellende Neigung eines Freundes schenkte. Ziegler war ein feinsinniger Kenner der Literatur und ein warmer Verehrer der Künste; das war bei König Ludwig eine wirksame Empfehlung. Doch den Dämon in des Königs Brust konnte auch der Kluge und Treue nicht bezwingen, und die finsteren Stunden stellten sich in den goldstrotzenden Gemächern immer häufiger ein — — Je mehr der König, grausam selbst in den Wunden seines überreizten Gemüts wühlend, das innere Gleichgewicht verlor, desto peinlicher berührte ihn, daß ihm ein Beamter, wenn auch unter den ehrerbietigsten Formen, gewissermaßen als kategorischer Imperativ gegenüberzutreten wagte. Es kam zu schweren Konflikten. Wie furchtbar der vielbeneidete „Günstling des Königs" unter den seinen Gebieter beherrschenden jähen Wandlungen von Schwermut und Zorn, Empfindsamkeit

und Reizbarkeit zu leiden hatte, konnte den Freunden nicht verborgen bleiben, obwohl Ziegler selbst in Briefen und Gesprächen nur Liebenswürdiges und Heiteres von seinem königlichen Herrn zum besten gab. Obwohl er wußte, daß ihm nur Niederlage bevorstehe, setzte er unverdrossen den Kampf gegen die Unrast und Menschenscheu des Königs fort. In einem Nachruf, den am offenen Grabe Zieglers Regierungsdirektor von Müller seinem Vorgesetzten widmete, wird erwähnt, daß einmal ein hoher Herr über Ziegler geäußert habe: „Was Ziegler als Kabinettssekretär geleistet hat, das weiß nur der zu würdigen, der selbst den Ereignissen nahe stand; was hat er alles geleistet, was verhütet! Was hätte er alles tun können, wenn er seine Stellung hätte mißbrauchen wollen! Aber mit dem reinsten Gewissen, mit den reinsten Händen ist er aus seiner Stellung geschieden!“ Dies ist gewiß richtig, aber es ist nicht alles. Ziegler war nicht bloß ein anhänglicher, uneigennütziger Diener seines Herrn, er war auch ein eminent politischer Kopf und hatte vollauf Gelegenheit, außergewöhnliche Einsicht und Umsicht zu betätigen, da unter Ludwig II. alle Fäden der Staatsverwaltung in den Händen des Kabinettschefs zusammenliefen. Wenn die Jahre, in denen er seinem königlichen Herrn als erster Berater zur Seite stand, zu den ruhigsten und glücklichsten der vaterländischen Geschichte zählen, so hat daran der Leiter des Kabinetts nicht geringes Verdienst zu beanspruchen. Er hatte eben den Sinn für das Wirkliche, er sah die Dinge, wie sie waren, er hatte den geradaus das Wichtigste und Wesentliche treffenden gesunden Menschenverstand, der einen Leiter der Staatsgeschäfte Größeres erreichen läßt, als die künstlichste Ausbildung des Denkvermögens. Und welch unbesiegbare sittliche Widerstandskraft lag in diesem immer

höflichen, dienstwilligen, geduldigen Manne! Sie ließ ihn über die mannigfaltigen Verlockungen des Hoflebens, wie über die ebenso nahe liegende Versuchung zur Menschenverachtung obsiegen. Er blieb auch auf den Höhen des Lebens der einfache, warmherzige Mensch, der von sich sagen konnte: Nichts, was menschlich, acht' ich mir fremd!

Im Jahre 1883 erfolgte die Katastrophe. Ziegler wurde unter allen Zeichen der königlichen Ungnade entlassen. Doch Ludwig II. war kein Tiberius oder Nero; die Verfolgungs- und Hinrichtungsbefehle, die er gegen seinen Sekretär erlassen haben soll, waren höchstens leerer Theaterdonner; in Wirklichkeit übertrug er dem trotz alledem Hochgeschätzten ein wichtiges Staatsamt. Von 1883 bis 1888 bekleidete Ziegler als Ministerialrat im Kultusministerium das Amt eines Referenten für Universitätswesen und Kunstinteressen. Die damit verbundenen schwierigen Aufgaben löste er mit Verständnis und gerechtem Sinn, so daß noch heute ebenso von Gelehrten, wie von Künstlern sein segensvoll fortwirkendes Schaffen gerühmt wird. 1888 wurde er zum Präsidenten der Regierung der Oberpfalz ernannt, 1894 in gleicher Stellung nach München berufen. In Regensburg wird der gleichmäßig gegen hoch und niedrig zuvorkommende, den wirklichen Bedürfnissen der verschiedenen Stände nachspürende und überall nach besten Kräften Rat und Hilfe spendende Beamte unvergessen bleiben. Als ihm in München ein noch wichtigerer Wirkungskreis eröffnet wurde, widmete er sich mit aufopferndem Eifer den Geschäften auch dann noch, als er sich um der eigenen Erhaltung willen mehr Schonung hätte gönnen sollen.

Denn jählings hatte in das heitere, harmonische Leben eine dunkle Macht eingegriffen, eine tückische Krankheit, deren Wurzel unerklärlich war, deren unheimliches Wachs-

tum aber seine Lieben mit banger Besorgnis erfüllte. Als auch eine Urlaubsreise nach Südtirol und Oberitalien nicht die erhoffte Genesung brachte und die Kräfte zu schwinden begannen, suchte er selbst um Enthebung von seinem Amte nach. Er wäre der Mann gewesen, der nicht nötig gehabt hätte, nach außen zu wirken, der auch eine reiche Tätigkeit nach innen hätte entfalten können. Doch er kam nicht mehr dazu, sich der langentbehrten Geistesruhe zu erfreuen. Einen Augenblick zwar flackerte das Lebenslicht noch einmal heller auf; schon waren zur Übersiedlung in ein freundliches Landhaus in Starnberg alle Anstalten getroffen, als eine Lungenentzündung unerwartet ein schmerzloses Ende herbeiführte. Die Bestattung gestaltete sich zu einer großartigen Trauerfeier, wie sie der Münchner Friedhof nur selten sieht.

Durch seine in kritischen Tagen geleisteten Dienste hat sich Friedrich von Ziegler ein dankbares Andenken des Vaterlandes gesichert, doch nur, wer den Menschen gekannt hat, weiß, wieviel Frohmut, Güte und Gemeinsinn mit ihm dahin geschwunden sind. . . .

„Zu früh geschieden, dem ein Herz zu eigen,
Bei dessen Lobe andres Lob muß schweigen!“

(Hecher.)

II.

Ludwig von Buerkel.

Bei flüchtiger Bekanntschaft mit Ludwig von Buerkel mochte man an Goethes Worte über den Frankfurter Olenschlager denken: „Ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann; er hätte in seiner bürgermeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten französischen Prälaten vorstellen

können.“ Bei hohem Wuchs ohne Schwerfälligkeit oder Steifheit, höflich ohne Kälte, gewandt und anregend in der Unterhaltung ohne Redseligkeit, war Buerkel im besten Sinne des Wortes Weltmann. Weltmännisches Wesen scheint herzliche Freundschaft auszuschließen. Wer aber war ein treuerer Freund, als er? Wer hatte mehr aufrichtig ergebene Freunde, als er? Alle, die Buerkel näher kennen lernten, erfuhren eben gar bald, daß er mehr und Besseres besaß, als gesellschaftlichen Schliff und heiteres Temperament. Seine Freunde wußten, daß die klugen Augen auch Künstleraugen waren, daß er bei höfischer Sitte ein aufrechter Mann, ein fester Charakter war, daß er im Leid niemals das innere Gleichgewicht verlor und in der schwersten Prüfung des Menschen, im Glück, immer treu seinem innersten Wesen: edel, hilfreich und gut blieb! —

Ludwig Buerkel wurde am 8. Mai 1841 in München geboren, der zweitälteste Sohn des Genremalers Heinrich Buerkel, der heute in seinen Werken sieghafter denn je wirkt und von der gerechteren Nachwelt den trefflichsten Niederländern gleichgeachtet wird. Wenn sich der Vater unter harten Kämpfen und Entbehrungen hatte emporarbeiten müssen, so war des Sohnes Jugend eitel Sonnenschein; nur edle, künstlerische Eindrücke wirkten auf seine Seele. So kann es nicht wundernehmen, daß er nach Beendigung des Gymnasialstudiums den Entschluß faßte, sich ganz der Kunst zu widmen. Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling mit seelenvollem Auge, hochgewölbter Stirn, natürlich gelocktem Haar, und da er auch mit einer weich und voll klingenden Baßstimme begabt war, ließ sich ihm auf der Bühne glücklichster Erfolg versprechen. Als ihm jedoch nach mehrjährigem Studium von seinem hochverehrten Lehrer Härtinger eröffnet wurde, daß er infolge

eines kleinen Gebrechens am Kehlkopf wohl niemals zu völlig reiner Tongebung vordringen werde, entsagte er seinem Lieblingsplane und widmete sich dem juristischen Studium. Nachdem er Universitätsprüfung und Staatskonkurs mit gutem Erfolg bestanden hatte, trat er in den Verwaltungsdienst, wozu ihn sein heller Kopf und sein einnehmendes Wesen besonders berufen erscheinen ließen. Nach der ersten Anstellung als Bezirksamtsassessor führte er (1872) eine geliebte Braut, Marie Rosipal, zum Traualtar. Dem glücklichen Bunde entsprossen drei Söhne und eine Tochter. 1874 wurde er als Assessor bei der Polizeidirektion München angestellt, bald darauf zum Polizeirat befördert.

Die wichtigste Wende in seinem Leben trat 1877 ein: auf Empfehlung seines Freundes, des unvergeßlichen Friedrich von Ziegler, der damals die Leitung des Kabinetts inne hatte, wurde er von König Ludwig II. zum Vorstand der Hof- und Kabinettskasse ernannt. Die Gunst des Königs beförderte den Hofbeamten rasch zu höheren Stellungen, eine Bevorzugung, die natürlich im Kreis der lieben Kollegen nicht gerade mit freundlichen Augen betrachtet wurde, weil unberücksichtigt blieb, daß solche Auszeichnungen nicht so sehr dem Beamten als dem Amte galten und in ähnlichen Vertrauensstellungen von jeher üblich waren. Ursprünglich bestanden die Funktionen vor allem in der Verwaltung der Hofkasse, zu welcher das Hoftheater, der Hofmarstall und das Hofbauamt ressortierten, sowie in dem sehr ausgebreiteten schriftlichen Verkehr, der im Auftrag des Königs mit zahlreichen Künstlern und Gelehrten gepflogen wurde. Nach und nach, namentlich seit dem Austritt des Kabinettschefs von Ziegler, ging auch ein großer Teil der politischen und Regierungsgeschäfte, die Vorlage

der an den Monarchen gerichteten Referate aller Ministerien an den Hofsekretär über, und was der Stellung besondere Wichtigkeit verlieh: er war in diesen Jahren der *einzige* Beamte, dem ein unmittelbarer Verkehr mit dem Monarchen möglich war. Es liegt auf der Hand, daß eine so vielverzweigte Tätigkeit nur von einem auf verschiedenen Gebieten bewanderten, zu raschester Auffassung befähigten Mann bewältigt werden konnte. Dazu kam, daß durch die Eigenart des Königs die Erledigung der Geschäfte nicht wenig erschwert wurde; auch die physischen Anstrengungen an den vortragenden Rat waren nicht gering zu nennen. Die schwerste Sorge freilich erwuchs aus der Vorliebe des Königs für prunkvolle Bauten, die überdies in rapidem Tempo fertiggestellt werden mußten. Man kann nur bedauern, daß so ungeheure Summen von Geld und Arbeit an die hohle, prahlerische Nachbildung von Versailles auf Herrenwörth verschwendet wurden. Etwas anderes ist es mit der Burg über der Pöllatschlucht — dieses Werk ist schön! Neuschwanstein wird das herrlichste Denkmal seines Erbauers bleiben! Heute, da die bayerischen Königsschlösser das Ziel zahlreicher Touristenschwärme aus aller Herren Ländern sind und dadurch der Wohlstand weiter Landstriche gefördert wird, sind die Vorwürfe verstummt: damals wurde dem königlichen Bauherrn und seinen Leuten wenig Dank gezollt. Heute werden wir nur noch wehmütig lächeln, wenn wir uns daran erinnern, wie die verdienstvollen Männer in der Umgebung des Monarchen streng getadelt wurden, weil sie nicht den Mut hätten, dem König sein Phantom „auszureden". Heute kennen wir ja die pathologischen Gründe, die in der Brust des Unglücklichen dämonische Unrast schürten und ihn von einem Überschwang zum andern hasten und jede Beschränkung seines Willens als sträfliche Auflehnung betrachten

ließen. An wahrheitsgetreuer Belehrung über die immer düsterer sich gestaltende Finanzlage und an zweckdienlichen Vorstellungen fehlte es tatsächlich keineswegs, doch sogar der Hinweis auf Ludwigs XIV. Testament, worin der Schöpfer von Versailles seine Nachkommen vor kostspieligen Bauten warnt, blieb ohne die erhoffte Wirkung, mußte ja ohne Wirkung bleiben! Umgekehrt wurde damals in Volkskreisen gar nicht beachtet, daß von den übermäßigen Ausgaben, die den Kredit des Hofes schädigen mußten, München und die Kunst erheblichen Vorteil hatten. München war stolz darauf, die Metropole deutscher Kunst zu heißen; welch geringe Einnahmen aber aus bürgerlichem Säckel den Künstlern zuflossen, ist eine bekannte Sache. Das Angebot hätte also in bedenklichem Mißverhältnis zur Nachfrage gestanden, wenn nicht der königliche Kunstfreund viele Hunderte von Künstlern unausgesetzt beschäftigt hätte. Und noch eins ist zu beachten. Dem königlichen Willen mußte Rechnung getragen werden, aber innerhalb der gebotenen Schranken wurde sparsam und gewissenhaft gewirtschaftet. Nach Eröffnung der Königsschlösser wurde von allen Fachleuten einmütig zugestanden, daß die Kosten der großartigen Bauwerke verhältnismäßig geringfügig zu nennen seien. Und wenn man erwägt, daß für die vielen tausend Anschaffungen zur Herstellung und Ausschmückung der Bauwerke vom königlichen Kammerbeamten Anordnung zu treffen war, so kann man eine Vorstellung gewinnen, welche Arbeit ihm aufgebürdet war. Der „fleißige Beamte" würde dies mit kluger Berechnung ängstlich und sorgenvoll zum Ausdruck gebracht haben; Buerkel oblag seinen Geschäften mit heiterer Stirn, als wenn ihm nur eitel Lust und Vergnügen beschieden wären.

Neben seiner Bautätigkeit erstreckte sich des Königs Fürsorge insbesondere auf Hebung der Bühnenkunst. Die Wirk-

samkeit der Münchener Bühne in der Periode Ludwigs II. wird für alle Zeiten einen bedeutsamen Abschnitt der Musik- und Theatergeschichte bilden. Auch diese Bestrebungen wurden durch Buerkel eifrig gefördert, und noch innigere Teilnahme widmete er der Schöpfung Wagners in Bayreuth. Es war eine wohlverdiente Ehrung, wenn das dankbare Haus Wahnfried einen Lorbeer mit der Inschrift: Dem treuen Mithelfer am Werke von Bayreuth! auf Buerkels Bahre legen ließ. Wie viele andere segensreiche Anregungen gingen von Buerkel aus! Als er erfuhr, daß Anselm Feuerbach in bedrängte Lage geraten sei, bestimmte er den König, das herrliche Medeabild für die Pinakothek zu kaufen und durch Verleihung eines Ordens das Selbstvertrauen und den Kredit des Künstlers zu heben. Auf Buerkels Vorstellung enthob König Ludwig ebenso vorurteilslos wie großmütig den übergewaltigen Denker Ludwig Feuerbach quälender Nahrungssorgen, wandte er dem von seinem Vaterland verlassenen Heinrich Leuthold und vielen anderen um Kunst und Wissenschaft verdienten Männern hochherzige Fürsorge zu.

Anfang der achtziger Jahre steigerten sich die finanziellen Schwierigkeiten, leider auch in gleichem Maße die Begierde des Königs, die angefangenen Bauten rasch vollendet zu sehen. Erst als der König über den Kopf seines Hofsekretärs hinweg auf bedenkliche Geldgeschäfte sich einließ und jede Vorstellung mit erhöhten Forderungen erwiderte, bat Buerkel um seinen Abschied (1884). Nur allzubald folgte der Zusammenbruch. Buerkel verweigerte jede Aussage über seine persönlichen Wahrnehmungen im Verkehr mit seinem königlichen Herrn. Man kann darüber anderer Ansicht sein; jedenfalls entsprang die Zurückhaltung den lautersten Beweggründen. Verkennung seiner Absichten und Leistungen ertrug er mit stolzer Gelassenheit. Mit furchtbarer Wucht

traf ihn die jähe Katastrophe vom 13. Juni 1886. Wenn ihm auch allmählich der alte Frohsinn wiederkehrte, — auf seinem Leben lag ein Schatten; oft traten ihm, wenn die Rede auf den König kam, die Tränen in die Augen.

Nach seinem Rücktritt vom Hofsekretariat wurde er als Ministerialdirektor ins Ministerium des Innern berufen. Es begreift sich leicht, daß jemand, der jahrelang der Leitung des Triebwerks so nahe stand, wenig Freude daran haben konnte, als Vertreter eines untergeordneten Ressorts nur noch ein Rädchen in Gang zu halten. Mit um so regerem Interesse widmete er seine Muße anderen Geschäften im Dienste des Gemeinwohles und der Kunst. Als langjähriger Vorstand des Kunstvereins suchte er, so gut es diese Stellung ermöglichte, das Institut auf eine höhere künstlerische Stufe zu heben. Fast ein Jahrzehnt hindurch war er Mitglied der Ankaufskommission für die Staatsgalerie. Doch auch mit den eigenen Mitteln kargte er nicht, um die Kunst zu fördern und zugleich sich selbst den edelsten Genuß zu schaffen. Obwohl der Sohn eines Künstlers aus der Ära Ludwigs I., erkannte er die Berechtigung der modernen Richtung ebenso verständnisvoll an, wie er die Leistungen und die Intentionen der älteren Meister zu würdigen wußte. Er verehrte Böcklin in einer Zeit, da die wunderlichen Fabelwesen des Baseler Meisters von den meisten Kunstfreunden noch verspottet wurden. Er erwarb für sich einen köstlichen Thoma, einen reizvollen Stuck und einen farbenprächtigen Keller in einer Zeit, da fast noch niemand diese eigenartigen Künstler beachtete. Er war mit Recht stolz auf seine Sammlung, die ebenso den Beifall der Kenner wie der eindrucksfähigen Laien fand. Kurze Zeit vor Buerkels Tod wurde die kleine Galerie von einem der vornehmsten deutschen Kunstkenner — Alfred Lichtwark — besichtigt. Nach Buerkels

Ableben schrieb dieser: „Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck der lieben, trotz aller körperlichen Behinderungen so anregenden und aufgelegten Art Ihres verehrten Freundes, und ich preise den Zufall, der mich bei meiner letzten Anwesenheit noch zu ihm gelangen ließ, nachdem ich mir schon seit Jahren vorgenommen hatte, ihn zu besuchen. . . Nun werden in meiner Erinnerung zwei Ministerialdirektoren von Buerkel leben. Der eine, ein uralter, gebückter, kleiner Herr mit blauer Brille und starkem, weißem, bayerischem Schnurrbart, wie ich ihn mir als Ministerialdirektor a. D. in den Jahren, wo ich ihn besuchen wollte, vorgestellt hatte; der andere der aufrechte, frische, jugendliche Mensch mit blanken Augen, der mir trotz der Stockstütze so lebhaft in seinem Hause entgegenkam, und der von der früheren Vorstellung so verschieden war, daß er sie bis heute nicht ausgelöscht hat." Als ich den ans Bett gefesselten Freund wenige Tage vor seinem Tode fragte, ob er auf dem Krankenlager nicht von Langeweile geplagt werde, lautete die Antwort: „Gewiß nicht! Wozu hingen denn die vielen schönen Bilder im Zimmer, und wozu hätte ich denn meine Augen, die ich ja nur von einem Bilde zum anderen lustwandeln zu lassen brauche!"

Doch er sollte sich des edlen Besitzes nicht lange mehr erfreuen. Schon vor neun Jahren hatte eine tückische Krankheit (Diabetes) sein Leben gefährdet. Den ersten Angriff hatte seine kräftige Natur siegreich abgeschlagen, doch zehrte sich seine Lebenskraft langsam auf, und die Wiederkehr des alten Leidens setzte dem inhaltreichen Leben ein Ende. Auf den Grabstein dürfte die Inschrift gesetzt werden: „Dem treuesten Diener seines unglücklichen Königs!"

III.

Karl Adolf Cornelius.

Am 10. Februar 1903 starb in München der Geschichtsforscher Karl Adolf Cornelius, der chevalier sans peur et reproche unsrer Münchener Hochschule. Sein Verdienst ist nicht mit den Werken erschöpft, die er uns hinterlassen. In den vielen Tausenden, die dem Lehrer lauschten, lebt sein Geist fort. Da wird die Gelehrsamkeit fruchtbar, und das Wort wird Tat. Das Wissen, das der Meister seinen Schülern mitteilt, wird dem Empfänger je nach dessen Begabung Zinsen tragen oder totes Kapital bleiben. Doch eine Persönlichkeit, ein Charakter wird zum Beispiel, das jedem Schüler Segen bringt. Und eine solche Persönlichkeit war Cornelius, unermüdlich in der Erforschung, aber auch furchtlos im Bekenntnis der Wahrheit, — der Adelsmann, der sich seiner Tat freut, doch niemals rühmt, ohne Gierde nach Lob und Ehrung, ohne Neid auf des andren Erfolg. Ohne Furcht und Tadel!

Den Schicksalen, der geistigen Entwicklung eines solchen Mannes, seinen Wanderungen und Wandlungen nachzuspüren und ein getreues Lebensbild von ihm zu geben, würde ebenso verdienstvoll sein, wie es lockend ist. Das bieten zu können, darf jedoch nur ein Biograph hoffen, der aus den eigenen Mitteilungen und Bekenntnissen des Verewigten schöpfen, sozusagen ihm selbst das Wort geben kann. Das war beispielsweise bei der prächtigen Lebensbeschreibung von Ernst Curtius der Fall. Von Cornelius stehen aber leider nur wenige Briefe zur Verfügung, und auch die Mitteilungen der Seinen über die Lebensschicksale des Gelehrten konnten nur spärlich sein, denn seiner stolzen Bescheidenheit, seinem vornehmen Widerstreben, sich in den Vordergrund zu drängen,

entsprach es, daß er sogar im Kreise der zärtlich liebenden und geliebten Familie nur wenig von seiner Vergangenheit, von seinen Plänen und Taten, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen sprach.

Karl Adolf Wenzeslaus Cornelius, geboren am 12. März 1819 zu Würzburg, war un figlio del arte, wie die Italiener sagen, ein Schauspielerkind; Vater und Mutter gehörten der Bühne an. Von seinem Vater spricht er in einem Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie mit warmer Liebe und hoher Wertschätzung. „Weniger ausgezeichnet durch großen Reichtum und Mannigfaltigkeit geistiger Anlage, hat er durch Wärme des Herzens, ein feines und lebhaftes Gefühl, daneben durch die Wahrhaftigkeit und Tapferkeit seines Wesens und durch den Ernst, mit dem er seinem Berufe, den er als Werkzeug der Erziehung des Menschengeschlechtes und als ein Priestertum des Wahren, Guten und Schönen heilig hielt, in treuer Pflichterfüllung diente und sich in unablässigem Nachdenken und Studium zu der Höhe menschlicher und künstlerischer Ausbildung emporarbeitete, das Ziel erreicht, daß man ihn, wenn auch im engeren Rahmen eines bestimmten Zweiges dramatischer Darstellung, mit den ersten deutschen Künstlern gleichstellen durfte." Karl Cornelius, der Sohn des Kupferstechers Ignaz Cornelius zu Düsseldorf, aus einer vermutlich aus dem Holländischen stammenden Familie, hatte sich anfänglich dem Beruf des Vaters zugewendet, folgte aber noch in vorgerücktem Lebensalter seiner Neigung zum Theater; als Vertreter des Charakterfaches war er in Mainz und Wiesbaden, vorübergehend auch in Würzburg, Darmstadt und Koblenz tätig.*) In diesen Städten besuchte also der junge Cornelius

*) Sandberger: Des Dichterkomponisten Peter Cornelius Leben und Werke, 3.

Volksschule und Gymnasium. Im Herbst 1836 erhielt er vom Koblenzer Gymnasium das Zeugnis der Reife; dann widmete er sich an den Universitäten Bonn und Berlin unter Leitung von Ranke, Lachmann, Böckh u. a. philologischen und historischen Studien. Am 2. November 1840 erhielt er — diese Mitteilungen sind Herrn Gymnasialdirektor Ackers in Emmerich zu verdanken — das Zeugnis der bedingten facultas docendi mit der Lehrbefähigung für deutsche Geschichte und Geographie in allen Klassen mittlerer Lehranstalten, in den alten Sprachen bis Obersekunda. Nach bestandenem Probejahr am Realgymnasium zu Berlin wurde er im September 1841 mit einem Jahresgehalt von 240 Talern dem Gymnasium zu Emmerich zur Hilfeleistung zugeteilt. Bald darauf bot sich Aussicht auf eine günstigere Stellung; er schlug aber — eine für Cornelius bezeichnende Episode! — das lockende Anerbieten aus, weil die neue Tätigkeit mit einem gewissen sacrificio del intelletto verbunden gewesen wäre. Einer seiner Lehrer, der die Leitung der Adelsschule in Bedburg übernommen hatte, wollte ihn für diese Anstalt gewinnen. Karl lehnte jedoch, obwohl sich sein Einkommen verdoppelt hätte, ohne Besinnen ab; weshalb? Das erfahren wir aus einem Briefe an seinen Oheim und Wohltäter, Schulrat Theodor Brüggemann: „Was sagen Sie dazu? Doch ich wußte schon, was Sie dazu sagen würden, und so habe ich, als der Direktor mich frug, ob ich nicht an Sie darüber schreiben wollte, geantwortet: ‚Wenn ich abgeschrieben habe!‘ . . . Unsere schlechten rheinischen Autonomen zu Brotherren, außerdem täglich einige ultramontane Ansichten zur Verdauung, Unterricht nach Görres-Binterin-Jarke- u. s. w. schen Prinzipien, angenehme pädagogische Aussichten mit der lieben adeligen Jugend: das wäre eine Herrlichkeit!“ Die Briefstelle verdiente, wörtlich

mitgeteilt zu werden, weil sie den Beweis liefert, daß auch der junge Cornelius keineswegs zu den Anhängern der Görres-Jarkeschen Richtung zählte. Er war ein frommer und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche, jedoch ein Gegner der Verquickung von Politik und Religion, vor allem ein unbestechlicher Freund der Wahrheit! Wie er über solche Dinge dachte, zeigt auch ein Brief an Brüggemann vom 5. Februar 1845, worin er die brennende Tagesfrage, die Wallfahrt zu den Trierer Reliquien, bespricht. „Ich nehme Wallfahrten und Reliquienverehrung in Schutz, obgleich ich an beidem wohl schwerlich je teilnehmen werde. Die Trierer Wallfahrt war in der Ausführung geordnet und angemessen geleitet. Dagegen kann niemand etwas sagen. Daß man das Kleid nicht öfter zeigt, daß man ein solches Gepränge damit verbindet, daß man in die Posaune stößt p. p., das alles ist mir nicht recht, man kann aber Gründe aufbringen zur Verteidigung, und ich gebe mich zufrieden. Das aber ist der Grundfehler an der ganzen Sache, daß man das für eine echte Reliquie gibt, für dessen Echtheit auch mit dem besten Willen kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit zuzugeben ist. Den Einwurf, daß man ja niemand nötige, daran zu glauben, lasse ich nicht gelten, denn die Leute, die dahin wallfahrten, tun es auf die Autorität der hohen Geistlichkeit, welche sagt: Wir glauben daran! Die hohe Geistlichkeit ist verantwortlich für diesen Glauben ihrer Diözesanen, die ihre Ansicht auf die ausgesprochene Überzeugung so ehrenwerter Männer bauen. Und nun frage ich: Woher hat der Bischof und seine Umgebung diese feste Überzeugung von der Echtheit? Von dem Glauben, auf den ein Dogma Anspruch macht, darf man hier doch wohl keine Spur erlauben! Ich sage „erlauben“. Fordern will ihn niemand, so sagen wenigstens die Herren, auf deren

Ausspruch etwas ankommt. (Hier gibt es Leute, die ein Verbrechen daraus machen, in dieser Sache nicht zu glauben und dennoch zu wallfahrten!) Aber erlauben nicht einmal. Denn ich meine, wenn einer nicht ein Kind oder ein geistig Unmündiger ist, so tut er etwas Unsittliches und daher auch Irreligiöses, wenn er ohne recht triftige Beweise eine Reliquie als echt annimmt. Wer den Glauben aus dem Gebiet der göttlichen Offenbarung heraus auch auf andere Dinge überträgt, der frevelt an dem Glauben selbst!"

Schon als Zwanzigjähriger widmete er auch den politischen Zeitfragen lebhafte Teilnahme. Er war, was bei einem so warmblütigen Jüngling nicht überraschen kann, ein aufrichtiger Bewunderer Friedrich Wilhelms IV., von dem er insbesondere eine ersprießliche Wirksamkeit im Interesse der deutschen Einigung erhoffte. „Ich wünschte unserm König nur ein wenig mehr Mut und weniger Vorsicht", schreibt er am 4. August 1842 an Brüggemann. . . . „So lang nicht ein solcher Einheitspunkt in positiver Einrichtung besteht, mag man immer noch mehr sorgen als hoffen für Deutschland. Aber um einen solchen würden sich alle die schönen patriotischen Kräfte in geschlossener Phalanx stellen, die jetzt nichts oder zu wenig wirken. Wenn sie praktisch sein könnten, dann würden die Talente der badischen Kammer p. p. nicht mehr so unpraktisch wirken. Und wie schlimm, wenn diese Kräfte wieder gewaltsam auf andere Felder gedrängt würden. Die poetische Faselei, die jetzt noch getrieben wird, ist unerträglich, darin hat Gervinus vollkommen recht; wohl uns, wenn wir jetzt etwas andres vornehmen können! Alles, was mit dem öffentlichen Leben zusammenhängt, muß gewaltiger hervortreten; die Geschichte muß unter das Volk treten, das Recht und die Politik nationalisiert werden!"

Politisches Denken ging Hand in Hand mit geschichtlichen Studien. „Ich sehe Sie über den Politikus lächeln. Aber das müssen Sie doch zugeben: ein bißchen Politik ziemt sich jetzt für jeden Christenmenschen, und dann noch ein bißchen mehr für einen, der sich mit Geschichte abgibt.“ Von vornherein fesselt ihn besonders die Reformationsgeschichte. „Zur Vorbereitung für den Geschichtsvortrag in Prima habe ich mich zuerst in die Reformationsgeschichte vertieft, zu tief vielleicht für den nächsten Zweck, aber dafür kann ich nichts, es treibt mich. Aus Menzel kann man viel lernen; wieviel mehr aus Ranke, wenn der sein Werk tüchtig forttreibt! (Ich bitte Sie inständig um alles, was Sie mir nur irgend über Ranke mitteilen können!) Dem Menzel geht der eigentliche Geschichtssinn doch ab; er spinnt sich an dem einen Faden der Religionsstreitigkeiten durch die Jahre durch und gibt nirgends ein Bild des vollen Lebens der Nation. . . . Der Kirchengeschichtsschreiber muß gerade in dieser Epoche die ganze Politik mit in seinen Kreis ziehen. Schon Luther, nur als Theologe betrachtet, ist ein Unding; seine Erfolge wären ganz unbegreiflich; aber er ist ein viel bedeutenderer Demagoge, und damit schlägt er alle seine gelehrten Gegner aus dem Feld. Und nun die anderen Personen neben ihm, die Stände, die staatlichen Ideen und Neigungen! Ich verlange ein Bild des Ganzen, wie es Ranke gibt, und das katholisch!“

Der junge Lehrer pflegte auch für sich selbst aufzuzeichnen, was er der späteren Erinnerung für wert erachtete, merkwürdige Aussprüche aus Vorlesungen, eigene Gedanken über Geschichte und Leben. Einige von diesen Tagebüchern haben sich erhalten, doch leider sind die Einträge mit Blei geschrieben, infolge davon verwischt und unleserlich; auch sind fast alle Wörter abgekürzt, so daß die Enträtselung unüberwindliche Schwierigkeiten bietet.

Ein schwerer Schlag für die Familie war das unerwartete Ableben des Vaters (11. Oktober 1843). Die Frau mit ihren sechs Kindern war mit einemmal bitterer Not preisgegeben. Doch gerade diese Bedrängnis bot dem ältesten Sohn Gelegenheit, die edelsten menschlichen und männlichen Vorzüge an den Tag zu legen. In einem ergreifenden Briefe vom 16. Oktober 1843 an seinen Oheim Peter Cornelius, den Großmeister der historischen Münchener Schule, setzte er auseinander, wie er es anzufangen gedenke, um trotz spärlichen Einkommens Mutter und jüngere Geschwister zu erhalten: das soll ausschließlich seine Sorge und seine Freude sein! Nur denjenigen Bruder, dessen Ausbildung besonders wichtig erscheine, der zu den schönsten Hoffnungen berechtige, soll ihm der Oheim abnehmen. Das war kein anderer als Peter, der geniale Dichterkomponist, dem wenigstens die Nachwelt gerecht wurde, indem sie ihm nach Richard Wagner den ersten Platz unter den Meistern der neudeutschen Schule anwies.

Die auf den jungen Musiker bezügliche, auch für die verständige, feste, schlichte Art des Briefschreibers bezeichnende Stelle lautet: „Es bleibt noch einer übrig, den biete ich Ihnen an, lieber Onkel. Es ist Ihr Pate, er trägt Ihren Namen. Ich habe den Vater in früheren Jahren mehr als einmal sagen hören: Für den Peter ist mir nicht bange, den vermache ich in meinem Testament seinem Ohm in München, und der wird etwas Tüchtiges aus ihm machen. Er starb zu früh. Wollen Sie dennoch die Erbschaft übernehmen? Ich will Ihnen von ihm erzählen. — Peter ist 18 Jahre alt, hat die Schulen schon mehrere Jahre hinter sich, auf denen er sich eine tüchtige allgemeine Bildung erworben hat. Während der Schulzeit und seitdem fortwährend hat er sich mit Musik beschäftigt, Klavier gelernt, Violine

gespielt und Theorie studiert. Alle seine Lehrer, unter denen Panny eine Zeitlang ihn unterrichtete, bezeugten ihre Freude an seinen Fortschritten. Zwar wird er nie ein Virtuose werden, daran haben ihn (von) früh an seine schlechten Augen gehindert, doch spielt er gut Klavier. Das aber, worin er das Beste leisten wird, ist die Komposition und die Leitung eines Orchesters. Alle seine musikalischen Freunde schätzen ihn sehr. Er ist gewiß schon weit genug für sein Alter und würde noch weiter sein, wenn der Vater für ihn nach Wunsch hätte sorgen können. Er liest geläufig Partitur, komponiert unter der Leitung des Musikdirektors Esser in Mainz. Im übrigen ist er fertig und gewandt im deutschen schriftlichen Ausdruck und hat sich durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in England das Englische bis zur vollständigen Fertigkeit im Schreiben und Sprechen angeeignet. Nun ist Peter hier in Wiesbaden beim Theater für kleine Rollen angestellt. Dafür erhält er 300 Gulden jährlich. Außerdem wird er sich durch Musikstunden so viel erwerben, um vorderhand selbständig leben zu können. Sie sehen, er wird nicht umkommen, aber er wird verkommen. Davor retten Sie ihn! Mir selbst haben Sie einst liebreiche Anerbietungen gemacht, Sie wollten mich nach Italien mitnehmen, Sie wollten sonst für mich sorgen. Nun wenden Sie alles meinem Bruder zu! Er ist ein Künstler oder wird es werden, davon bin ich fest überzeugt. Ein edler Charakter, eine unaufhörliche Begierde, zu lernen und sich auszubilden: nur die Verhältnisse können ihn hindern, ihn erdrücken, und da können Sie helfen! Wollen Sie es tun? Wenn Peter hier bleibt, so wird er Schauspieler. Es war des Vaters Lieblingsidee, daß sein Sohn, den er mit Naturgaben reicher ausgestattet sah als sich selbst, einst unter seiner Leitung alles das erreichen sollte, was er nicht hatte erlangen können. Wenn er

aber der Sache überdrüssig würde, das war der andere Teil des Planes meines Vaters, so sollte er in der Musik alle die Hilfsquellen besitzen, die ihm auch außer dem Theater eine unabhängige Stellung sichern könnten. Darum ließ er ihn von früh an in Gesang und Klavier unterrichten, später auch in Violine und Theorie und wendete beträchtliche Summen mit Aufopferung an ihn. Peter sollte nun das Gehalt einiger Jahre sparen, um in Wien oder sonst, wo eine gute Gelegenheit sich bieten würde, seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Das war weit aussehend, und Peter selbst hatte vor, an einem kleinen Theater als Schauspieler und etwa auch als Chorrepetitor zu wirken, um so bald als möglich in eine große Stadt zu kommen und dort in allen freien Stunden der Musik obzuliegen. Aber bis ihm das Glück auf diesem Wege helfen wird, das kann lange dauern. Er bedarf jetzt einer helfenden Hand. Darum wende ich mich an Sie. Für das Theater eignet er sich nicht besonders; seine Neigung ist ebenfalls anderswohin gerichtet, der Musik zu. Darin kann er etwas Tüchtiges werden, darin kann er seinem Namen Ehre, volle Ehre machen. Sie allein tragen noch unseren Namen, Sie werden für seine Ehre Sorge tragen. Öffnen Sie ihm die Bahn, und das andere können Sie ihm selbst mit Vertrauen überlassen. Mein Wunsch und meine Bitte ist, daß Sie ihn nach Berlin rufen, dort etwa ein halbes Jahr für ihn sorgen, und, wenn das möglich ist, durch Ihren Einfluß eine musikalische Stelle ihm verschaffen. Ist er einmal eine kleine Weile da, so wird er keine Unterstützung mehr bedürfen und wird mit Leichtigkeit durch Privatunterricht das ihm fehlende Einkommen ersetzen. Nur für den Anfang sorgen Sie, für übrige, dafür stehe ich, ist es nicht mehr nötig . . .“

Das Vertrauen des Bittstellers wurde nicht getäuscht.

Der große Künstler nahm sich des Neffen liebevoll an; er ließ ihm in Berlin durch den berühmten Theoretiker S. W. Dehn kontrapunktischen Unterricht geben und wandte ihm auch sonst mancherlei Förderung zu. Das Verhältnis der beiden Brüder blieb bis zu Peters frühem Tod ein inniges. Wiederholt lud Karl den jüngeren Bruder zu längerem Aufenthalt in sein Haus; gern hätte er ihn ganz bei sich behalten, doch wollte Peter, obwohl dem härtesten Kampf ums Dasein ausgesetzt, sein geliebtes Wien nicht aufgeben. Der schöne, echt „cornelianische" Chorliederzyklus „Liebe" (Opus 18) ist dem Bruder Karl gewidmet.

Über die Anfänge der Lehrtätigkeit Karls liegen rühmliche Zeugnisse vor. Der Direktor des Emmericher Gymnasiums, Dr. Lucas, hatte Bedenken geäußert, ob der „noch so sehr jugendliche" Kandidat mit einer nur bedingten Fakultas seiner Aufgabe werde nachkommen, ob er zumal die nötige Autorität werde behaupten können. Doch schon im Programm vom Herbst 1842 schreibt der Rektor: „Die Schüler unseres Gymnasiums haben in Cornelius einen würdigen Lehrer gewonnen, und das Lehrerkollegium freut sich, seine Wirksamkeit durch den belebenden Eifer dieses achtungswerten Mitarbeiters erfolgreich erweitert zu sehen." Im nächsten Jahre rühmt er von Cornelius: „In wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht sehr tüchtig, pünktlich, eifrig, gewissenhaft", — „macht unausgesetzt Studien in der Geschichte und klassischen Literatur."

Auch Cornelius bewahrte dem Emmericher Gymnasium ein freundliches Andenken. Als er später in glänzende Verhältnisse gekommen war, bedachte er die Bücherei der Anstalt fast Jahr für Jahr mit wertvollen Gaben.

Freilich wuchs an Stelle der Befriedigung, womit der junge Mann seine Lehrtätigkeit in Emmerich begonnen

hatte, allmählich der heiße Wunsch empor, in größere Verhältnisse zu gelangen und seine Kraft an schwierigere, wichtigere Aufgaben zu wenden. Am 1. Juni 1844 erhielt er eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium in Koblenz. Es war eine größere Stadt, doch auch hier drückten ihn die engen Schranken des Gymnasialunterrichts. Als Onkel Brüggemann eine Andeutung fallen ließ, daß am Lyzeum Hosianum in Braunsberg, der fernen Hauptstadt des ehemaligen Ermlandes, die Stelle eines Geschichtslehrers erledigt sei, daß aber ein Rheinländer in solchem Tausch wohl kaum ein erstrebenswertes Ziel erblicken werde, wollte Cornelius diese Bedenken nicht gelten lassen. „Der Rhein! — Ja, der Rhein ist meine Heimat, und ungern werde ich sie verlassen! Aber meine andere Heimat ist die Geschichte. Nun habe ich aber hier von Morgen bis Abend mit allerlei Zeit und Lust aufzehrenden Beschäftigungen zu tun, die mich nur selten zu ein paar Stunden zusammenhängenden Studiums kommen lassen. Soll ich nun, wie Sie mit Recht fordern, die Mußestunden der Philologie opfern, so bin ich gänzlich gebannt und in die Fremde geworfen, und ist auch für alle Zukunft, falls diese mir geneigter sein würde, die Kraft geschwächt oder gar erstickt, die mich in dieser meiner geistigen Heimat fördern sollte. Vor dem Größeren weicht das Geringere zurück. Ich verlasse den Rhein, nicht mit Freuden, aber mit Mut, wenn es der Erreichung meines Lebenszwecks gilt. . . . Auf der einen Seite liegt das Gymnasium mit seinen vielerlei Anforderungen, deren für das praktische Interesse hinreichende Befriedigung mir vielleicht möglich, deren Vereinigung mit meinen eigenen Bestrebungen zu selbsteigener Befriedigung und ruhigem ganzen Wirken mir unmöglich erscheint. Auf der andern Seite die Aufforderung dem innersten Wunsch entsprechend.

Auf der einen Seite die Aussicht, wenn auch vielleicht einmal ein zu manchen Dingen brauchbarer Mensch, doch im Kern und Wesen ein Stümper zu bleiben; auf der anderen die Möglichkeit, die Kraft, so wenig sie sein mag, aber doch die Kraft, die ich besitze, auszubilden, mir zur Freude, den Meinigen zur Ehre, dem Vaterlande zum Nutzen, — zum Nutzen, so gering er sein mag, aber doch ein Nutzen, wie ihn nicht jeder gewähren kann, gleichwie mein Nachfolger den Platz ausfüllt im Gymnasium, den ich leer gelassen, und ihn wahrscheinlich besser ausfüllt, als ich es getan. Ich schätze mich sehr gering. Der Fall ist aber auch so beschaffen, daß er meiner Schwäche entgegenkommt und hilft. Ich kann dort ein paar Jahre im Stillen arbeiten und mich stärken, in einem abgelegenen Winkel des Landes, unbeachtet und übersehen. Ob ich diese Zeit benützen werde! Das Streben meiner besten Kraft ist gerade das, was ich verspreche! Und ich fühle mich schon jetzt lebhaft aufgeregt in dem Gedanken, daß eine solche Tätigkeit von mir gefordert werde. Möge man mich alsdann aufrufen und nach den Früchten dieser Jahre fragen!"

Während noch über den Braunsberger Plan verhandelt wurde, kam plötzlich eine Anfrage aus München, ob Cornelius nicht geneigt wäre, an Stelle Doenniges' die Studien des Kronprinzen Maximilian, eines begeisterten Geschichtsfreundes, zu leiten. Ranke hatte den jungen Rheinländer, der ihm vom Berliner Seminar her bekannt war, dem bayerischen Staatsrat v. Maurer empfohlen, und von diesem wurden die ersten Unterhandlungen eingeleitet. Um die Bedeutung dieses Rufes zu würdigen, muß man sich vor Augen halten, daß Cornelius damals noch keine Zeile veröffentlicht hatte. Welch gewinnenden, bedeutenden Eindruck muß der junge Mann mit seinem warmherzigen Idealismus

auf Ranke gemacht haben, daß er den Unerprobten für eine so wichtige, verantwortungsvolle Stellung vorschlug! Im Sommer 1845 erhielt Cornelius eine Einladung an das Hoflager des Kronprinzen in Hohenschwangau. Beim Abschied glaubte er der Berufung sicher zu sein. Doch es verstrichen Monate, ohne daß die Entscheidung erfolgte. „Noch bis jetzt kein Sterbenswörtchen von Maurer," schrieb er am 30. Dezember 1845 an Brüggemann, „so daß ich wirklich seit einigen Wochen wenigstens Zweifel bekommen habe. Wenn ich mir die Sache noch einmal vor den Augen vorbeigehen lasse, so muß ich freilich wiederholen, daß ich keinen Grund habe, an der Aufrichtigkeit Maurers und seinem Wunsche, mich hinzuziehen, zu zweifeln. Da der Kronprinz mich nur durch Ranke und ihn kennt und meine Zusammenkunft mit ihm nach Maurers Versicherung keinen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hat, so glaube ich auch nicht, daß er sich nach einem andern umsieht. Und so muß ich mir zuletzt sagen, daß die Zögerung wohl schließlich ihren Grund hat in dem großen Talent des Aufschiebens, was der Prinz auch schon vorher in derselben Angelegenheit bewährt hat, da zwischen seiner Erkundigung bei Ranke und der Beauftragung Maurers doch über ein halbes Jahr verflossen ist. Daß die historisch-politische Partei etwas erfahren und sich dreingelegt hat, halte ich nicht für wahrscheinlich, obgleich Maurer einigermaßen bang davor zu sein schien. Nicht daß er das gegen mich ausdrückte, aber er bewog mich, als er erfahren, daß ich den G. Görres und Lassaulx kenne, und nun mir erst geraten, aus Rücksicht auf den Kronprinzen nicht hinzugehen, endlich ausdrücklich dazu, sie zu besuchen. Das hatte doch keinen anderen Zweck, als daß für den Fall, daß der König sich nach mir erkundigte, die Herren von dieser Seite nicht gerade übel disponiert sein sollten."

Der junge Lehrer, in Koblenz „mit abmattenden Arbeiten und tötend langweiligen Privatstunden um des täglichen Brotes willen überhäuft“, hoffte in München auch die Muße zu finden, um weitsehende Forschungspläne zu verwirklichen. Er traf dafür schon umfassende Vorbereitungen; er trieb Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch. „Mein Vorsatz ist, mir eine genaue Kenntnis von allen neueren Bearbeitungen des Dreißigjährigen Krieges zu verschaffen, um sogleich in diesem Sinne die Münchener Archive zu benützen. Es ist das jetzt ein Feld, worauf die Blicke gespannt sind, und ich glaube, es ist da viel zu tun!“

Da aber die Münchener Entscheidung noch immer ausblieb, glaubte Cornelius den kleineren, aber sicheren Gewinn nicht länger aufs Spiel setzen zu dürfen; er nahm im März 1846 die Dozentenstelle in Braunsberg an. Kaum hatte er dort den Theologen einige historische Vorlesungen, u. a. über französische Revolution, gehalten, wurde er auf einen wichtigeren Ehrenplatz berufen. Wieder wirkt es überraschend, zu vernehmen, daß ein 28jähriger Dozent, ein Rheinländer, im ostpreußischen Wahlkreis Braunsberg im Frühjahr 1848 ein Mandat zur deutschen Nationalversammlung erhielt! Auch diese Tatsache läßt sich nur aus dem Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit erklären. Im Frankfurter Parlament trat er, soweit die gedruckten Protokolle ein Urteil zulassen, als Redner nicht hervor; auch eine agitatorische Tätigkeit wie Droysen und andere Kollegen scheint er nicht entfaltet zu haben. Nur aus den Abstimmungen läßt sich ersehen, daß er fleißig am Platze war, und daß er die Hauptaufgabe der Nationalvertretung darin erblickte, das deutsche Staatsschiff aus dem Wogenschwall der Revolution in den Hafen einer konstitutionellen Reichsverfassung zu steuern. Er stimmte am 28. Juni für das Recht der freien

Wahl des Reichsverwesers durch die Volksvertretung, am 29. Juni für die Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich, am 28. März 1849 für die Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Friedrich Wilhelm IV., wenn er auch weit entfernt war, mit Dahlmann und Droysen das „Aufgehen" Deutschlands in Preußen und den Ausschluß Österreichs zu wünschen.

Der Mißerfolg der Frankfurter parlamentarischen Arbeit ließ erkennen, daß die deutsche Frage eine nur von den Regierungen zu lösende Machtfrage sei. Das deutsche Volk war vorerst von selbsttätiger Teilnahme an der Politik ausgeschlossen, und die Frankfurter Erfahrungen ließen darüber kaum ein Bedauern aufkommen. Dagegen war dem jungen Parlamentarier in den bewegten Frankfurter Tagen zur Gewißheit geworden, daß er seine Lebensaufgabe darin zu erblicken habe, „Geist und Herz in einer seinem Charakter angemessenen Weise auszubilden und sich dadurch die Fähigkeit zu verschaffen, bald auf einem größeren Kampfplatz zu erscheinen". Mit männlichem Selbstbewußtsein verkündete er (24. September 1849) seinem Oheim und väterlichen Freunde den Entschluß, nicht mehr nach Braunsberg zurückzukehren. „Ich habe nun beinahe zehn Jahre doziert, ich habe allerlei Erfahrungen hinter mir, habe noch jetzt in Frankfurt der merkwürdigen und ausgezeichneten Leute viele gesehen und darf daher jetzt in aller Bescheidenheit ein Wort über mich und was in mir liegt, mitsprechen. Sie, mein lieber Oheim, haben ja in Ihrem Leben viel Übung gehabt im Unterscheiden und Prüfen der Geister. Sagen Sie mir denn, ob ich recht habe oder nicht. Mein Bewußtsein ist: Anch'io farò pittore! Ich fühle eine Kraft in mir, die nur den rechten Himmel und Erdboden braucht, um etwas zu werden, was sich vor dem ganzen Vaterland darf sehen

lassen. Ich werde wirklich ein Lehrer der Geschichte werden. Mein guter Gfrörer sagte mir einmal, als er abends con amore trank und räsonnierte: Es gibt dreierlei Sorten von Historikern. Das Eine sind die Maurer, die suchen die Steine beieinander und pappen sie mit Mörtel zusammen, daraus wird dann eine gute Mauer. Das Zweite sind die Steinmetzen, die behauen einen groben Klotz fein und zierlich, daß er schön zu sehen ist und ein gutes Werkstück abgibt. Aber die die Gewölbe sprengen und die weiten und hohen Gebäude aufführen, das sind noch ganz andere Leute, das sind die Baumeister! Sehen Sie, und solch ein Baumeister muß ich werden. Wenn ich mich besinne, was ich denn eigentlich am besten kann und was somit auch wohl meine Bestimmung sein mag, so komme ich immer darauf: Ich vermag besser als viele andere in den Taten und Schicksalen der Menschheit das Schöne und Große und gerade das Schöne und Große zu erkennen, zu fühlen und durch das Wort den Eindruck weiter zu geben. Das Schöne und Große in der einzelnen Persönlichkeit und Begebenheit und in dem Gang der Weltgeschichte. Ich mißachte gewiß niemand anders, noch anderartige Bestrebungen, aber es muß mir freistehen, meinen eigentümlichen Vorzug aufzufassen und demgemäß meine Bestrebungen einzurichten."

„Wer strebt und studiert, bedarf Nahrung und Anregung: Bücher und Menschen geben sie!" In Braunsberg findet er weder die einen noch die anderen; er will also nach Bonn gehen, dort studieren und sich habilitieren. „Ich weiß aus eigener Anschauung des dortigen Universitätstreibens, daß ich da an meiner Stelle bin und in kurzer Zeit guten Erfolg haben werde. Trotz Calcer und Brandis hat Knodt eine große Zuhörerschaft, und so glaube auch ich mich binnen kurzem mit Glück neben Löbell und Aschbach

erheben zu können. Löbell ist womöglich noch leerer und lederner geworden, als früher. Aschbach ist so ungenießbar wie ein Schlossersches Buch, wenn man die Malice herausgenommen hat. Beide schleppen sich mit Not vor kleinen Auditorien nur so hin. Dahlmann wird wohl nicht wieder zum Lesen kommen, und wenn auch — er ist ein gewiegter Politiker, aber um ein guter Historiker zu sein, geht ihm gar viel ab, und auf alle Fälle ist neben ihm noch ein Platz übrig. Ich rechne auf keine Besoldung in der nächsten Zeit, aber ich hoffe so viel zu verdienen, um mir damit das Leben zu fristen bis auf bessere Zeiten. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Ich aber habe ein ganzes Leben im edelsten Sinn zu gewinnen, so lassen Sie mich denn auch mein ganzes Leben und Hoffen einsetzen. Mit Gott! . . . Sie haben es vor Jahren in Rom ausgesprochen, und es ist mir wieder gesagt worden, daß Sie mich als Professor der Geschichte nach Bonn haben wollten. Zweimal winkte eine Gelegenheit, und Sie haben nicht zugestimmt: das erste Mal, als Ranke nach Papencordts Tod mich vorschlagen wollte, das andere Mal, als die Stelle am Gymnasium vakant geworden. Beide Male habe ich mich willig darein gegeben. Jetzt aber, zum dritten Mal, bitte ich Sie selbst darum, jetzt machen Sie Ernst mit Ihrem Wort, jetzt sagen Sie ja!"

Wir wissen nicht, welches Hindernis sich dem Wunsche entgegenstellte; vorerst ging er nicht in Erfüllung. Doch kehrte Cornelius nicht mehr nach Braunsberg zurück, sondern blieb in Münster, um die Vorarbeiten zu einer Geschichte der religiösen Bewegung in Westfalen zu vollenden. „Als ich in Frankfurt" — so erzählt er selbst in einem 1854 verfaßten Memorandum — „im Frühjahr 1849 die ersten Anfänge einer ernsthaften Revolution sah, faßte ich den Ge-

danken, eine Geschichte des Münsterschen Aufruhrs, der einzigen wirklichen und vollständigen Revolution auf deutschem Boden, zu schreiben. Das lebhafte Gefühl des Selbsterlebten sollte mir dazu helfen, von jener Bewegung ein deutliches Bild zu geben, der Teilnahme würdig, lehrreich und wirksam.

Die aufmerksame Durchsicht der vorhandenen Bearbeitungen und ihre Vergleichung mit den bekannten Quellen überzeugte mich alsbald, daß zur Ausführung meiner Absicht die bequeme Benutzung der bereit liegenden Hilfsmittel nicht ausreichen würde. Meine Vorgänger hatten die Quellen weder energisch genug ausgebeutet, noch den verhältnismäßigen Wert der einzelnen Berichterstatter klar genug unterschieden. Dann ergab sich, daß die benutzten Quellen selbst zum großen Teil nicht ursprünglicher, sondern abgeleiteter Art seien, daß man die echten Quellen zum Teil erst zu entdecken habe. Die historische Wahrheit lag überall verhüllt, nirgends zutage. Wollte ich also meinem Vorsatz nicht untreu werden, so durfte ich weitaussehende Vorarbeiten nicht scheuen, mußte den anfänglichen Plan einer historisch-politischen Skizze mit der Idee eines eigentlich wissenschaftlichen Werkes vertauschen. Ich entschloß mich hierzu, und habe seitdem jahrelang, zuerst völlig ohne Unterbrechung, dann in den Zwischenräumen meiner akademischen Tätigkeit, mit diesem Gegenstand mich beschäftigt. Selten mag auf ein Geschichtswerk von so beschränktem Umfang so viel Zeit und Mühe verwandt worden sein."

Die auf zahlreiche Bibliotheken und Archive sich erstreckende Forschung ließ ihn auf manches bisher unbekannte oder unbenutzte Quellenmaterial stoßen. Die Untersuchung drängte ihm für die Würdigung der ganzen Bewegung einen neuen Gesichtspunkt auf: Das Treiben der Wieder-

täufer war nur Fortsetzung und Vollendung der Münsterschen Reformation. Mit einer kritischen Studie über die namhaftesten Quellen zur Geschichte dieser Episode erwarb er sich am 20. Dezember 1850 an der philosophischen Fakultät der Akademie zu Münster den Doktorgrad; mit einer Abhandlung über „Ostfrieslands Anteil an der Reformation bis zum Jahre 1535" habilitierte er sich am 17. Januar 1852 als Dozent der Geschichte an der Universität Breslau. Von der Probevorlesung: „Über die Epoche der Geschichte des Abendlandes" hat sich das Manuskript erhalten. Der Redner zieht aus dem Ausspruch Lessings: „Wenn mir Gott in der einen Hand die Wahrheit, in der anderen das Streben nach der Wahrheit böte und mich zur Wahl einlüde, so würde ich sagen: Laß mir das Streben nach der Wahrheit, denn die volle Wahrheit selbst ist ja nur für dich allein!" die zwiefache Folgerung: „Der erste Satz: Den Menschen gehört das Streben nach der Wahrheit, wovon der Irrtum unzertrennlich ist. Darum gibt es unter Menschen nicht eine Geschichte, sondern viele Geschichten, wie Alter, Bildung, Standpunkt verschieden sind. Darum gibt es allerdings katholische und protestantische, christliche und unchristliche und viele andere Geschichten. Zwischen ihnen handelt es sich um ein Mehr und Minder, ein Näher oder Ferner von der Wahrheit; die volle Wahrheit ist bei keiner von ihnen. Der zweite Satz: es gibt eine volle und wahre Geschichte. Sie liegt ausgebreitet und offen vor den Augen dessen, dem die Jahrtausende sind wie ein Tag, sein Fußschemel die Erde, die Sterne sein Gewand. Grund genug zur Bescheidenheit. Aber darum dürfen wir so wenig als Lessing ermatten in dem festen und beharrlichen Streben nach der Wahrheit. Ich fasse die Vergangenheit von meinem Standpunkt auf. Jeder schütze den seinen!" Der

Redner will die allgemeine Geschichte nur in eine alte und eine neue, eine vorchristliche und eine christliche Periode geteilt wissen; die Dreiteilung, wonach neben die alte Geschichte ein Mittelalter und eine neuere Zeit als gleich berechtigte und ebenbürtige Glieder treten, glaubt er verwerfen zu müssen. Dagegen teilt er — es ist bezeichnend für seinen Standpunkt, daß ihm das religiös-kirchliche Moment als das einzig wichtige und ausschlaggebende erscheint — die christliche Zeit in drei Epochen. „Die erste: Das Abendland vollendet seine Vereinigung und Organisation und wirft sich in seiner Gesamtheit den Feinden seines Glaubens entgegen (Reform Gregors VII. und Kreuzzugsbewegung). Die zweite: Das Abendland spaltet sich im Glauben (Reformation). Die dritte: Das Abendland verstattet der vollkommenen Negation aller Grundlagen seiner eigentümlichen Bildung und Existenz Raum und Boden (Revolution)." —

Im nächsten Jahre veröffentlichte Cornelius einen Teil der in rheinländischen, westfälischen und holländischen Bibliotheken gefundenen Quellen, Berichte von Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich usw., in den „Geschichtsquellen des Bistums Münster". 1855 erschien der erste Band der „Geschichte des Münsterischen Aufruhrs", der sich „nach Zeit und Raum beschränkten Umfangs, weder durch Mannigfaltigkeit der wirkenden Kräfte, noch durch der Teilnehmer geistige Bedeutung auszeichnet, aber an Schwung der Bewegung, Größe des Ziels und Vollkommenheit des Umsturzes den vielbeschriebenen gleichartigen Weltereignissen nicht nachsteht".

Wie ernst und feierlich Cornelius seine Aufgabe erfaßte, ein getreues Bild eines wichtigen geschichtlichen Vorganges zu entwerfen, beweist die Anrede an den Leser. „Das

Amt des Geschichtsschreibers ist, Vergangenes zu erkennen und das Erkannte treu, rein und klar mitzuteilen. Nach Absichten, die außerhalb dieser hohen und unerreichbaren Aufgabe liegen, sollst du in meinem Werke nicht suchen! Zwar meinen Standpunkt zu den Dingen, welche ich erzähle, zu verhüllen, hat mir so wenig notwendig als ausführbar geschienen; doch habe ich nie vergessen, daß es ganz und gar nicht auf meine Meinung, sondern überall nur auf die Sache selbst ankomme. Wenn aber, jetzt oder künftig, der Ton ehrfürchtiger Teilnahme an den Schicksalen der Menschheit, der Ruf zur Klarheit des Geistes und Besonnenheit der Tat, die Warnung vor Selbstüberhebung und jeglicher Maßlosigkeit aus meinen Zeilen wortlos an deine Brust schlägt, so weißt du, daß dies die Wirkung aller wahrhaften Geschichten ist, und rechnest mir den Wunsch nicht als Absicht noch Verdienst an." Das erste Buch, „Die Reformation", umfaßt den Kampf zwischen der alten Kirche und dem neuen Bekenntnis im Gebiet der Kölnischen Kirchenprovinz, d. h. am Niederrhein und in Westfalen, insbesondere die religiöse Bewegung in den Brennpunkten Köln, Soest, Münster, Wesel, bis zum Siege der Reformation in Münster. Der 1860 erschienene zweite Teil, „Die Wiedertaufe", schildert die Spaltung des Protestantismus, den Gegensatz der Lutherischen Kirche in Soest und der Zwinglischen Kirche in Münster, das vom Niederrhein ausgehende neue Evangelium, die Entstehung der wiedertäuferischen Gemeinde in Münster und ihren Sieg. Der dritte Teil, „Neu-Jerusalem", sollte das Königtum Johanns von Leiden zur Anschauung bringen: Das Lehrsystem der Sekte, die kirchlichen und politischen Einrichtungen der Gemeinde, endlich den Kampf der Reichsgewalten gegen Münster bis zur Katastrophe von 1535. Leider ist der dritte Band

nicht mehr erschienen; das groß angelegte Werk blieb ein Torso. Weshalb? Wir wissen es nicht, doch werden wir kaum irre gehen mit der Vermutung, es sei dem Verfasser später klar geworden, daß auch noch ein paar Bände nicht ausreichen würden, um das neue Reich Zion ebenso eingehend zu schildern, wie die vorbereitenden Begebenheiten und Entwicklungen. Einen gewissen Ersatz bieten die von Cornelius später für die Allgemeine deutsche Biographie geschriebenen Artikel über Knipper-Dollink, Mathyszon, Kloprys und Bokelson, sowie ein in den Abhandlungen der Münchener Akademie (XI, 75) veröffentlichter Aufsatz über die Niederländischen Wiedertäufer während der letzten Belagerung Münsters.

Geschichtswerke veralten schnell, wenn sie nicht durch ganz hervorragende Vorzüge sich auszeichnen. Die Geschichte der Wiedertäufer wird heute kaum noch viele Leser finden, doch keiner wird das Buch ohne aufrichtige Anerkennung der darin niedergelegten ehrlichen Gelehrtenarbeit, ebenso der historisch-kritischen Fundierung wie der formvollendeten Darstellung, aus der Hand legen.

Auch von den Fachgenossen, sowie von der preußischen Regierung wurde das Verdienst des rührigen Dozenten nach Gebühr gewürdigt. Schon am 9. Januar 1854 wurde er auf Vorschlag der Fakultät zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Breslau ernannt, am 23. Dezember des nämlichen Jahres als Ordinarius nach Bonn berufen. „Noch sehe ich ihn vor mir auf dem Katheder“ — so berichtet einer seiner ältesten und treuesten Schüler und Freunde, Domherr Ludwig Brockhoff in Aachen, über die Antrittsvorlesung —, „die männliche, stattliche Erscheinung mit dem ganzen Mute und Schmucke der Jugend, mit seiner Herrschaft über die Sprache und mit seiner feinen Diktion

tief Durchdachtes vortragend." Von den Bonner Kollegen trat ihm keiner so nahe, wie der jüngere, geistesverwandte Kampschulte, mit dem er bis zu dessen Ableben in inniger Freundschaft verbunden blieb.

Eine wichtige Wendung in seinem Leben brachte die Übersiedelung nach München. Am 11. August 1856 wurde er — gleichzeitig mit Heinrich v. Sybel — zum ordentlichen Professor der Geschichte in der philosophischen Fakultät der Münchener Hochschule ernannt. Es war der Wunsch des friedliebenden Maximilians II., neben Sybel, der als Protestant und um seiner Hinneigung zum Unitarismus willen in der bayerischen Hauptstadt von vielen mit Mißtrauen betrachtet wurde, auch einen gleich tüchtigen Gelehrten von katholischem Bekenntnis und großdeutscher Richtung mit dem Lehramt der Geschichte betraut zu sehen. König Max mahnte bei der ersten Audienz ausdrücklich zur Wahrung des konfessionellen Friedens, worauf Cornelius antwortete, von seiner Seite werde dieser Friede niemals gestört werden. Während Sybel schon im Wintersemester 1856/57 über französische Revolution vor 64 Zuhörern las, benützte Cornelius noch einen halbjährigen Urlaub zur Vorbereitung auf die neue Tätigkeit. Im Sommersemester 1857 las er sodann fünfstündig über deutsche Geschichte vor 14, einstündig über den Dreißigjährigen Krieg vor 33 Zuhörern. Sybel trug Reformationsgeschichte vor 41 Zuhörern vor. In den nächsten Semestern hielt Cornelius Vorlesungen über neuere deutsche Geschichte seit der Reformation, über neueste deutsche Geschichte seit 1806, über das Zeitalter Dantes, über Geschichte des Mittelalters, über Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts; dabei wuchs die Hörerzahl langsam, aber stetig in die Höhe. Am 15. Dezember 1857 führte er eine geliebte Braut zum Traualtar. Empfänglich für

die stillen, häuslichen Freuden, fand er fortan im Familienleben ein immer neu belebendes Element. Den Kindern, zwei Söhnen, von denen der ältere in der Blüte der Jugend starb, und einer Tochter, war er ein ebenso strenger wie zärtlicher Vater. Anfangs waren die Mittel zur Bestreitung des Haushaltes knapp bemessen; später gelangte die Familie durch Erbschaft zu behaglichem Wohlstand, so daß Cornelius des leidigen Zwanges, um des Geldes willen unliebsame Arbeit auf sich laden zu müssen, enthoben war. Als Kränkung empfand er, daß bei Errichtung des ersten historischen Seminars an der Münchener Hochschule 1857 im Interesse einer einheitlichen Leitung Sybel allein zum Direktor ernannt wurde. Auch nach Sybels Weggang von München wurde das Seminar ausschließlich von dessen Nachfolger Giesebrecht übernommen. 1859 begann Cornelius historische Übungen in seiner Wohnung abzuhalten, doch konnte er sich, obwohl ihm am wenigsten die Befähigung fehlte, Quellen mit kritischem Scharfblick zu behandeln und aus sich selbst zu erklären, neben den Vorständen des Seminars nicht recht behaupten; Schüler in dem Sinne, wie man von Waitzischer, Maurenbrecherscher usw. Schule spricht, hat er nicht herangezogen. Doch Tausende regte er an durch seine Vorlesungen. Auf diesem Gebiete hatte er keinen Nebenbuhler zu scheuen. Der Lehrtätigkeit widmete er auch den größten Teil seiner Arbeitszeit; die täglich notwendige Vorbereitung auf das Kolleg ließ ihm nur noch wenig Muße zu literarischer Arbeit. Anstößig war dem Hörer anfänglich ein gewisses nervöses Pathos, wohl auch das hier und da etwas lebhafte Gebärdenspiel des Redners, doch bald gewöhnte man sich daran und konnte sich ungestört an den gedankenreichen und formvollendeten Vorträgen laben. Cornelius war namentlich ein Meister in

der Kunst, die leitenden Gesichtspunkte hervorzuheben; fast ließe sich von allzu starker Pointierung sprechen. Von aufdringlicher Gelahrtheit keine Spur! Man hatte immer den Eindruck, einen Forscher vor sich zu haben, der zugleich ein Künstler ist, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hat. Er hatte zwar ein Heft vor sich, sprach aber im wesentlichen frei. Er war niemals „der Schauspieler, dem Hekuba nichts ist"; leicht erregbar, wie Niebuhr, widmete er seinem Stoffe die wärmste Teilnahme, und gerade dadurch wirkte er so fesselnd auf die Hörer. Wenn er auf eine ihn besonders anziehende Frage zu sprechen kam, war es, als ob ein geheimer Quell in ihm aufspränge, um als lebendiger Strom von seinem Munde zu fließen; seine Rede wurde dann so mächtig, daß sich niemand dem hinreißenden Eindruck entziehen konnte. Und wie klangvoll war die Stimme, wie edel die Erscheinung, wie hell leuchtend das Auge des Redners! Wer je zu seinen Füßen saß, wird unsere Schilderung nicht des Überschwanges bezichtigen. —

Als 1858 auf Anregung Rankes von König Max eine Akademie, welche die maßgebenden Vertreter historischer Studien von ganz Deutschland umfassen sollte, die „Historische Kommission", gestiftet wurde, bedurfte es eines königlichen Machtspruches, um für Cornelius die Aufnahme zu erwirken. Denn wie innig Cornelius seinen Lehrer Ranke verehrte, zu Sybel wollte sich ein freundschaftliches Verhältnis nicht anbahnen. Auch an Friktionen mit anderen „Berufenen" fehlte es nicht, während er mit dem „laisser aller" der „Autochthonen" sich ebensowenig befreunden konnte. Nur an einen der einheimischen Gelehrten, an Doellinger, schloß er sich rückhaltlos an. Häufig konnte man die beiden Gelehrten abends im Englischen Garten in eifrigem Gespräch lustwandeln sehen, Doellinger mit heiterer und doch ver-

schlossener Miene, die zu sagen schien: „Schaut mich nur an, ihr werdet mich doch nicht durchschauen“, Cornelius mit leuchtenden Augen und lebhaften Gebärden! Ihm war es Bedürfnis, nicht bloß seiner Überzeugung, sondern auch seinen Empfindungen völlig ungefärbten Ausdruck zu geben. Dieser Drang ließ ihn oft sogar hart und rücksichtslos erscheinen; seine Kritik fiel unter Umständen sehr herb aus, doch blieb sie immer sachlich; mit Lob war er sparsam, doch wenn er es spendete, war es von edelstem Gepräge.

Unbekümmert um Beifall und Mißfallen, schlicht und anspruchslos, suchte er Genugtuung nur in Erfüllung seiner Pflicht. In jüngeren Jahren gab er gegen Auszeichnungen aller Art, gegen „systematische Korrumpierung des Lehrerstandes“, wie es Schopenhauer nennt, offen seinen Widerwillen kund; im Alter ließ er sich Ehren und Würden gefallen, legte aber keinen Wert darauf. 1890 erhielt er den bayerischen Kronenorden, der dem Empfänger den persönlichen Adel verleiht; Cornelius suchte jedoch um die erforderliche Eintragung in die Adelsmatrikel nicht nach. In Mildtätigkeit sah er eine Pflicht und eine Freude; er verwendete beträchtliche Summen auf Unterstützung von unbemittelten Studierenden und jungen Gelehrten, und in wie zartsinniger Form wurden diese Gaben gespendet!

An den Arbeiten der Historischen Kommission nahm Cornelius regen Anteil. In der Plenarversammlung von 1860 stellte er den Antrag auf Herausgabe der politischen Korrespondenz der Fürsten aus dem Hause Wittelsbach von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Kriege. Die Kommission erhob den Antrag zum Beschlusse, zerlegte aber den Stoff des großen Umfanges wegen in drei Abteilungen, die Pfälzer Korrespondenz des 16. Jahrhunderts, die bayerische derselben Zeit und den Briefwechsel

beider Linien in den ersten Jahrzehnten vor dem großen Kriege. Die Leitung der letzten Abteilung übernahm Cornelius selbst. Obwohl er bald darauf in Felix Stieve einen ausgezeichneten Mitarbeiter erlangte, kann das Unternehmen, das den Quellen-Rohstoff gewissermaßen schon gesichtet und gereinigt den Historikern übermitteln soll, nicht als ein glückliches bezeichnet werden. Denn während die Aktenpublikation viel zu breit angelegt ist, als daß sich Lehrer und Geschichtsfreunde, denen es nur um allgemeine Orientierung zu tun ist, auf ihre Untersuchung einlassen könnten, wird einem gewissenhaften Forscher, der die Geschichte jener Periode schreiben will, die Benützung der Archive doch nicht erspart.

In jener bewegten Zeit, welche die Entscheidung über Deutschlands Schicksal bringen sollte, trat wieder, wie 1848, in erster Reihe an die Vertreter der historischen Wissenschaften die Forderung heran, am Bau des nationalen Staatswesens mitzuhelfen. Cornelius entzog sich dieser Verpflichtung nicht, doch war das ethisch-humanistische Interesse in ihm lebendiger, als das politisch-patriotische. Dies trat zutage, als gleichzeitig mit dem großen Waffengang zwischen Deutschland und Frankreich der heiße Kampf gegen den päpstlichen Absolutismus entbrannte. Er fügte sich willig in die seit 1848 und 1866 eingetretene Wandlung der deutschen Verhältnisse, doch mit wahrem Feuereifer warf er sich in die kirchenpolitische Bewegung, in welcher die Münchener Hochschule die Führung ergriffen hatte. Er konnte sich der Furcht nicht entschlagen, daß die vom ökumenischen Konzil in Rom gefaßten Beschlüsse das Band zwischen Religion und Wissenschaft für immer lösen würden, und als Doellinger offenen Widerstand gegen die absolutistische Partei in der Kirche erhob, trat Cornelius fest und entschlossen auf

die Seite des Freundes. Besaß er doch, was Anselm Feuerbach vom Historiker wie vom Richter fordert, „jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt, und jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichenden, durch keine Gewalt zu beugenden Arm die Wage der Gerechtigkeit stets in sicherem Gleichgewicht hält!" Im Anfang wurde der Kampf gegen Rom in Deutschland fast von allen Seiten als zeitgemäße, rühmenswerte Tat begrüßt, doch allmählich wurde es einsam um die Streiter, und schließlich wurden sie von den Vernunftgläubigen, denen auch die altkatholische Bewegung noch allzu rückständig erschien, verspottet, von Rom gebannt. Doch unbeirrt durch Zustimmung und Verunglimpfung ging Cornelius seinen einsamen Weg weiter, treu dem Ideal des Kirchentums, das er von Jugend an im Busen trug.

Wie gewaltig der Bruch mit der alten Kirche seine Seele aufregte, bewies die Rede bei Antritt des Rektorats der Münchener Hochschule am 11. Dezember 1875, die in eine bittere Anklage gegen die herrschenden Gewalten in Kirche und Staat ausmündete. Der Redner brachte den Aufschwung Deutschlands in Vergleich mit dem Niedergang Frankreichs und erklärte die Tatsache aus dem Bündnis der französischen Regierung mit dem Klerus, einem Bündnis, das immer nur unheilvoll für beide Teile wirken könne. In Deutschland habe doch wenigstens ein Teil der Kirche, obwohl vom weltlichen Arm nichts weniger als geschützt, der brutalen Unwahrheit sich widersetzt. Freilich, nur eine Minderheit habe sich diesen Ruhm gewahrt, doch für die Weltgeschichte gebe es eine eigene Arithmetik; nicht selten seien erst von späteren Jahrhunderten die Nullen an die Ziffern gefügt worden. Der Redner schloß mit feurigem Lob der Mün-

chener Hochschule, die unentwegt fortschreiten möge auf der Bahn der Freiheit und der Wahrheit, geleitet vom größten ihrer Lehrer, dem ruhmvollen Pfadfinder der deutschen Kirche.

Die Rede machte großen Eindruck; manche Stellen riefen lauten Beifall hervor, wie er sonst an solcher Stätte nicht üblich ist. Als aber auch freisinnige Kollegen den heftigen Angriff auf die Anhänger der römischen Kirche mißbilligten, gab Cornelius die Rede nicht in den Druck. Ja, später beklagte er selbst, daß er sich zu weit habe hinreißen lassen. „Aber es mußte einmal gesagt werden!" Noch einmal gab er ähnlichen Gedanken Ausdruck, als er 1890 in einer akademischen Rede zum Gedächtnis Doellingers den „zweiten Reuchlin" pries, den schlichten und stillen deutschen Mann, der an Wissen und sittlicher Gediegenheit auch die glänzendsten Vertreter der romanischen Welt überrage.

In einen neuen Arbeitskreis wurde Cornelius durch ein Vermächtnis seines Freundes Kampschulte gedrängt. Dieser starb bald nach Veröffentlichung des ersten Teiles seiner auf drei Bände berechneten Biographie Calvins (1872). Dem letzten Wunsche seines Freundes entsprechend, übernahm Cornelius die Fertigstellung des Werkes. Zunächst glaubte er sich durch eigene archivalische Forschung ein selbständiges Urteil bilden zu müssen. Er verbrachte fortan alljährlich die Ferien in Genf und Bern, wo er aus Bibliotheken und Archiven reichen Quellenstoff gewann. Einen Teil verarbeitete er zu Vorträgen, die in den Schriften der Akademie im Druck erschienen. 1886 erschien die höchst dankenswerte Studie: Die Verbannung Calvins aus Genf im Jahre 1538. Der Verfasser sucht darin die Frage zu beantworten, wie es kam, daß die erste Periode der Wirksamkeit des Reformators in Genf ein so jähes Ende fand. In der Beurteilung des stürmischen Parteitreibens gelangt er, haupt-

sächlich auf die Ratsprotokolle sich stützend, zu einem ungünstigen Urteil über den „protestantischen Innocenz III.“ Von Adolf Zahn wurde deshalb beklagt, daß „der Altkatholik“ Cornelius seinen Helden allzu kühl und nüchtern aufgefaßt habe. Doch schon Georg Loesche hat den Vorwurf zurückgewiesen: „Wer der Wissenschaft besser dient, die behutsamen und gerechtigkeitsliebenden Kampschulte und Cornelius oder der apokalyptisch gestimmte Advokat Calvins, darüber ist es schwer, zweifelhaft zu sein.“ Cornelius verfolgt keineswegs die Absicht, den Genfer Diktator in ungünstige Beleuchtung zu stellen; er läßt nur die Briefe und Urkunden reden, und wenn von ihnen eine Erklärung nicht geboten wird, läßt er die Streitfrage auf sich beruhen, ohne durch gewagte Folgerungen die Lücke auszufüllen. Die Reformierte Kirchenzeitung hat gegen den Fortsetzer Kampschultes den Vorwurf erhoben, er habe nicht gebührend beachtet, daß unter den gegebenen Umständen „das, was wir heutzutage Toleranz nennen, einem Aufgeben der Reformation gleich gewesen sein würde“. Doch Cornelius selbst hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß kein einziger von den unbefangenen und urteilsfähigen Zeitgenossen die Haltung Calvins billigte, daß auch die treuesten Freunde und Gönner abfällig darüber dachten und schrieben. Cornelius ließ sich keineswegs den Fehler zu schulden kommen, die Genfer Kämpfe nach modernen Gesichtspunkten zu beurteilen, im Gegenteil, er suchte sich mit der ganzen Energie seines Geistes in die Eigenart der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse zu vertiefen. Daß trotzdem auch subjektive Neigung und Abneigung in die Wagschale fallen, ist bei Geschichtsbetrachtung überhaupt unvermeidlich. Die Wiederkehr Calvins nach Genf wurde in drei, ebenfalls nur aus archivalischen Quellen gezogenen Schriften behandelt.

Zur Zusammenfügung dieser Quadern und Ornamente sollte es nicht mehr kommen. Unerwartet traf den Rüstigen ein Schlaganfall. Fortan war wenigstens ein ernstes, anstrengendes Arbeiten nicht mehr möglich. Cornelius gab sich zwar noch eine Zeitlang der Hoffnung hin, die Folgen des Unfalles überwinden und zu seinem Tagewerk zurückkehren zu können. Als jedoch die alte Kraft nicht wiederkehrte, überließ er einem jüngeren Kollegen, Dr. Walter Goetz, seine und seines Freundes Kampschulte Papiere; er selbst stellte nur noch eine Auswahl seiner Calviniana und anderer kleiner Arbeiten, „lauter Trümmer, die den Weg zu dem lange Zeit unerreicht gebliebenen und jetzt unerreichbar gewordenen Ziel seiner Wünsche bezeichnen", zusammen und verteilte die Bände mit der eigenhändigen Widmung: „Dank fürs Leben! Gruß zum Abschied!" unter seine Freunde. In das Sammelwerk sind auch einige von den kleinen biographischen Aufsätzen aufgenommen, die er als Nekrologe auf Mitglieder der Akademie in seiner Stellung als Sekretär der historischen Klasse zu verfassen hatte — Kabinettstücke einer freimütigen, doch niemals die Pietät verletzenden Charakteristik.

Bis zum siebzigsten Lebensjahre wirkte Cornelius als Lehrer und Führer der Jugend. 1899 trat er in den Ruhestand, blieb aber der Fakultät ein treuer Berater, immer bereit, für die unverrückbaren Rechte der wissenschaftlichen Forschung und für die deutsche Hochschule als geistige Hochwarte einzustehen. 1900 konnte er die wenigen beschiedene Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums begehen. Dabei konnte er sich mit Genugtuung überzeugen, daß von Vertretern der verschiedenartigsten Richtungen das Verdienst des „Altmeisters der Reformationsgeschichte" dankbar gewürdigt wurde. In der Adresse der Münchener philosophi-

schen Fakultät war besonderer Nachdruck gelegt auf die Schönheit seines Gelehrtenlebens, die seinem ganzen Tagewerk bei der strengsten Wissenschaftlichkeit einen idealen Zug verleihe.

In der Kaulbachstraße, fernab vom Gewühl der Stadt, wohnte er in einem einfach, aber geschmackvoll und behaglich eingerichteten Familienhaus. In einem geräumigen Garten konnte er unter schattigen Kastanien lustwandeln oder die zwitschernden Gäste großer Vogelhäuser füttern; den größten Teil des Tages verbrachte er in seinen Arbeitszimmern, deren Wände mit einer auserlesenen Bücherei bedeckt waren. Nur vielseitig ausgedehnte Lektüre, pflegte er zu erörtern, könne das heute für den Historiker zur Notwendigkeit gewordene „Spezialistentum" unschädlich machen. In seiner Bibliothek befand er sich immer in bester Gesellschaft; das was gemeinhin „geselliges Leben" genannt wird, konnte ihn nicht anziehen. Dagegen lud er gern einmal ein paar Kollegen oder Schüler in sein Haus, und diese Gäste rühmten einmütig, daß Cornelius nicht bloß eine vorzügliche Bibliothek, sondern auch einen gewählten Weinkeller sein eigen nenne. Vielleicht könnten — so wurde von jüngeren Fachgenossen respektlos kalkuliert — auch uns so feine Vorträge gelingen, wenn uns das Köstlichste, was das Gestade des Rheins hervorbringt, täglich den Geist erfrischen würde. Unvergeßlich wird allen Gästen die ehrwürdige Erscheinung des Wirtes bleiben. Das bartlose, scharfgeschnittene Gesicht, auffällig an den großen Oheim Peter erinnernd, verriet zwar die Spuren des Alters und der Krankheit, doch der Ausdruck war nichts weniger als greisenhaft, das Auge noch immer hell und klar; bei lebhafter Wechselrede vergaß man vollends der äußeren Hinfälligkeit des schönen Greises.

Gegen Ende des vorigen Jahres trat die Krankheit in die letzte Phase. In einen Zustand von halbem Schlaf oder halber Betäubung versunken, vermochte er nur noch schwer die Gedanken zusammenzuhalten. Es war unsäglich traurig, wenn er das Gespräch nach kurzer Dauer hastig abbrach: „Ich bitte, lieber Freund, gehen Sie jetzt! Ich habe nicht mehr die Kraft, zu denken!“

Immer tiefere Schatten umnachteten seinen Geist, bis ihn der letzte, dauernde Schlaf umfing. An seinem Grabe gedachten wir, indem wir nochmals die Werke und Tage des Verewigten, der Zierde unserer Hochschule, überblickten, eines schönen Wortes von Friedrich Paulsen: „Der Ruhm, die Hauptträgerinnen der deutschen Wissenschaft zu sein, wird den deutschen Universitäten sicher sein, solange sie als Erbe der Vergangenheit bewahren jenen Geist der Innerlichkeit, die stille Freude an der Sache, die Treue der Arbeit und die Liebe zur Wahrheit, die über alle Absichten und Rücksichten hinweggeht.“

1901. Deutsche Buch- und Kunstdruckerei G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Friedrich Schmidt,**
Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium.

Prof. A. v. Werner,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungs-Rat
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
Geheimer Regierungsrat und ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. **Max Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populär-wissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Geheimer Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 32 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXI Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Fr. v.,** Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

***Heyse, Paul,** Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

***Hopns, Georg,** Die alte Welt.

***Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

†**Vambéry, Hermann,** Sittenbilder aus dem Morgenlande.

†**Lorm, Hieronymus,** Philosophie der Jahreszeiten.

†**Büchner, Ludwig,** Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul,** Alfred de Musset

†**Bodenstedt, Fr. v.,** Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.,** Entlegene Kulturen.

***Reclam, C.,** Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz,** Literarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.,** Lessing. Ein Lebensbild.

†**Lazarus, M.,** Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

†**Büchner, Ludwig,** Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

†**Cassel, Paulus,** Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold,** Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

***Lorm, Hieronymus,** Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max,** Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf,** Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyßig, Friedrich,** Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

***Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

***Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

†**Ehrlich, H.,** Lebenskunst u. Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

***Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

†**Klein, Hermann J.,** Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

†**Brahm, Otto,** Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

***Gottschall, Rud. v.,** Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

***Preyer, W.,** Aus Natur- und Menschenleben.

***Jähns, Max,** Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

***Lotheißen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

***Meyer, Jürgen Bona,** Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

***Herrmann, Emanuel,** Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

***Meyer, M. Wilh.,** Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von,** Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel,** Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.,** Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.,** Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.,** Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. v.,** Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.,** Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

***Büchner, Ludwig,** Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

***Sterne, Carus,** Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

***Gottschall, Rud. v.,** Studien zur neuen deutschen Literatur.

***Falke, Jacob v.,** Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

***Werner, Reinhold,** Auf fernen Meeren und Daheim.

***Ullrich, Titus,** Reisestudien.

***Jähns, Max,** Über Krieg, Frieden und Kultur.

***Diercks, G.,** Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
***Fitzner, Rud.,** Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

***Falke, Jakob von,** Aus alter und neuer Zeit.
***Frenzel, Karl,** Rokoko, Büsten und Bilder.
***Ehrlich, H.,** Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
***Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

***Wegener, Georg,** Zum ewigen Eise.
Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
***Hirschfeld, G.,** Aus dem Orient.
***Haacke, W.,** Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

***Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch.
***Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.
***Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
***Zabel, Eugen,** Russische Literaturbilder.
***Below, Ernst,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
***Lindau, Paul,** An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

***Gottschall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
***Münz, Sigmund,** Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

***Münz,** Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
***Reuleaux, F.,** Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
***Zimmermann, A.,** Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
***Wegener, Georg,** Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

*Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

*Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.

*Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.

*Canera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

*Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.

*Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".

*Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.

*Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Abteilung XXX

Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.

*v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.

Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.

*Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.

*Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.

Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.

Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen, hrsg. von Georg Wegener.

Heigel, Karl Theodor von, Biographische und kulturgeschichtliche Essays.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	*M.*	jetzt	20	*M.* kosten.
10	"	"	60— 80	"	"	35	" "
15	"	"	90—120	"	"	50	" "
20	"	"	120—160	"	"	65	" "
25	"	"	150—200	"	"	80	" "
30	"	"	180—240	"	"	95	" "
35	"	"	210—280	"	"	110	" "
40	"	"	240—320	"	"	125	" "
50	"	"	300—400	"	"	155	" "
60	"	"	360—480	"	"	183	" "
70	"	"	420—560	"	"	210	" "

Die mit † versehenen Bände können nur noch bei Abnahme sämtlicher Abteilungen abgegeben werden.